



Prose Fiction

Sophie

1830

Erzählungen

Therese Huber

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Huber, Therese, "Erzählungen" (1830). *Prose Fiction*. 73.

<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/73>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Therese Huber

Erzählungen

Therese Huber: Erzählungen

Geschichte eines armen Juden:

Entstanden: 1815.

Drei Abschnitte im Leben eines guten Weibes:

Entstehungszeit unbekannt.

Alte Zeit und neue Zeit:

Entstanden: 1823.

Theorrytes, Geschichte eines Priesters:

Entstehungszeit unbekannt.

Die Frau von vierzig Jahren:

Erstdruck: Wien (Anton Pichler) 1800.

Der Traum des Lebens:

Entstehungszeit unbekannt.

Textgrundlage sind die Ausgaben:

Therese Huber: Erzählungen. Herausgegeben von Viktor Aimé Huber,
Theil 1–6, Leipzig: F. A. Brockhaus, 1830–1833.

Dieses Buch folgt in Rechtschreibung und Zeichensetzung obiger
Textgrundlage.

Die Paginierung obiger Ausgaben wird hier als Marginalie zeilengenau
mitgeführt.

Inhalt

Geschichte eines armen Juden	4
Drei Abschnitte im Leben eines guten Weibes	35
Alte Zeit und neue Zeit	65
Theorrytes, Geschichte eines Priesters	86
Die Frau von vierzig Jahren	116
Der Traum des Lebens	160

Geschichte eines armen Juden

Ich möchte gern etwas Fröhliches erzählen; da ich aber nicht auf dem Felde der Phantasie einen Strauß pflücke, sondern von dem langen Wege der Erfahrung meine Erinnerungen mir zuströmen, so will selten die Geschichte eines glücklichen Menschen mir gelingen. Verzeiht mir also, Ihr Frauen, denen diese Blätter zuerst gewidmet sind, daß ich Eure Aufmerksamkeit für Unglückliche niedern Standes in Anspruch nehme! – Einzig betrüben will ich Euch nicht. Unter dem düstern Lebenshimmel, wo Labäo und Sophie wandelten, blühten auch Blumen, und auf ihrem rauhen Pfade senkten sich Keime in den Boden, die jenseits im reinen Himmelblau schön emporstreben werden. Und wenn demnach Euer Sinn einen Augenblick getrübt wird, so kauft damit das billige Nachdenken über das unaufhaltsame Rollen des Schicksals, wenn sein ehernes Rad einmal den abhängigen Boden des Irrthums berührt; kauft damit den milden Entschluß, auch in dem unscheinbarsten Unglücklichen den fühlenden Menschen zu ehren und nie den Zorn der strafenden Gottheit da zu erblicken, wo die leidende Menschheit erseufzt.

Im Elsaß lebte noch im Jahr 1792 eine reiche Judenfamilie, die so ungleich zusammengesetzt war, wie die Misverhältnisse dieses Volks zu der Gesellschaft es so oft veranlassen. Moses, der Großvater, hatte durch die gemeinste Judenbetriebsamkeit den Grund zu dem Vermögen des Hauses gelegt. Er war ein Mann von gewaltsamem Charakter, unermüdeter Thätigkeit und Scharfsinn. Diese Eigenschaften, in der peinlichen Beschränkung seiner Lage, bei den unaufhörlichen Beeinträchtigungen von Seiten der Gesetze und bei den Verletzungen von Seiten der Gesellschaft, hatten ihm den Haß und die Bitterkeit gegeben, die sein ganzes Leben zu einem Rachegeschäft machten. Daß diese Rache die Werkzeuge, welche er in seiner Lage vorfand, gebrauchte, lag in der Natur der Sache. Moses mordete nicht, vergiftete keine Brunnen, schlachtete keine Christenkinder, wie christlicher Haß ehemals die Juden beschuldigte; aber er ward reich auf Unkosten jedes Christen, und empfand nach jeder Bereicherung viel mehr Triumph, sein Volk gerächt zu haben, als Freude über seinen Gewinnst. Er selbst war nie aus dem elenden Haushalt seines Ahnherrn gezogen; die Geldkiste schimmelte in der feuchten Kammer; die Zobelmütze, die er in der Synagoge trug, schien ins Wasser getaucht, – sogar nicht sein Sohn, der einzige, den ihm von vierzehn Kindern, in denen er Abra-

hams Segen oft frohlockend gepriesen hatte, die Wuth einer zweimaligen Blatternseuche übrig ließ, zog ihn aus der ärmlichen Wohnung. Dieser Sohn, Moses Levi, trat in einem Zeitalter, verschieden von dem, in welchem sein Vater begonnen, die Handelsgeschäfte an. Unter dem eisernen Manne zur Biegsamkeit gebildet, bog er sich dem seinen willig an. Er war ein moderner Jude, benutzte das im Kleinen zusammengescharte Geld zu größern Unternehmungen, gewann ungemein viel und versöhnte damit des Vaters Widerwillen gegen seine Untreue an der alten Sitte der Väter. Wie Levi geheirathet hatte und zahlreiche Enkel um den Alten herumkreisten, empfand er auf Augenblicke weniger Haß gegen die Treiber seines Volks, weil der äußere Glanz, der seine Enkel umgab, einen Theil der gewohnten Schmach von ihnen abhielt. Dennoch ließ er sich nie bereden, seines Sohnes schönes Haus in der Stadt zu beziehen, sondern hielt sich in dem Nebengebäude eines schönen Landhauses auf, das dieser eine Stunde davon besaß, und trieb, einen Waarensack auf dem Rücken, trotz seines hohen Alters viele Jahre seinen mühseligen Handel fort.

Von allen seinen Enkeln war ihm Labäo, einer der jüngsten, am liebsten. Ernst und folgsam, wie der Knabe in früher Kindheit war, glaubte er sich in ihm wiederaufleben zu sehen. Er stellte ihm zu Liebe nach und nach seine Handelswanderungen ein, blieb, um den Knaben um sich zu haben, zu Hause, lehrte ihn die Sprache seines Volks und las mit ihm seine Geschichten. Durch den schneidenden Gegensatz von Moses Judenärmlichkeit zu Moses Levi's Überfluß, von der Verachtung, die seinem Großvater überall begegnete, und der Sicherheit, mit der sein Vater auch vornehme Christenherren ansprach, lernte Labäo die Misverhältnisse seines Volks zu der Gesellschaft sehr früh empfinden. Beide verletzten sein weiches Herz, beide erweckten früh schmerzliches Nachdenken in ihm. Dreizehn Jahre war er alt, als im Sommer von 1792 die Volksunruhen den unglücklichen Hebräern im Elsaß die Verfolgung zuzogen, an der kein rechtlicher Bürger Theil nahm, und die von den Volksmännern selbst mit Abscheu verworfen ward. Moses Levi hielt sich eben mit all den Seinen auf seinem Landgute auf; die Blattern, die ihn von vierzehn Kindern zum einzigen Sohn gemacht hatten, herrschten damals von neuem und nahmen ihm sein Weib und seine beiden ältesten Söhne. Schon im dritten Tage saß er im Staub und in der Asche; da trat sein alter Vater vor ihn und tröstete ihn mit Elihu's Worten: »Siehe, Gott wird Dich reißen aus dem Rachen der Angst, die keinen Boden hat, und Dein Haus wird Ruhe haben, voll alles Guten.« – Da brach das wüthende Gesindel in den Hof herein, ein

Theil trieb das Vieh fort, ein anderer plünderte das Haus; endlich legte man Feuer an, und am folgenden Morgen war von Moses Familie keiner mehr zu sehen. Moses Levi ward, wie man später sagte, im Schutt erschlagen gefunden; seine älteste Tochter sah man in der Angst in den nahfließenden Rhein fallen oder springen; ein Paar der jüngern Kinder bettelten lange bis Worms und Oppenheim hinab und sollen, wie ihrem unglücklichen Volke wieder Ruhe zu Theil ward, von ihren Glaubensgenossen versorgt worden sein. Moses und Labäo wurden aber nie mehr gesehn.

Bei dem Einbruch der Unmenschen war der Alte, von der Furchtsamkeit, die auf dieses Volks gedrückter Seele lastet, getrieben, sogleich auf eine Hinterthür zugeeilt. Hier begegnete er Labäo, der bei des Vaters Angstgeschrei, nur von seinem kindlichen Gefühl beseelt, sich hinzudrängte. Der Alte riß ihn heftig mit sich fort. Der tiefsten Ehrfurcht gewohnt, folgte ihm der Knabe, laut schreiend und emphatische Flüche auf die Mordbrenner herabrufend. Zwischen Hecken und in Gärten versteckt oder fortschleichend, erreichten sie den Gottesacker ihres Volks, wo die Nacht sie bald vollends verbarg. Sie sahen an dem Widerscheine, der die hohen Gipfel des nah anstoßenden Waldes färbte, und an dem rothen Himmel ihnen gegenüber, daß ihr Landgut hinter dem Hügel brenne. Labäo weinte; der Alte zerriß seine Haare und rief mit den Worten des Psalms Verderben auf seine Feinde herab. Nach einiger Zeit ließ die erlöschende Feuerröthe am Himmel die Sterne wahrnehmen, und sie belehrten Moses, daß es Mitternacht sei. Er ward still und blickte furchtsam nach einem Punkte des Kirchhofs, wo die frisch aufgeworfene Erde frische Gräber verrieth. Labäo kannte den Ort und weinte still um seine Mutter und Brüder. Moses zog ihn am Kleide und zeigte wieder hin; sein langer weißer Bart zitterte bei dem lauten Zusammenschlagen seiner Zähne, sein dünnes Haar sträubte sich. Der Knabe erblickte auf den flachen Gräbern weiße Wolkengebilde, die bald gerade emporsaßen, bald, vom leisen Nachthauch bewegt, an den Gräbern hinabgleiteten, bald sich gegeneinanderneigten und auf einige Momente ihre weißlichen Gestalten vereinigten. Labäo erschrak; aber nicht um zu fliehen. Sein Großvater hatte ihn gelehrt, daß die Geister der Verstorbenen, bis die Elemente ihre Grundstoffe zurücknehmen, um die Gräber schweben und sich von ihrem vergangenen Leben unterreden. Gern hätte er der Mutter noch ein Lebewohl gesagt, aber wohl wissend, daß sie ihn nicht ferner vernehmen dürfe, beneidete er die Bruderseelen, wenn sich ihr Dunstgebild dem der Mutter zuneigte. Sobald der Morgen graute, gingen die beiden Unglücklichen in den Wald

hinein und aßen ein Paar Tage Wurzeln und Beeren, bis sie in die Franche Comté kamen, die keinen Theil an der elsasser Unmenschlichkeit gegen ihr Volk genommen hatte. Dann zogen sie weiter durchs Land über den Jura in die französische Schweiz. Der Alte wollte nach Triest, wo sein Sohn mehrere Handelsverbindungen gehabt hatte; aber sein Unglück hatte seinen Kopf so zerrüttet, daß er in der Irre umherzog. Anstatt gefaßter zu werden, mischte sich je mehr und mehr wirklicher Wahnsinn zum Gefühle seines Elends. So kam er eines Tages auf ein Landgut am neuchateller See. Die weiblichen Bewohner waren, nach der ehrwürdigen Einfalt ihrer Sitten, selbst beschäftigt, das reingewaschne Weißzeug auf den Grasboden zu legen; Moses Erscheinung mit seinem Knaben zog sie von ihrem Geschäft ab. Der lange Greis war in einen dunkelrothen Schlafrock gehüllt, wie er ihn am Abend seiner Flucht getragen hatte; eine mitleidige Frau hatte ihm unterwegs ein Stück eines grünen Zeuches geschenkt, sein kahles Haupt damit vor dem Regen zu verwahren. Das hing schräg über seine Schultern; sein weißer Bart reichte bis zu seinem Gürtel herab; sein nackter Scheitel war von dünnen, ganz gebleichten Haaren begränzt. Mit einer Heftigkeit, die im Erzählen stieg, trug er sein Unglück vor. Mit der einfachen kräftigen Action, die das Volk aus seinem Stammlande übrig behielt, stand er mitten unter seinen Zuhörern. Bald ward seine Erzählung eine fortgesetzte Verwünschung. Schon lange drückte er sich nicht mehr französisch aus, sondern stieß in den befremdlichen Tönen des jüdischen Hebräisch die üblichen Fluchesformeln aus. Ein starker Wind wehte seinen Bart in die Luft hinaus, zauste seine dünnen Locken; das weite Gewand, das grüne Tuch flatterten hinterwärts; seine entfleischten Arme streckte er, Rache rufend, gen Himmel. Daneben stand Labäo, von Hunger und Gram verzehrt, ein Bild der in Elend ersterbenden Kindheit. Unter seinen großen, schwarzen Wimpern sahen seine niedergeschlagenen Augen wie verschlossen aus, als könnt' er den Anblick des Lebens schon nicht länger ertragen. Jetzt stürzte der Alte ermattet an der Treppe nieder und schlug in dem Unsinn seines Zorns den Kopf mehrmals auf die steinernen Stufen. Labäo trat herzu, kniete, faßte das verletzte Haupt in seine Arme, und der körperliche Schmerz brachte den Alten zur Besinnung. Von milden Gaben überhäuft verließen beide den Landsitz. Moses war sehr ermattet; die Nacht überfiel sie auf einer Höhe, wo die Reuß im tiefsten Felsbette dem See zueilt. Da lagerten sie sich unter einem Baum. Der Mond schien hell. Moses schleppte sich auf einen Felsen dicht am Absturz und befahl seinem Enkel, mit ihm zu beten. Lange that er es

stille, bis des Ahnherrn furchtbares Ächzen ihn bewog, sein Angesicht aufzurichten. Er sah ihn mit ausgestreckten Armen flehend gen Himmel sehen; der volle Mond erleuchtete sein blasses Gesicht; seine graue Wimper zitterte vor dem Glanze der Nachtleuchte, als könne sie keinem irdischen Lichte mehr stehen. Wie der Betende Labäo aufblicken sah, legte er heftig seine Hand auf sein Haupt, schien Segensworte zu sprechen, aber drückte es nieder. Der Knabe verhüllte sich schauernd; die Hand entzog sich ihm, er hörte den Großvater nochmals seufzen, dann seine Lage verändern und langsam sich abwenden. Von unendlichem Grauen ergriffen, sprang er auf – da glitt der Körper des eben entseelten Alten, von seiner leblosen Schwere hingezogen, den Felshang hinab und stürzte in den angeschwollenen Fluß, der seine Wellen über ihm zusammenschlug.

143

Labäo heulte laut in hülflos wildem Schmerze; im ersten Moment wollte er ihm nachstürzen; der Anblick der gewaltigen Wogen, die mit weißem Schaum aus der finstern Tiefe heraufblickten, schreckten die Lebensliebe in der Brust der Jugend auf, daß er von dem Absturz zurücktaumelte. Die ganze Nacht irrte er in der unbekanntem Gegend umher, um an das Bette des Flusses zu kommen und Menschen und die Leiche des Großvaters zu finden. Es ward Tag, ehe er sich aus den Felsklüften herausfand. Die Landleute hörten untheilnehmend auf seine jammervolle Geschichte; die ihm Aufmerksamkeit schenkten, sagten kaltblütig: wenn sein Großvater bei der Kluft des Frühlings hineingestürzt sei, wie es nach seiner Beschreibung der Fall wäre, so finde ihn jetzt kein Mensch wieder; erst mit der Herbsttagesgleiche höb' ihn die Flut aus den Klüften empor. Es schien Labäo, als hätte die Natur selbst ihr Siegel auf dieses tiefe nasse Grab gedrückt; ohne die Gründe der Leute zu begreifen, verlor er den Muth ferner zu bitten; seine Kräfte waren erschöpft; seit ihm seines Großvaters Elend nicht mehr beschäftigte, fühlte er sich so hülflos und verlassen, daß er schüchtern den See hinabwärts schlich, froh, mit stumm erbetteltem Brote sein Leben zu fristen. Eines Abends kam er in ein Dorf, wo Jahrmarkt gewesen war. Die Krämer saßen um den Weinkrug und erzählten sich die schrecklichen Schicksale, welche die Juden vor wenigen Wochen im Elsaß erlebt hatten. Mit roher Gehässigkeit schimpften sie auf das verachtete Volk, konnten kaum ihre Schadenfreude über das ihnen eben widerfahrne Unglück verbergen; sie behaupteten, kein Binnenhandel könnte gedeihen, bis diese ganze Nation vertilgt sei. Labäo saß abgemattet auf der Thürschwelle; wie er diese Reden hörte, wünschte er sich in die Fluten, die seinen Großvater begruben. Am folgenden Tage wanderte er

144

durch ein andres Dorf, wo vor einem ansehnlichen Hause ein betagtes Frauenzimmer saß und freundlich mit einer Bäuerin sprach. Sie hatte einen Korb mit Obst neben sich stehen. Labão hatte noch nichts genossen, seine Kräfte schwanden; sein Hunger und die Güte im Gesichte dieser Frau gaben ihm Muth, um ein Paar Birnen zu bitten. Die Dame gab sie ihm, hieß ihn sitzen und schickte die Bäuerin, Brot für ihn aus dem Hause zu holen. Dann fragte sie ihn, ob er auch einer der Unglücklichen sei, welche die Bauernwuth aus Frankreich vertrieben. Die Erinnerung der Härte,
145 mit der man gestern über sein Volk geurtheilt hatte, benahm ihm den Muth, sich ausdrücklich als Jude zu bekennen; er benutzte den doppelten Sinn dieser Frage, die alle Ausgewanderte meinen konnte, und beantwortete sie mit einem schüchternen Ja. Nun folgten mehrere Fragen, die den Knaben in Lügen verwickelten, aber ihm auch, wie es so leicht geht, die Lügen selbst vorspannen. Er war eines Pächters Sohn, sein Vater erschlagen, seine Heimath verbrannt – dieses wahre Märchen kam endlich heraus. Die alte Dame ward von des Armen schönen Zügen und sichtbarer Erschöpfung innig gerührt. Sie ließ ihn von einem Bedienten in das Wohnhaus führen; er erhielt reine Wäsche und schlief seit seiner Flucht zum ersten Mal wieder in einem Bett. Am andern Morgen war er augenscheinlich gestärkt; seine Wohlthäterin gab ihm eine leichte Gartenarbeit, die er zu ihrer Zufriedenheit vollbrachte, und nach wenigen Tagen Probezeit, während der sie ihn beobachtete, erlaubte sie ihm, als Gärtnerbursche im Hause zu bleiben. Man war in jener Zeit an so viele befremdliche Erscheinungen des Unglücks gewöhnt, daß die Sonderbarkeiten in Labão's Betragen keinen Verdacht erweckten. Er hatte sich Leo genannt, wie seine Mutter ihn in feiner Gesellschaft zu nennen pflegte; seine Kenntniß des Hebräischen verschwieg er sorgfältig, und jedem andern Widerspruch in der Rede entging er leicht, da ihm sein Kummer das Schweigen lieb machte. Er ward seiner Wohlthäterin so werth, daß er bald, mit Kleidern und Wäsche wohl versehen, seine Lage für sehr tröstlich hätte halten
146 können, hätte nicht der Betrug, in den er sich verwickelt sah, all' seinen frohen Muth zerstört. Dieser Betrug ward dadurch noch unzerstörbarer und peinlicher, weil unter den heilsamen Lehren, die seine gute Herrschaft ihm unaufhörlich wiederholte, die Warnung gegen die Lüge obenanstand. Je fürchterlicher die Verachtung war, die man dem Lügner zuschwor, je unmöglicher ward es ihm, die langverhehlte Wahrheit zu gestehen. Je schuldiger der Knabe sich für die Vergangenheit fühlte, je ernster blickte er bei dem Versprechen, sich nie einer Unwahrheit schuldig zu machen,

in das fromme Angesicht seiner Lehrerin. In diesem Kampf zwischen seinem Gewissen und seinem Willen hätte der Knabe sehr verkehrten Herzens werden können, wäre nicht das Schicksal durch eine Veränderung seiner Lage dazwischengetreten.

Der Spätherbst kam heran; die Weinlese war vorüber; die Gutsbesitzer zogen in die Stadt herein. Wie Labäo eines Tages einen Korb mit Garten-gewächs in das Haus trug, sah er einen Wagen voll Gäste aussteigen, in denen er sogleich einen Theil der Familie erkannte, die ihm und seinem Großvater gleich nach ihrer Ankunft in diesem Lande so reichliches Al-mosen gegeben hatte. Da er bei Tische mit dem Bedienten aufwarten mußte, sah er den Augenblick unentweichbar vor sich, wo seine Lüge entdeckt und er als elsassischer Judenjunge erkannt werden mußte. Der arme Knabe verlor alle Besonnenheit; der nächste Augenblick däuchte ihm eine moralische Vernichtung. Er schlich in seine Kammer, legte seine zerrissenen elsasser Kleider wieder an, stand einige Momente zitternd und weinend in dem Garten, wo sein Elend mit dem Himmelsthau der Menschenliebe war gelobt worden, und verließ dann diese Zuflucht ohne einen andern Plan, als der Entdeckung zu entgehen. Er lief den ganzen Nachmittag und nach kurzer Ruhe einen Theil der hellen Herbstnacht durch, den See hinab, bei Neuville vorbei, bis er endlich in einem Schoppen vor Müdigkeit niederfiel und schlief. Bei seinem Erwachen schauderte ihm vor seiner Hülfslosigkeit. Seit die Wellen seines Großvaters Leichnam verschlangen, trat er mit der Schmach, Jude zu sein, unter die Menschen und fühlte diese Schmach wie ein finstres Räthsel, vor dem seine Vernunft erstarrte. Eine viel drückendere Schmach, die er ganz be-griff, ganz verabscheute, lud er freiwillig auf sich: die, ein Lügner zu sein und ein Verleugner seines Volks. Schon lange däuchte ihm, diese Schuld mache ihm sein Volk lieber; durch seine Reue glaubte er es zu versöhnen, durch den festen Entschluß, lieber zum Märtyrer seines Glaubens zu werden, als ihn je wieder zu verleugnen, stärkte er sein junges Herz. Wehmüthig verglich er das Elend, das ihn jetzt drückte, mit den Wohlthaten, die seine Lüge ihm verschafft hatte, und versprach sich, sie nie wieder mit einer Lüge zu erkaufen. Ohne um sein Herkommen gefragt zu werden, bettelte er sich fort, bis er an einem Sabbath Mittag nach Münster in der westlichen Schweiz kam. Er wußte, der Weg führe nach Basel; von da wollte er nach Strasburg, wo, wie er Fremde an seiner Herrschaft Tische hatte erzählen hören, die jüdische Gemeinde nicht mishandelt worden sei. In Münster trat er in einen Gasthof, wo ein ganzer Tisch voll Landleute

147

148

beim Speisen saß; der Aufwärter stieß ihn aus dem Zimmer zurück, und der Knabe blieb, durchfrozen, hungrig und tief gekränkt, stehen, um von den herausgehenden zu bitten. Neben der Thür in der Ecke des Zimmers saß ein ältlicher Mann ganz allein, mit Brot und Wein auf dem Tische. Er winkte Labäo zu sich, gab ihm ein Stück Brot und reichte ihm Wein. Der Arme war von der Güte überrascht; er trank, aber beim zweiten Schluck fielen große Thränen in sein Glas. Der Fremde sah ihn mitleidig an, that einige Fragen an ihn, denen bald die folgte: wer waren Deine Eltern? – Elsasser Juden, antwortete Labäo mit einer Art von Feierlichkeit, denn zum ersten Mal legte er mit diesen Worten der Wahrheit ein Zeugniß ab. Der Fremde fragte dann weiter, dabei so theilnehmend, daß es den Knaben drängte, mehr zu thun als für die Wahrheit zu zeugen, er wollte auch für den Betrug büßen, in dem er gelebt hatte, und erzählte schamglühend, aber unverholen, was ihm am See begegnet sei. Der Fremde schien bewegt, sann nach und sagte dann: Wenn Du den Entschluß in Dir befestigst, immer wahr zu bleiben, so nehme ich Dich mit mir; ich gehe nach Wien. – Ich darf also einem Jeden sagen, daß ich ein Jude bin, ohne daß Sie mich verstoßen? fragte Labäo mit lebhafter Spannung. – So oft man Dich fragt. – Der Fremde trug nun dem Wirth auf, schleunig eine reinliche Kleidung zusammenzukaufen. Sobald Labäo diese angelegt hatte, reiste er mit seinem neuen Wohlthäter in einem sehr bequemen Wagen nach Basel ab. Während der Knabe mit dem Fremden im Gasthofs gesprochen hatte, mußten einige der Gäste zugehört haben, denn er vernahm, daß sie untereinander sagten: »Er ist selber ein Jude.« Diese Worte machten es ihm auffallend, daß er allein und nur bei Brot und Wein gegessen hatte. Der Gedanke, daß also Laban sein Volk auch verleugne, quälte ihn und vermehrte die Unruhe in seinem Blute, die, noch ehe er Basel erreichte, in ein heftiges Fieber ausbrach. Laban blieb seinetwegen einige Tage in Basel und pflegte ihn wie seinen Sohn. Wie er sogar des Nachts an seinem Bette sitzen blieb, überwältigte Dank und Sorge das Kindergemüth. Labäo ergriff Laban's Hände und fragte dringend: Nicht wahr, Sie sind ein Jude? – Ja wohl bin ich das, antwortete dieser sehr ruhig. Sobald man mich fragt, sag' ich's; allein ungefragt sowenig wie andre Glaubensgenossen. Du konntest es ja an meinem Speisen sehen. Denn wenn ich Niemand Ärgerniß gebe, erfülle ich gern die Satzung. Wenn Du gesund bist, will ich Dir das schon begreiflich machen. –

Das that er. In Wien erhielt Labäo die besten Lehrer in Allem, was einen Knaben zur hohen Schule vorbereiten kann; Laban selbst unterrichtete

ihn aber in der Religion seines Volks. Die von jedem fremden Zusatz gereinigte Lehre mußte Labäo's unverdorbene, dem Guten so ernst anhängende Seele erheben. Die aufs graueste Alterthum gegründeten Satzungen waren ihm ehrwürdig; die späteren Zusätze lernte sein Verstand dulden, und seine frühe Gewohnheit machte sie seinem Herzen lieb. Laban rieth ihm, ein Arzt zu werden; dann wollte er ihm in Siebenbürgen, wo er eigentlich zu Hause war, zu einer sichern Lage verhelfen. Labäo verlebte fünf glückliche Jahre; er war seinem Wohlthäter so innig ergeben, daß er oft wünschte, sich dem in jeder andern Rücksicht ihm verhaßten Handelsgeschäft ergeben zu können, um ihn nie zu verlassen. Da begleitete er ihn auf einer Reise an den Rhein. Bei ihrer Rückkehr, in einer protestantischen Reichsstadt, wo sie im Begriffe waren, sich einzuschiffen, fand er ihn am Morgen ihrer Abreise todt in seinem Bette. Ein Nervenschlag hatte ihn hinweggerafft. Labäo war unfähig seine verlaßne Lage zu fühlen; er empfand nur seinen Verlust und die Umstände, die dessen Bitterkeit noch vermehrten. In dem Orte wurden keine Juden geduldet; es war also kein jüdischer Gottesacker daselbst. Ein Paar zufällig anwesende Hebräer der ärmsten Classe schienen gar nicht empört, wie man Labäo erklärte, sein Pflegevater werde neben der Mauer des christlichen Kirchhofs auf einer Schaftrift beerdigt werden. Die herbeieilenden Gerichte, denen Labäo unverholen sagte, daß er nicht des Verstorbnen Sohn sei, versiegelten alle seine Habseligkeiten, zeichneten sich nach seiner Angabe die Namen seiner siebenbürgischen Verwandten auf (denn in Wien hatte deren Labäo keine gekannt) und überließen dann den Jüngling seinem Schicksal. Verlaßner war er wol nie gewesen! selbst nicht an dem Tage, wie die tobende Reuß seinen Großvater begrub. Damals kannte er die freundlose Welt noch nicht; nun aber hatte er Aussichten, Plane, Hoffnungen gehabt, und sie waren alle verloren. Von der Familie seines Wohlthäters in Siebenbürgen hatte er nichts zu erwarten; Laban war in keinem vertrauten Verkehr mit ihr gewesen; sie kannte ihn vielleicht gar nicht, und die wenige Baarschaft, die ihm übrigblieb, reichte zu der gewagten Reise nicht hin. Voll Schmerz folgte er daher der gastfreien Einladung seiner armen Glaubensgenossen und ging mit ihnen nach Alfingen, wo eine große Judengemeine größtentheils in Armuth lebte. In diesem Zustande hatte er sein Volk noch nicht gekannt. In elenden Hütten fand er kränkliche Eltern und verkrüppelte Kinder eingezwängt. Unempfindlichkeit für Verachtung bei ihnen, Unempfindlichkeit ihrer eignen Unmenschlichkeit bei den Christen um sie her. Der Jude, der ihn bei seiner Ankunft aufnahm, hieß *Oswald* und war

150

151

einer der wohlhabendsten in der Gegend. Von der intellectuellen Ausbildung der berliner Juden, von dem gesellschaftlichen Wohlbehagen der wiener hatten die Juden dieser Landschaft keinen Begriff. Oswald behandelte Labäo's Vorsatz, Arzneikunst zu studiren, wie eine Tollheit und malte ihm das Elend, das ihm als verachtetem Juden auf dieser Laufbahn bevorstehen würde, mit gräßlichen Farben. Gram und Unruhe griffen den Jüngling so an, daß ihn ein hitziges Fieber befiel. Das wenige Geld, das ihm nach seines Wohlthäters Tode geblieben war, reichte nicht weit; aber an Pflege fehlte es ihm nicht. Oswald wohnte nicht so ärmlich, wie der größte Theil seiner übrigen Glaubensgenossen; aber das Bedürfniß des Raums, der Reinlichkeit, der frischen Luft war in seinem Hause auch nur sehr beschränkt; was sie aber besaßen, was sie für eine Erquickung hielten, theilten sie mit dem Kranken und schafften es herbei. Er genas, und Bedürfniß und Dankbarkeit nöthigten ihn, an den Handelsgeschäften Oswald's Theil zu nehmen. Wenn der Arme, mit einem schweren Sacke beladen, die langen Wege zwischen Alfingen und den benachbarten Städtchen und Dörfern zurücklegte und seiner Vergangenheit, seiner Hoffnungen gedachte, glaubte er oft, sich selbst entrückt und in einen fremden Leib gebannt zu sein. Die Geringschätzung, mit der ihm überall begegnet ward, durch welche die Theilnahme selbst, die er hier und da einflöste, den Ton des neugierigen Mitleids oder der scheuen Befremdung annahm, die Mishandlung, die er hier und da erlitt, wirkten so heftig auf ihn, daß er oft mit abenteuerlichen Planen von Rache, oft mit noch abenteuerlichern von Rettung seines Volks umherging. Diese heftigen Bewegungen konnten aber in einem Gemüth, das selbst im Gewohnheitsdruck erzogen war und ringsum Alles dem Drucke sich unterwürfig fügen sah, nicht zu Entschlüssen kommen, sondern führten auf ein grübelndes Untersuchen der Möglichkeit, wie ein so zahlreicher, genau verbundner Haufen von Menschen sich allenthalben dem Elende hingäbe, ohne es durch völlige Unterwerfung oder allgemeine Widersetzlichkeit zu erleichtern. Diese Träumereien brachten ihn mit einem alten Rabbiner in nähere Verbindung, einem gelehrten, aber ganz beschränkten Juden. Hier lernte Labäo eine dritte Ansicht seines Glaubens kennen. Sein Großvater war ganz der hassende, über keinen Gegenstand als seinen Handel nachdenkende Schacherjude gewesen, der in den Verhältnissen seiner Nation nur die Hindernisse, die ihrem Handel und Wandel in Weg gelegt werden, rügte, alles Übrige aber als todte Masse mit in die Wagschale des Hasses legte. Die Beeinträchtigung des Handels hatte den dreizehnjährigen Labäo

wenig angefochten; der Haß war für sein junges Gemüth wenig gemacht und wurde bei seines Vaters gedeihlicher Lage wenig erregt; des Großvaters Denkart war also bei seinen Lebzeiten ganz unwirksam gewesen; erst jetzt begriff er sie, da er unter der unglücklichen Volksclasse, wo jener sie ausgebildet hatte, lebte. Bei Laban hatte er sie ganz aus den Augen verloren. Er hatte dort in einem idealischen Judenthume gelebt, in einer Kirche gleichsam außer der Gemeine, in der Kirche eines reinen Deismus bei höchst alterthümlichen, bedeutsamen Formen. Eleasar, der alfinger Rabbiner, zog ihn jetzt ins gemeine Judenthum hinab, das heißt: in die Religionsbegriffe eines haß- und furchterfüllten Gemüths. Das Räthsel, warum ihr Volk den Jahrtausende dauernden Druck ertrage, glaubte er sehr schnell durch die Versicherung zu lösen, daß dadurch Gottes Zorn gebüßt würde, und die Entschädigung für diese Jahrtausende der Schmach verhiess er untrüglich in der endlichen Wiederherstellung des Volkes Gottes. Der erste Satz nöthigte zur unbedingtesten Knechtschaft unter den Buchstaben des Gesetzes; der zweite erweckte eine sonderbare Spannung bei den Schicksalen der Völker nahe um sie her, weil die Hoffnung, daß der Retter ihres Volkes nun auftrete, bei jedem neuen Vorgange angeregt werden mußte. Bei den gewaltsamen Bewegungen, die seit einigen Jahren im Westen von Europa ausgebrochen waren, glaubte Eleasar die Wiedergeburt der jüdischen Herrschaft sehr nahe. Labäo hatte in den fünf Jahren, die er mit Laban verlebte, zu viele Kenntnisse gesammelt, um diese Begriffe als Glaubensartikel anzunehmen; allein ihre Wirksamkeit konnte ihm nicht entgehen, und er ahnte, obschon in einem von Eleasar's ganz verschiedenen Sinne, die Möglichkeit ihrer Erfüllung. Mit der Ehrerbietung, die seine Lehre der Jugend gegen das Alter einprägt, hütete er sich vor Widerspruch; indem er aber seinem eifrigen Lehrer Zweifel entgegengesetzte, spannen sich die Erörterungen aus und gewährten dem bedrückten Jüngling ein Mittel zur Entwicklung seines Verstandes. Nach einem Jahre, das er mühselig durchlebt hatte, ohne irgend eine Aussicht zur Fortsetzung seiner Studien zu entdecken, trug ihm Oswald, der seinen Handel immermehr ausbreitete, auf, seinen Waarenverkauf in **gen, einem lebhaften Städtchen an der Donau zu besorgen. Ein größeres Glück konnte Labäo in seiner Lage nicht widerfahren. Dort war eine hohe Schule; er konnte hoffen, daselbst Bücher, vielleicht Unterricht zu finden. Da sich in **gen keine Juden niederlassen durften, brachte er nur die drei, seinem Handel gesetzlich zugestandnen Tage der Woche daselbst zu, die vier übrigen in einem nahen Dorfe. Für diese drei Tage hatte er für sich

155 und seine Waaren ein Zimmer bei einem wohlhabenden Sattler gemiethet, der billig genug war, nach kurzer Zeit Labäo von dem gemeinen Juden zu unterscheiden. Er bot ihm anfangs freundlich die Tageszeit, lud ihn dann Abends in sein Zimmer ein, und Labäo fand bald in der Unterredung dieses derben, welterfahrenen Mannes Zerstreung und Unterricht. Der Sattler las gern ein gutes Historienbuch, eine Reisebeschreibung, auch zuweilen eine Predigt. Diese letzte legte er, wenn Labäo seiner Einladung folgte, sogleich bei Seite; in den andern hörte er aber den jungen Juden gern vorlesen, aber noch lieber darüber reden und seine Fragen beantworten. Gesprächsweise entdeckte ihm Labäo seinen langgehegten Plan, Arzneiwissenschaft zu studiren, und seine Sehnsucht nach Unterricht. Der Sattlermeister hatte in seinem Städtchen nie davon gehört, daß Juden wirklich studiren und Doctoren werden könnten; er meinte also gewiß, Labäo wollte sich taufen lassen. Sein gesunder Verstand ließ sich von seiner Religiosität nicht bestechen, sondern stellte dem Juden sehr beweglich vor, daß er damit wenig Glück machen werde; wenn ihn sein Gewissen nicht mächtig dränge, solle er lieber ein Jude bleiben. Labäo ward sehr schmerzhaft von diesem Irrthum verletzt; er verabscheute den Gedanken, sein armes Volk zu verleugnen; aber es kam ihm grausam vor, das Herrschende auch durch dieses Opfer nicht einmal versöhnen zu können. Sehr ernstlich benahm er dem Manne seinen Wahn und erzählte ihm, wie es hier und da jüdische Ärzte gäbe, die durch ihre Geschicklichkeit alle Hindernisse ihrer Verhältnisse überstiegen hätten. Rechtliche Gesinnungen gefallen allen gesunden Gemüthern; der Sattlermeister gewann den Juden seiner Glaubensbeharrlichkeit wegen um so lieber, da er aus seinem Gespräche hier und da eine richtigere Ansicht dieses Glaubens aufgefaßt hatte. Er schlug ihm nun vor, ihn dem Director der hohen Schule, einem wackern katholischen Geistlichen, vorzustellen, damit dieser ihm Rath, vorzüglich aber Bücher für sein Fach verschaffte. Der geistliche Herr nahm den Juden gütig auf, stellte ihm freundlich die ungeheuern Hindernisse, die er finden würde, dar; wie aber der stille, bescheidne Jüngling mit Beharrlichkeit sie zu überwinden betheuerte, versprach er, einen großmüthigen reichen Edelmann in der Gegend mit seiner Sehnsucht nach Wissenschaft bekanntzumachen, und verschaffte ihm indeß alle Bücher, die er zu seinen Selbststudien bedurfte. Nun lebte Hoffnung in Labäo auf. Die vier Tage, die er auf seinem Dorfe zubrachte, saß er ununterbrochen über seinen Büchern; in der Stadt benutzte er die wenige Zeit, die ihm sein

156

Handel übrig ließ, zum Abschreiben, womit man ihm auf des geistlichen Herrn gültige Empfehlung ein kleines Verdienst verschaffte.

Seit er in des Sattlermeisters Hause lebte, war ein junges Mädchen darein aufgenommen worden, die ein hartes Schicksal zu einer neuen Lebensweise zwang. Ihre Mutter war des Sattlers Base, ihr Vater Beamter eines Reichsprälaten. Er hatte die Gelegenheit, sich zu bereichern, so unvorsichtig benutzt, dabei seinem Herrn so wenig zu gefallen gesucht, daß eine Untersuchung über ihn ausbrach, die ihn verarmte. Eine tödtliche Krankheit verkürzte seine Strafe; der Gram hatte seine Gattin schon hinweggerafft; seine zahlreichen Kinder mußten ihr Unterkommen ihrer Hände Arbeit oder der Barmherzigkeit Andreer verdanken. So nahm der wackre Sattlermeister *Sophien* in sein Haus, um seiner Frau zur Hand zu gehen und dafür alle Rechte eines Kindes zu genießen, da er selbst keines hatte. Sophie war eine schöngeborne Seele. Ihre Mutter hatte sie Frömmigkeit und Fleiß gelehrt, Abscheu vor allem Unreinen. Siegwart, das einzige weltliche Buch, das ein günstiges Geschick ihr in die Hände führte, eines der Bücher, die an der Donau ins wirkliche Leben eingreifen, indeß man sie in Norddeutschland nur als phantastische Romane liest – Siegwart hatte Ahnungen eines höhern Glücks, als ihre Umgebungen bieten konnten, in ihr erweckt. Daß sie arm und abhängig geworden sei, fühlte sie peinlich; aber bald fand sie den Aufenthalt in dem Hause des fleißigen Handwerkers ihrem Herzensbedürfniß angemessener als die lärmende, rohe, sich nur an der Tafel und beim Becher gefallende Gesellschaft der Prälatur. Nach einigen Wochen hätte ein schärferer Beobachter wohl wahrgenommen, daß die Abendstunden, wo Labäo mit ihrem Vetter in den schönen Historienbüchern las und ihm von seinen Reisen erzählte, oder gar aus der alten Geschichte, bald von dem Volke Gottes, bald von den Völkern, die ihre Ahnen Göttern gleichstellten, die täglichen Blüten ihres Lebens waren. Sie eilte, mit sorgsamem Eifer alle häuslichen Geschäfte zu vollenden, damit sie Abends nicht nöthig hatte das Zimmer zu verlassen. Dann saß sie unbeweglich an ihrer Kunkel und warf die Spindel so behende durch die Luft, daß sie kaum den Boden berührte, und spann so zart und schnell, daß die Base Sattlerin nur ungerne die zehnte Stunde schlagen hörte, über die hinaus der Hausherr kein Licht mehr gestattete. Die Natur lehrte die achtzehnjährige Sophie Dem Freude machen, der ihrer Seele so neue, erhabene Freuden zuführte. Ein verschämt freundlicher Gruß, eine bessere Milch zu seinem Kaffee, der einzigen warmen Speise, die der strenge Jude in dem christlichen Hause zu sich nahm, die Reini-

157

158

gung und Anordnung seines Zimmers waren die einzigen Mittel ihm wohlzuthun. Diese häuslichen Berührungspunkte verwischten nach und nach die Scheu, die Labäo's Nationalität in ihr vorgefunden hatte. Sie fand in seinem Zimmer keine Spur jüdischer Eigenheit. Ordnung, Reinlichkeit, Liebe zur Zierlichkeit sogar, die sich in dem armen Raum nur durch die Anordnung der Päckchen und Kisten andeuten konnte, benahmen ihm in Sophiens Augen das Judenzeichen. Wie das Frühjahr Blumen schenkte, brachte er deren täglich, wo er bei seinen Handelsgängen botanisirte, von den Feldern nach Hause, und sein kleines besonntes Fenster war immer mit der schönsten Auswahl der Wiesen und Büsche geschmückt. Labäo war nicht ungerührt von der Nähe des liebenswürdigen Mädchens. Wenn er sie am Brunnen schöpfen sah, gedachte er Rebekka's; trug sie einen Arm voll frisches Gras zum Stalle, so glich sie der Ruth, und wenn sie Abends die leichte Spindel drehte, indeß er vorlas und der Sattler, aufmerksam die Hände gefaltet, im Lehnstuhl saß, mahnte ihn ihr stilles Beisammensein an den Frieden in den Hütten der Väter. Weder er noch sie konnte ahnen, daß Liebe in ihnen entglimme. Die Kluft, die sie trennte, kam jedem Gedanken an Annäherung zuvor, und *das* eben schmiedete ihre Ketten. Von dem stummen Gruß zum freundlichen Wort, dann zum langen vergessenden Anblicken, dann zu einer gefundenen Gelegenheit kleiner Dienste, bis zu dem tödtlichen Schrecken, der Sophie befahl, wie der geistliche Herr Labäo meldete, daß er ihm Mittel geschafft habe, seine unentbehrlichsten Bedürfnisse auf einer norddeutschen Universität zu bestreiten, war ihnen keine Abstufung sichtbar. Sophie ging todtenbleich zum Zimmer hinaus. Labäo gerieth in eine Bewegung, deren Heftigkeit ihm nur allmählig erklärlich ward, aber je länger je mehr seine Seele mit Schrecknissen füllte. Plötzlich fand er in jeder Falte seines Herzens Sophiens Bild, wohin er den Blick wendete, die unbezweifelte Unmöglichkeit, ihr und sein Glück zu gründen, und über alles dieses eine erstarrende Scheu vor seiner Liebe und seinem Kummer, die in der früh angewöhnten Absonderung vor jedem fremden Religionsverwandten lag. Der geistliche Herr drang in ihn, unverzüglich nach Estfelden zu gehen, wo der großmüthige Mann seinen Sitz hatte, der ihn durch eine drei Jahre lang wiederholte Unterstützung von dreihundert Gulden in Stand setzen wollte, eine Universität zu besuchen. Er machte sich sogleich auf den Weg; und so sehr seine Schüchternheit dem ganzen Ausdruck seiner edeln Gestalt schadete, gewann er dennoch den Beifall dieses wahrhaft wohlthätigen Mannes so sehr, daß er ihn durch seine Behandlung ermu-

thigte und ihm noch ein ansehnliches Geschenk zu seinen Reisekosten machte. Er that noch mehr, er ging in seine Religionsverhältnisse ein und veranlaßte dadurch in Labäo eine Erneuerung der bei seinem Pflegevater Laban aufgefaßten Begriffe, durch die seine Seele sich hob. Seit langem waren sie durch seine gedrückte Lage und Eleasar's starre Religiosität in den Hintergrund gedrängt worden. Der Baron war der erste Christ, der über diesen Gegenstand mit ihm sprach. Er war betroffen, in ihm eine, Laban's so ähnliche Ansicht des Judenthums und der Verbindlichkeit der bloßen Satzungen äußern zu hören; der Baron stellte ihm die Wichtigkeit seiner bevorstehenden Laufbahn als durchaus jede Observanz überwiegend vor; auch in der Rücksicht, daß sie ein Mittel für ihn sei, seine Kirche zu ehren und seinen Glaubensgenossen zu nutzen. Diese Sprache, diese Behandlung wirkten auf Laban's Gemüth wie eine warme Sonne auf die vom Reife erstarrte Pflanze. Er fühlte Muth, seine Lage mit seinem Gewissen zu einigen; daß ihm dieser Mann erschienen sei, däuchte ihm eine Zusage, daß sein Pfad fortan aus der Dunkelheit emporführe zum Licht. Sophie war dabei sein steter Gedanke. Den Siegwart hatte er nicht gelesen; aber Griechen und Römer, und aus ihnen hatte er sich die Ansicht gebildet, daß der Mann dem Gute entsagen müsse, das ihm die Pflicht verweigere; jedoch er hatte auch einen Ernst des Gefühls aus ihnen gelernt, der gegen alle Hindernisse, die ihm Armuth und Gewalt in den Weg legten, anzukämpfen im Stande war. Aber auch gegen Glauben und Gewissen? – Hier gab ihm keine Vorwelt einen Leitfaden; seine Vernunft befahl ihm, Die aufzugeben, die er liebte, und das beschloß er zu thun. Ohne den Wohnort des wackern Sattlermeisters zu berühren, ging er quer durchs Land nach Alfingen, um Oswald Rechnung abzulegen von dem Stand seines Handels und ihn mit seiner Abreise nach Jena bekanntzumachen. Der gutmüthige Jude hörte seinen Entschluß mit Besorgniß; aber der Gedanke, daß er wol ein so angesehener Mann werden könnte, wie zu den Zeiten der Väter mancher Hebräer bei den Fürsten fremder Völker geworden, entzündete seine Phantasie; er machte ihm ein Geschenk und ermahnte ihn, seines Volkes stets zu gedenken. Anders empfing ihn Eleasar. In dieses Eiffrers Augen war der Entschluß, von christlichen Lehrern zu lernen und Christen zum Besten eine Wissenschaft zu treiben, eine Apostasie. Nachdem er vergeblich Das, was er für Beweggründe hielt, aufgezählt hatte, gerieth er in einen so heftigen Zorn, überschüttete den armen Jüngling mit so furchtbaren Verwünschungen, daß dieser verstummt vor ihm stand, noch mehr wegen der Erinnerung, die er ihm

160

161

zurückrief, als wegen der Wichtigkeit, die er seinem Unwillen gab. Gerade so mit wild fliegendem Bart, mit glühendem Blick und aufgehobnen Händen sprach Moses, sein Großvater, den Fluch über die Treiber seines Volks aus am Tage seines Todes am Felsufer der Reuß.

162 Sehr gedrückt kehrte Labäo nach **en zurück. Er sah sich nun wieder an einem Abschnitt seines jungen Lebens und fühlte wieder, daß, wohin er sich wendete, er immer in eine fremde, feindliche Welt trat. Bis zu Michaelis, wo seine Abreise nach Jena festgesetzt war, mußte er noch Oswald's Handelsgeschäfte besorgen. Er nahm sich fest vor, durch keinen Wink, durch kein Wort Sophien den Kampf seines Herzens zu verrathen. Er fand den Meister Sattler sehr ernst und seine Frau mit rothgeweinten Augen. Sophie kam nicht ins Wohnzimmer, er sah sie nicht im Hause, und hatte erst spät den Muth zu fragen, wo sie sei. Sie sei krank, war der Bescheid. Es lag etwas in dem Betragen der Leute, das ihn bestürzte; aber da Sophie hineinverflochten schien, fehlte es ihm an Unbefangenheit es zu erforschen. Sehr wehmüthig saß er noch spät in der Nacht auf und suchte vergeblich seine Aufmerksamkeit auf seine Bücher zu heften, als er einen leisen Schritt vor seiner Thür hörte, und gleich darauf trat Sophie in ihrem Nachtzeuge herein, ein großes schwarzes Cruzifix in einer Hand und ein geistliches Buch in der andern. Sie setzte das Gottesbild auf den Tisch, langte nach einer großen Schale mit reinem Wasser, die sie immer Sorge getragen hatte selbst in Labäo's Zimmer zu unterhalten; und nachdem sie solche vor das fromme Bild gestellt hatte, wendete sie sich mit schwärmerischer Feierlichkeit zu Labäo. Seine erste Bewegung bei ihrem Eintritt war zu entfliehen. Noch nie hatte er das Mädchen allein, noch nie in dieser Stunde, nie in diesem Anzuge gesehn. Vielleicht hatte er bei seiner Bemühung, zu studiren, in dieser Mitternachtsstunde seine Gedanken nicht streng genug bewacht – er fühlte sich in einer Gefahr, die keine Untersuchung erlaubte, und wollte der Thür zueilen; aber Sophiens Handlung, noch mehr die ernsten Worte, die sie sprach, belehrten ihn, daß hier nicht seine Tugend bedroht, aber wol sein Herz zerrissen werden sollte. Sophiens Verstand war zerrüttet. Viele Monate lang hatte sie sich unbewußt die Glut im Herzen getragen; plötzlich war sie durch den Schrecken über Labäo's Abreise zur Flamme aufgeschlagen, und gegen sie kämpften nun vergebens Abschied, Selbstverdammung und Scham. 163 Dieser Zustand zerrüttete, von zufälligen Einflüssen begünstigt, in wenigen Tagen das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte und nöthigte ihre Verwandten, sie in ihrem Zimmer eingeschlossen zu halten. Ihre quälenden Empfin-

dungen waren von den früh eingesognen Grundsätzen ihrer Vernunft so beherrscht, daß diese sogar bei ihrer Verwilderung ihr Geheimniß verwahrte, sodaß ihre Verwandten nicht deutlich erfuhren, was ihren Zustand veranlaßte. Daß Liebe daran schuld sei, vermutheten sie wol, weil sie oft von solchen Beispielen gehört hatten. Das arme Mädchen hatte Labäo's Rückkehr nicht eher vernommen, als spät in der Nacht, wo sie, von Unruhe gequält, noch ihre Wärterin am Schlafen verhinderte, die ihr denn ohne alles Arge zu ihrer Zerstreung des Juden Rückkunft erzählte und unterrichtet, wie in einfachen Bürgerfamilien gute Dienstboten es immer in den Angelegenheiten ihrer Brotherren sind, hinzusetzte, wie ihm ein vornehmer Baron vieles Geld gäbe, damit er ein gelehrter Doctor werden könnte, und wie sie überzeugt sei, er ließe sich doch endlich noch taufen. Der Hauptgrund von Sophiens Krankheit war durch Labäo's Rückkehr verloren; denn mit der Gegenwart des Geliebten, wenn er auch Tod und Verderben an der Hand führte, ist der Liebende dennoch dem größten Elende entrückt. Allein der Schluß von der Dienstmagd Erzählung öffnete ihren Phantasien ein ganz neues Feld. Sie ward sehr ruhig, und die Wärterin schlief fest ein. Die Absicht, mit der die Arme in Labäo's Zimmer trat, verräth, was ihre Gedanken beschäftigt haben mochte. Mit frommer Unschuld war von dem ganzen Schicksal ihrer Liebe das Seelenheil des Geliebten der einzige Punkt, der sie fortwährend beschäftigte. Durch die Taufe mit ihm in den Bund der Christen zu treten, hielt sie für das Ziel ihrer Wünsche; da aber die ganze Wirklichkeit um sie her ihren Träumen widerstrebte, entrückte sie sich ihr; sie hielt sich nun nicht mehr für die arme Sophie, die unübersteigliche Schranken von Labäo trennten; sie war ein schon erlöster Todter, und nun bestimmt, des Geliebten Schutzgeist zu sein, sollte sie sich mit ihm durch die Taufe des Geistes vereinen. Nach dem ersten furchtbaren Eindruck, den die unerwartete, herzerreißende Erscheinung auf ihn machte, übersah Labäo den ganzen Zusammenhang seines und ihres Elends. Seine Seele errang eine Fassung, die der schwache Mensch in solchen Augenblicken wol lieber Inspiration nennen möchte. Er antwortete ihr auf ihre feierliche Anrede mit der ernstesten Versicherung, diese Taufe des Geistes habe er schon empfangen; das sei das heilige Band, was von Anbeginn alle Frommen der Erde verbinde. Die Erörterung, in die er über diese Versicherung mit ihr einging, verstand sie ebenso wenig, als er sie überdacht haben mochte; aber ihr Resultat konnte ihr in ihrem überspannten Zustande genügend vorkommen; es lehrte sie, daß Labäo Gottes Kind sei wie sie und somit ihr Bruder im Glauben. Sie hielt sich

164

165

nun nicht mehr von ihrem Geliebten getrennt; ihre Spannung legte sich, und sie ließ sich nach einer Weile ruhig in ihr Zimmer führen, wo die festschlafende Wärterin ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Labão's erster Blick bei der Rückkehr in seine Kammer fiel auf das Cruzifix, das Sophie an einige Blumentöpfe, die auf seinem Tische standen, gelehnt hatte. Von Blättern umschattet, blickte die weiße elfenbeinerne Gestalt wie eine Lilie unter dem Laube hervor. Dieser befremdliche Anblick in *seinem* Zimmer gesellte sich zu allen übrigen Umständen seiner Lage, um ihn außer sich selbst zu versetzen. Wie hätte die junge Erfahrung eines einundzwanzigjährigen Jünglings in diesem Labyrinth den Faden sollen finden? Mit zerstörter Heftigkeit durchstriefte sein Geist die verworrenen Pfade seines Schicksals; mit überwältigender Bitterkeit schien es ihm, als wenn diese weiße Lilie am Kreuz all sein und seines Volkes Elend gestiftet hätte – und er streckte seine Hand aus, um es zu zerstören. Bei dieser Bewegung stieß er an seine blühenden Rosen, daß alle ihre Kinderhäuptchen sich schüttelten und sie bittend ihn anzublicken schienen. – Ach, Menschen hatten ihn wenig angelächelt, die Blumen aber immer; jenen würde er vielleicht getrotzt haben, diese konnte er nicht verletzen; bis er behutsam sie zurückbog, um das Bild zu ergreifen, war sein Ideengang schon geändert; denn wie er seiner sich wieder bewußt ward, rief er laut: Und wenn Du nun auch mein Heiland würdest? Du Verderber am Kreuze! und fühlte das Bild in seinen Händen, das er heftig emporhielt. Erschrocken warf er es von sich und suchte die Ideenreihe zu verfolgen, die ihn zu dieser Blasphemie gebracht hatte. – Kann er denn nur dann mein Heiland sein, indem ich mein Volk verleugne? – sprach er sinnend fort. Muß ich denn darum zu den Harten übertreten, die ihn bekennen? Ward er nicht schon mein Heiland trotz meines Abscheus gegen ihn, seit ich von den Lehren meiner Väter *die* am heiligsten übe, die auch *er* seinen Jüngern befahl? Ward er es nicht auch dadurch, weil sein Reich die Schmach über mein Volk herbeiführte, und ich darum frommer Jude ward, indem ich sie um meines Volkes willen ertrug und sie täglich zu tilgen suche durch Tugend und Rechtthun? – Dann wärest Du ja mein Heiland in einem ganz andern Sinne wie Deine Jünger mir aufdringen möchten, und in diesem mußt Du es bleiben – so sagte er leise.

Die Nacht war unter seinem Ringen nach Licht entflohn, und sobald es laut im Hause wurde, schritt Labão zu dem schweren Wege, den er für seine Pflicht hielt. Er fand den Sattlermeister mit Gesinde und Gesellen vor eben dem Bilde, das seine Nacht so stürmisch beschäftigt hatte, im

frommen Morgensegen knien. Schnell, aber ohne eine Spur von Bitterkeit, trat er zurück und wartete an der Stubenthür, bis der Meister herauskam. Nachdem nun ein Jeder an die Arbeit gegangen war, erzählte er dem Alten, was er diese Nacht mit Sophien erlebt, und was er zu ihrer Beruhigung gesagt habe. Dann setzte er hinzu, daß er nie vom Judenthum lassen würde, es ihm also gar nicht erlaubt sei, zu gestehen, wie unaussprechlich er Sophien liebe, noch daß sie so gütevoll sei, an seinem Wohl so innigen Antheil zu nehmen; daß er aber glaube, ihr krankes Gemüth werde heilen, wenn er ihr mit Bewilligung ihres Oheims versichern dürfe, was er hoffe vor dem Gott seiner Väter zu verantworten: daß diese Liebe ihn auf immer jeder Frauenliebe entsagen mache, und er, so deutlich sein Gesetz das Gegentheile gebiete, unbeweibt sterben wolle. Je fester sein Entschluß und je heiliger seine Versicherung hierüber wären, je sicherer dürfe er dann mit Sophien über das Wohl seiner Seele sprechen und den Begriff, der sie schon in der vergangenen Nacht so sehr beruhigt habe: daß er mit ihr und allen guten Menschen, durch ihren gemeinschaftlichen Schöpfer schon allein in einen Bund der Tugend aufgenommen sei, in ihr begründen und befestigen. Der ehrliche Sattlermeister kämpfte mit sich selbst. Im ersten Antriebe seiner ungebildeten Sitten hätte er Labäo wol mit Verachtung und Härte zurückweisen mögen; aber die Gewalt besserer Seelen äußerte sich hier. Sein Zorn beugte sich vor dem Jüngling, dessen tadellosen Wandel er kannte, und dessen edler Schmerz ihm jetzt Mäßigung auflegte. Labäo's Rede beruhigte ihn auch über die Hauptsache, indem sie die Furcht, er möchte durch Ablegung des Judenthums endlich doch eine Heirath beabsichtigen, ganz aufhob. Um über Sophiens künftige Behandlung zu berathschlagen, hielt er die Meinung seiner Hausfrau für nothwendig, rief sie demnach ins Zimmer und erzählte ihr noch ziemlich verdrießlich, was eigentlich die Ursache zu ihrer Base Krankheit sei, wie Labäo der Meinung sei, auf ihre Genesung zu wirken, und sie deshalb die wenige Zeit, welche bis zu seiner Abreise nach Jena verfließen müsse, das Mädchen wohl bewachen und auf des Hauses Ehre achten solle. Die Frau ließ ihn kaum zu Worte kommen, sondern unterbrach ihn ein Paar Mal mit der Versicherung, Sophie sei wieder ganz vernünftig, sie habe bis jetzt geschlafen und verlange nun, an ihre gewöhnliche Arbeit zu gehen. Diese Wirkung von Labäo's nächtlichem Gespräch mit ihr verschaffte ihm Vertrauen. Von dem Tage an schien das gute Kind, bis auf einen unverkennbaren Tiefsinn, wirklich geheilt. Sie verrichtete alle ihre Geschäfte und machte sich keiner verworrenen Äußerungen schuldig; nur im einsa-

167

168

men Gespräch mit ihren Verwandten spielte sie zuweilen darauf an, daß Labäo mit der Taufe des Geistes getauft sei. Das geheime Einverständniß, in welches der Oheim und seine Frau unwillkürlich mit Labäo getreten waren, veranlaßte nach und nach diesen, in jener Gegenwart mit Sophie über das, was sie Taufe des Geistes nannte, und seine Neigung zu ihr, zu sprechen. Sittenreinheit und einfache Begriffe räumen durch ihre Treue gegen die Natur eben Das ein, was, am andern Ende der sittlichen Bildung Überlegenheit der Ansichten und Befreiung von jedem Vorurtheil erlaubt. Die beiden zu ewiger Trennung bestimmten Liebenden sprachen in der alten Verwandten Gegenwart von ihrer Liebe und von ihrer ewigen Trennung, und wollte der alte Sattler zuweilen seine Weichheit unter dem strengen Befehl, die Pinselei sein zu lassen, verbergen, so sagte seine Hausfrau unter ausbrechendem Schluchzen: Ach Gott! laß doch den Leuten ihr frommes Unglück! glücklich kannst Du sie ja doch nimmermehr machen.

169

Die Zeit, wo die harte Trennung wirklich vollzogen werden mußte, kam schnell heran. Labäo's Gönner, der Baron, befahl ihm über ** nach Jena zu gehen und sich dort in dem Hause des reichen Juden Itzig darzustellen, der seinen Sohn ebenfalls nach Jena schickte, und dem er Labäo, zur großen ökonomischen Erleichterung seiner Lage, als ältern Gefährten vorgeschlagen habe. Der Abschied der Liebenden war sehr ernst; allein Labäo litt mehr dabei als das Mädchen. Er sah ihn ohne Täuschung als die Entsagung aller Erdenfreuden an; sie schwärmte in einer übersinnlichen Welt; den Gedanken, ihrem Geliebten je irdisch anzugehören, hatte sie nie aufkommen lassen; sie stellte sich also diese Trennung auch nur als eine scheinbare Trennung dar. Weine nicht, Dein Schutzgeist umschwebt Dich, war daher auch ihr letztes Wort an den Jüngling.

Dieser fand in der Familie des reichen Juden Itzig mehr, als er erwartet hatte. Er fand Menschen, die, ohne ihre Kirche zu verlassen, keine ihrer Satzungen mehr beobachteten, als die freigebigste Mildthätigkeit gegen ihr Volk; die, ohne sich an eine andre Kirche anzuschließen, alle Geistesbildung erlangt hatten, zu der die christliche Kirche freien Spielraum gestattet. Der junge Mensch, den Labäo als Gesellschafter begleiten sollte, fiel den Tag nach seiner Ankunft in eine heftige Krankheit; aus natürlicher Theilnahme pflegte er ihn, anfangs mit pflichtmäßiger Sorgfalt, bald wie er ihn näher kennen lernte, mit herzlicher Freundschaft. Seine medizinischen Kenntnisse lehrten ihn eine unerwartete, gefährliche Crisis des Kranken zu einem glücklichen Resultate bringen; die Familie glaubte ihm

170

sehr verpflichtet zu sein, indem er einen bisher unbekanntem Genuß erworben hatte, einen Jugendgefährten und Freund. Felix's, so hieß der reiche Judenjüngling, Genesung war langsam; in den vier Wochen, die sie Labäo nöthigte, auf seine Abreise zu warten, lernte er das Innere der Familie kennen. Die Mutter suchte eine Aufseherin für ihre jüngern Kinder; die Eigenschaften, die sie von ihr foderten, erweckten den lebhaften Gedanken in Labäo, Sophien zu diesem Platze zu verhelfen. Eine Christin sollte es sein; nach der Sitte reicher Juden in großen Städten bestanden alle Hausgenossen von Felix's Eltern aus Christen. Er gewann es über seine Schüchternheit, Sophien zu empfehlen. Die Achtung, die er sich bei Madame Itzig erworben hatte, gab seinem Vorschlag Gewicht. Sie war froh, ein Frauenzimmer zu finden, die noch in keiner großen Stadt gelebt hatte, die ihrer Kinder Dankbarkeit zu schätzen wissen würde; der wackere Sattler begriff seinerseits sehr leicht, daß eine Ortsveränderung, ein vielseitigeres Leben seiner Base Gemüthszustand heilsamer sein würde als die Einsamkeit seiner Werkstatt; wenige Wochen nach Labäo's Abreise nach Jena bezog also Sophie ein Haus, dem sie unbekannt schon wohlwollte, weil ihr Freund dort geschätzt und geliebt war.

Sophie fand noch mehr Heilmittel in ihrer neuen Lage, als Labäo berechnet hatte. Sie fand Kinder, die sie lieben konnte, und mit jener einzig echten Liebe, die keine Schätzung ihres Grades, ihres Werthes in ihrer Berechnung begreift, sondern nur liebt, weil sie wohlthut, und wohlthut, weil sie liebt. Madame Itzig nahm bald wahr, daß in Sophiens Seele ein ungewöhnlicher Antrieb wirke; sie hätte vielleicht ihre Liebe für Labäo errathen; da aber das zärtliche Mädchen sie vor ihren eignen Augen ganz in das Gewand der Frömmigkeit gehüllt hatte, so hielt sie diesen Antrieb für reine religiöse Schwärmerei. Bei der Güte ihres Herzens und der Reinheit ihres Wandels war ihr diese nicht anstößig. In solcher günstigen Lage gewann Sophiens Geist schnell an Klarheit und Ruhe; freudig fühlte sie sich täglich tüchtiger, ihre Pflichten zu erfüllen. Ihrer Abrede gemäß war der Briefwechsel der getrennten Liebenden ein fortgesetzter Unterricht von Seiten des Freundes und ein wahres, mildes Ergießen jeder Empfindung von Seiten des Mädchens. So veränderte eine Zeit von mehreren Jahren gar nichts in dem Liebesbunde der beiden Menschen; er stand nur fester als Alles, was auf festem Grunde besteht, Berge und Eichen und ein dem Guten geweihtes Gemüth. Wollte Gott, der Beiden ganzes Leben hätte auf so festen Pfeilern geruht wie ihre Liebe! Die Liebe strebte aber

nach einer Vereinigung im bürgerlichen Leben, und dieses hat Menschenwahn und Menschensatzung zur Basis und wankt nur zu oft.

172 Mit festem Entschluß, allen Hindernissen der Umstände zum Trotz einen Wirkungskreis zu gewinnen, fing Labäo seine Studien in Jena an. Vernunftreife und mehrseitige Ausbildung des Geistes führten ihn zu allmäliger Modification seiner Denkart. Die norddeutschen Universitäten haben wol am längsten das deutlichste Bild anständiger Denkfreiheit gegeben. Der Jude ward von keinem seiner Mitbürger verletzt; aber diese Anerkennung seiner Menschenrechte genügte seinem grübelnden Sinne noch nicht. Er fühlte mit Kummer, daß seine Anhänglichkeit an sein Volk von dem Augenblick an ein Hirngespinnst geworden sei, wo er sich durch seine Bildung dem großen Haufen entzog; daß das Judenthum also ganz in genauer Gemeinschaft seiner Glieder, ganz in äußern Zeichen bestehe. Daraus folgte der Schluß, daß der aufgeklärte Jude überall kein Jude mehr sei; sein Volk selbst erkannte ihn nicht dafür, sondern diesem Volke selbst war der aufgeklärte Jude ein Greuel. Um dem Zweck seines Universitätsaufenthalts zu entsprechen, hielt er sich in Jena von allen Gebräuchen seiner Kirche entfernt; allein einst, wie er sich eben an einem Lauberhüttenfeste in einem nahen Städtchen, in dem Juden wohnten, befand, ergriff ihn Erinnerung und Sehnsucht, unter Brüdern, wären es auch die ärmsten, zu sein, und er trat in eine Lauberhütte ein. Ein alter Jude hielt eben das Tischgebet. Ein grüner Himmel von Tangeln und Buchs wölbte sich über den kleinen Raum, Goldflittern und gelbe Herbstblumen malten freundliche Farben auf das Grün; eine blanke Messinglampe erleuchtete eine ärmliche Mahlzeit von weißem Brot und dürrem Obste. Vor einem Christen hätte diese Judenfamilie ihr Gebet andächtig vollendet, ihn dann gastfreundlich eingeladen – aber der Hausvater hatte Labäo in Jena gesehen, hatte erfahren, wie er ein Jude sei, der christlich unter Christen lebe und den Sabbath entheilige; er hielt daher in seinem Gebet inne und heftete schweigend den zornigen Blick auf den Glaubensschänder. Einer der Söhne, von jugendlicher Gutmüthigkeit getrieben, eilte, dem Fremden einen Becher Bier zu reichen, und stand erschrocken, als ihm der Vater diesen streng aus der Hand nahm. Ohne Zweifel hätte eine freundliche Rede von Labäo diese Überraschung des Religionseifers besänftigt; aber der Auftritt ergriff ihn so schmerzlich, daß er schnell hinwegeilte. Von den Juden war er also ausgestoßen, zu den Christen gehörte er nicht, ja die Taufe selbst gab ihm so wenig einen moralischen Rang unter ihnen als der Adelsbrief einen gesellschaftlichen unter dem Adel. Ein andres

173

Mal ward er in ein reiches Haus eines Glaubensgenossen in **, wo er mit Felix die Ferien zubrachte, zur Osterfeier geladen – so glaubte er wenigstens, denn es war der Tag dieses Festes. Er fand eine ganz gemischte Gesellschaft, ein köstliches Mittagmahl und unter vielen auserlesenen Schüsseln ein Osterlamm nach der Vorschrift des Gesetzes zugerichtet, das ohne anderes Gepränge mit den Leckerbissen dargereicht ward. Ein junger Geck, dem der Wein früh zu Kopf stieg, sagte rücksichtslos einige Worte zum fröhlichen Wirth, die an die Bedeutung dieser Speise erinnerten. Ohne Verlegenheit, aber abweisend, antwortete dieser: Man behält noch immer einige Obliegenheit gegen die Meinung. – Labäo fühlte sich im Innern betrübt. Er verglich diese Erschlaffung der Begriffe mit der Härte des armen Hausvaters, der ihn vor sechs Monaten aus seiner Laubhütte wies, und mußte diesen Verachteten ehren, indeß sein heutiger Wirth, ein wackerer, geachteter Mann, ihm Schamröthe verursachte. Er gedachte, wie er in Alfingen am Ostertage Judenfamilien gesehen, die, zu arm, die wenigen Groschen für ein ganzes Osterlamm zu bezahlen, es in Viertel vertheilten, nach alter Weise vor dem Tische standen und ihren kleinen Bissen mit den Worten und in dem Andenken speisten, wie ihre Väter mehrere Jahrtausende durch es gethan hatten. Warum, wenn man gar nicht mehr Jude war, wurde man nicht Christ? Hier mußte er die Bitterkeit seines Herzens bekämpfen; denn er hatte Juden gesehen, wackere, nützliche Männer, die aus ruhiger Überzeugung den Entschluß gefaßt hatten, die Kluft, die zwischen ihnen und den Bürgern des Landes, dem sie angehörten, stattfand, durch freiwilliges Anschließen an das Christenthum zu füllen, aber nie hörte er sie selbst von den Aufgeklärtern ihrer neuen Glaubensgenossen als Brüder behandeln; der schmähliche Beiname eines getauften Juden folgte ihnen bis auf ihre Kinder nach. Und auch hier, wie immer, schien ihm die Stimme des Volkes Gottes Stimme; denn, seit seine Begriffe an Freiheit gewannen, mußte er sich selbst eingestehen, daß der Übergang vom reinen Judenthume zur christlichen Kirche ihm unmöglich falle. Welcher Halt auf Erden blieb nun für sein bedürftiges Herz? Nicht Vaterland, nicht Familie, nicht Glaubensgenossen. – Er hatte nur ein Gut, und das durfte er nicht besitzen – er hatte nur seine Sophie.

174

Im letzten Jahre seines Universitätslebens kam ein Jude aus dem Elsaß nach Jena, ein reicher froher Jüngling, der, seit den wilden Auftritten im Anfange der Revolution aufgewachsen, die Vortheile der neuen Verfassung für seine Glaubensbrüder genossen hatte. Labäo kam in genauern Umgang mit ihm, und in ihren vielfältigen Gesprächen verband er die Erinnerung

175

an sein Geburtsland nun zum ersten Mal mit dem Gedanken an seine Zukunft. Der Elsasser kannte seine Familie gar nicht; die seit ihrem Unglück verflossenen Jahre hatten jede Spur von ihr vertilgt; aber er zweifelte nicht, daß Labäo in der Judengemeine in Strasburg Nachrichten von ihr finden und seine Wiederaufnahme in ihren Schoos sehr leicht erhalten würde. Er hatte dort keine Freunde, er war sich bewußt, nicht einmal die Trümmer mehr seines väterlichen Herdes nachweisen zu können; aber die Schilderung, die der leichtsinnige französirte Hebräer von den bürgerlichen Verhältnissen seiner Glaubensgenossen machte, regte Gedanken in ihm auf, denen seit einiger Zeit nicht mehr sowol seine Grundsätze als die Umstände entgegengestremt hatten. Wenn die Wege endlich ausgemittelt waren, die sein Volk zu Mitgliedern der Nation erhoben, so konnte er ja, sobald sein Gewissen über ihre Statthaftigkeit im Reinen war, diese Vortheile zum Besten seiner Liebe benutzen. Sein Gewissen war im Reinen; aber neben seinem Gewissen winkte eine Gewalt, die er nicht anerkannte, und die dennoch so mächtig war, daß nur äußere Einflüsse sie aufzuwägen vermochten.

176

Seine und Felixens Studien waren nun beschlossen. Sein Wohlthäter, der Baron, war von den Zeugnissen, die ihm von allen Seiten zu Labäo's Gunsten zukamen, so erfreut, daß er seinen, nun drei Jahre genossenen Zuschuß noch um zwei Jahre fortzusetzen versprach, damit sein Schutzbefohlner eine Reise zu machen und ein Unterkommen abzuwarten im Stande sei. Felix sollte nach Paris gehn und bat Labäo dringend, ihm dort ebenso als älterer Freund zur Seite zu bleiben, wie er es in Jena gethan hatte. Nichts konnte diesem erwünschter sein; die Reise ward verabredet, aber bevor sie begonnen wurde, mußte Labäo einwilligen, einige Wochen mit Felix bei seinen Eltern zu verleben. Labäo war nicht mehr, der er war, als er dieses Haus und Sophiens Nähe verließ, nicht mehr der Märtyrer jugendlich erfaßter Begriffe. Seiner Verbindlichkeit, an seinem Volke zu hängen, war er noch mit Herz und Gewissen ergeben; aber die Bedingungen, unter denen er dieses könne, hatten sich in seiner Erfahrung vervielfältigt; er fühlte sich unsicher über den Charakter der Neigung, die er jetzt dürfte gegen Sophien an den Tag legen. Vernunft und Nothwendigkeit hatten sie bisher immer in die Schranken ernster, belehrender Freundschaft gefesselt. Sophie machte ihm dieses leicht. Ihre Leidenschaft war von ihrer Entstehung an in ihr Innerstes zurückgedrängt worden und durch ihren Gemüthszustand selbst eine Art von Geheimniß für sie geblieben. Ganz anders bewegte sich aber ihr Herzensverhältniß in dem freien Familien-

kreise der gesellschaftlichen Madame Itzig als in des Sattlermeisters einsamem bürgerlichen Haushalt. Sophie hatte sich ihre Lage durch ihre Verdienste gebildet. Sie war als Aufseherin über die jüngern Kinder in dieses Haus gekommen, aber bald zur Freundin von deren Mutter geworden. Ihre Fähigkeiten hatten sie aus dem Unterrichte der älteren Töchter und eigner Lecture soviel Nutzen schöpfen lassen, daß sie jetzt ihre kleinen Zöglinge selbst unterrichtete. Ein so weiches, heftiges und doch auch schüchternes Geschöpf mußte durch den langen Aufenthalt in diesem Hause, durch ihre Verbindung mit Labão, sich selbst unbewußt vielleicht, die unübersteigliche Kluft zwischen den beiden Glaubensgenossen aus den Augen verlieren – so schien es wenigstens; denn nach einigen Wochen, die Labão mit Felix in ** verlebte, nach einigen Wochen, in denen freilich manche trübe Stunde, mancher harte Kampf von der Liebe überwunden werden mußte, willigte Sophie in einen Plan, vor dessen Gelingen ein innerer Schauer sie zurückschreckte ... Labão sollte auf seiner Reise nach Paris in Strasburg die Rechte, welche die französische Constitution ihm als Elsasser gab, zurückfordern und dann nach seinem wissenschaftlich benutzten Aufenthalt in Paris als praktischer Arzt in einer elsassischen Stadt aufgenommen zu werden suchen. So weit war der Plan klar ausgedacht und festen Schrittes zu verfolgen; – Sophiens eheliche Verbindung, als sein letztes Ziel, ward ersehnt, erbeten, versprochen, beschworen – – aber beide Liebende fühlten, daß sie durch dieses Bündniß, ohne das doch für ihre Zukunft kein Glück möglich war, in einen ewigen Kampf mit den Umständen eintraten. Kühn hoffte Labão, in ihm zu überwinden; bang betete Sophie um Kraft, ihn zu bestehn; aber in Beider Seele blieb ein scheuer Schmerz. Nicht sowol die Zeit als die Sehnsucht stumpfte ihn ab. Eines von dem Andern getrennt, schien ihnen kein Zustand so mühselig, als der der Getrennten, kein Unglück so niederdrückend, als das, sich einander nicht anzugehören; daher hielt auch Sophie jedes Ereigniß, welches Labão's Verhältnisse in seinem Geburtslande festsetzte, für eine Vorbereitung zu ihrem Glück. Die Hindernisse waren endlich alle überstiegen. Labão war als französischer Bürger eingeschrieben, von der strasburger medicinischen Facultät examinirt und unter sehr günstigen Aussichten in einer Provinzialstadt des Oberrheins als Arzt aufgetreten. Der Augenblick, das Glück seines Herzens zu gründen, war gekommen, und mit ihm empfand er den ersten Schmerz, an dem nun fortan sein und Sophiens Leben erkranken sollte. Sein Verhältniß mit seinem Wohlthäter, dem Baron, war bisher immer vertraulicher geworden; einige Be-

suche und ein fortgesetzter Briefwechsel hatten ihm die Achtung dieses braven Mannes ganz gewonnen. Ihm mußte er seine eheliche Verbindung melden, und wie befremdlich kurz er dieses auch that, mußte es doch mit einem Gewebe von Lügen geschehen. Mit den Vorwürfen eines bösen Gewissens empfing er seinen Segen; mit bitterer Scham warf er ein väterliches Geschenk für seine Hochzeit in einen Winkel seines Schrankes. Er hatte betrogen, er mußte verbergen, und fortan stockte seine Feder auf dem Papier, wenn er dem alten Manne dankte, wenn er ihm schreiben wollte, er sei seiner Achtung noch werth.

179

Madame Itzig und Felix waren allein in Sophiens Schicksal eingeweiht; alle ihre Verwandte und den ganzen Kreis ihrer Bekanntschaft ließ sie bei ihrer Abreise glauben, daß eine reiche Judenfamilie in Warschau ihr unter sehr annehmlchen Bedingungen die Erziehung einer Tochter übergäbe. Bei dem Antritt einer so weiten Reise fand man den tiefen Schmerz, mit dem sie ** verließ, sehr natürlich; hätte man gewußt, sie eile in die Arme eines lange und innig Geliebten, so würde man erstaunt sein. Aber nicht der Abschied aus ihren bisherigen Verhältnissen schmerzte sie; die Dunkelheit, welche sich um ihre Zukunft hüllte, machte sie erbeben. Wahrheit war fortan aus der Geschichte ihres Lebens geschieden; denn um der Rüge der Gesetze in ihrem Vaterlande, um dem Urtheil der allgemeinen Meinung zu entgehen, mußte ihre Spur an der Donau verloren gehen, und im Elsaß ihr Ursprung an den Fluten des Rheins beginnen. Sie übergab sich Labäo, wie ein Geisterbeschwörer sich den unsichtbaren Mächten dahingibt; sie entäußerte sich ihrer selbst, und der einzige Bürge ihres Wohls war der Betrug. Auf dem Wege nach ** ich, den sie größtentheils allein zurücklegte, ward das Gefühl der Entäußerung ihrer Persönlichkeit endlich so gewaltig in ihrer leicht aufzuregenden Phantasie, daß es kaum mehr ein Gegengewicht in der Aussicht auf die nahe Vereinigung mit ihrem Freunde fand. Labäo's Anblick, der ihr einige Stunden vor ** ich entgegenkam, rief sie zu einem natürlichen Zustande zurück. Er hatte alle Mittel angewendet, um mit so wenig Unwahrheit wie möglich seine Verhältnisse zu Sophien zu einer gültigen Ehe zu machen. Die Gesetzlichkeit der Landesconstitution konnte er ihr ohne alle Schwierigkeit geben, und somit war des Mannes Ehre gesichert. Dem Segen seiner Kirche wich er aus, indem sich in ** ich keine Synagoge befand, und er den nächsten Rabbiner schon gewöhnt hatte, ihn für einen Mann zu halten, der Gewissensfragen zurückwies. Seine ärmern Glaubensbrüder, die ihre Geschäfte in sein Haus führten, maßen seine Recht-

180

gläubigkeit nach seiner Wohlthätigkeit ab, und die Reichern hatten, da er ihren Handel nicht zu theilen suchte, kein Interesse, dem Herkommen seiner schönen, guten, schwermüthigen Frau nachzuspüren. Sophie hätte können, Labäo hätte sollen glücklich sein. Beide hatten in reifen Jahren, mit vollkommener Kenntniß der Umstände ihr Schicksal freiwillig bestimmt. Sie liebten sich innig; ihre häusliche Lage war, Dank der Vorsorge ihrer Freunde in Deutschland und Labäo's anerkanntem ärztlichen Verdienste, bequem und gesichert, ihre Umgebungen schätzten die Tugenden ihres stillen Wandels; aber das Alles reichte nicht hin, ihnen freien Lebensmuth zu geben. Das Bewußtsein ihres Geheimnisses lag wie eine schwere Gewitterwolke auf ihrem Herzen und nahm in seiner Wirkung die Gestalt einer Schuld an. Demuth und stilles Dulden ward der Charakter ihres Lebens. Sie thaten unendlich viel Gutes; aber sie selbst fühlten es als eine Versöhnung gegen die Gesellschaft, die sie hintergingen. Jede kleine Fehlschlagung, jede Unannehmlichkeit des täglichen Lebens ertrugen sie als das Geringste, was sie zu erwarten hätten, da auch viel Größeres verschuldet sein könnte. Sophie ward schwanger. Die innige Freude liebender Gatten ward von dem Gedanken, daß sie ihr Geheimniß auf ihr Kind fortpflanzen müßten, gestört; und als Sophie einen Sohn zur Welt brachte, legte sie ihn zitternd in ihres Gatten Arm, denn unausrottbare Begriffe sagten ihr, er sei kein eheliches Kind, sie übergab' ihn einer verachteten Kirche. Labäo, in dem der Grundsatz und das Bedürfniß, seinem Volke anzuhängen, durch die Opfer, die er ihm brachte, immer lebhaft blieb, erfüllte mit Freude die Satzung seines Gesetzes. Er unterwarf seinen Knaben den jüdischen Ceremonien. Sophie nahm wahr, daß eine befremdliche, wahre, innige Rührung und Freude während der Feierlichkeit aus ihres Gatten Augen strahlte – er sah aus, wie Einer, der nach langer Trennung das Vaterhaus begrüßt – ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, und wie der Rabbiner ihr den Sohn auf den Schoos legte, war es ihr, als habe man ihn mit einem fremden vertauscht. Die Heftigkeit dieses Eindrucks ging vorüber; aber ihre Gesundheit litt von ihrem stillen Gram. Der Knabe kränkelte, welkte und starb am Schluß seines ersten Jahres. Labäo ertrug den Schmerz wie ein Mann; allein Sophie beweinte den *ungetauften* Sohn und durfte ihrem Gatten nicht sagen, daß sein Tod sie vor dem Gram rettete, ihn lebend zu betrauern. Ein zweites Kindbett gab ihr eine Tochter; diese schien ihr weniger entrissen zu werden, da das jüdische Gesetz sie seiner Kirche nicht so unverkennbar aneignete. Zwei Jahre gingen glücklich vorüber. Labäo hatte sich einen bestimmten Wirkungskreis gebildet, den

181

182

er zweckmäßig ausfüllte. Vor ihm traten die religiösen Grübeleien, sowie die Herzensbedürftigkeit nach Volks- und Kirchengemeinschaft zurück. Die Freude, welche Sophie an ihrem Kinde hatte, die Achtung, welche ihr das Publicum bewies, gab ihr eine Art von Zuversicht, die ihr ängstliches Bewußtsein beschwichtigte. Vielleicht hätte eine längere Gewohnheit des Glückes sie des Glücks fähiger gemacht, aber ein geringfügiger Zufall unterbrach es. Ein **scher Officier, der sich eine Zeit lang in ** aufgehalten hatte, wo er Madame Itzig's Haus mit manchen andern Fremden besuchte, war nachmals in preußische Dienste getreten und befand sich nun auf einer Reise nach Paris. Der Zufall wollte, daß er den ungewöhnlichen Weg über ** ich nahm und nahe an der Stadt durch einen Fall mit dem Wagen einen sehr gefährlichen Beinbruch erlitt. Der Fremde ward in ein nahes Wirthshaus gebracht, Labäo herbeigerufen, und des Leidenden Zustand sowol als die männliche, einnehmende Art, mit der er seine Schmerzen ertrug, vermochten den sorgfältigen Arzt, seine dringende Bitte, ihn doch nicht während der langsamen Heilung in einen elenden Gasthof zu bannen, stattfinden zu lassen. Er willigte ein, ihn bis zu seiner Genesung als Kostgänger zu verpflegen. Sophie war mit herzlichem Eifer bemüht, das Zimmer ihres Gastes zu bereiten, und wie er durch einige Stunden Ruhe sich gestärkt hatte, begleitete sie ihren Gatten zu ihm, um fortan einen Theil seiner Pflege persönlich zu übernehmen. Auf den ersten Blick begrüßte sie der Oberste sehr unbefangen als alte Bekannte aus dem Itzig'schen Hause, und eben so schnell erinnerte sich Sophie, ihn dort als **schen Major gesehen zu haben. Das war nun das erste Mal, daß ein lebendiger Zeuge sie an ihr vergangenes Dasein erinnerte. Die Verhehlung ihres Christenthums, die sie immer für eine Apostasie hielt, der Betrug, den sie allen ihren Mitbürgern gespielt, die Gefahr, ihres Mannes bürgerliches Wohl durch eine Entdeckung zerstört zu sehen, stellten sich ihr so lebhaft vor Augen, daß sie nicht fähig war, ein Wort zu erwiedern, sondern nach wenig Augenblicken, von einem krampfhaften Zittern befallen, das Zimmer verließ. Dieser Vorfall schien die lose Hülle, welche die letzte ruhige Zeit um ihr zernagtes Herz gesponnen hatte, zu zerreißen, und zum ersten Mal sah ihr Gatte ohne alle Täuschung, wie hoffnungslos es von Zweifeln und Selbstquälen zerstört sei. Da er ihre Anlage zur Schwermuth seit dem Ursprung ihrer Liebe kannte, war ihm ihre Gewissensscheu nicht fremd, und sein Bemühen war immer dahin gegangen, ihr entgegenzuwirken; ja, dieses stets Bemühen hatte seinen Geist, dem frühere Schicksale eine gleiche, zerstörende Neigung mitgetheilt hatten,

gestärkt; allein seiner Menschenkunde, die bei ihm wie bei allen Menschen so leicht durch die tägliche Gewohnheit in Anwendung auf unsere nächsten Umgebungen eingeschläfert wird, war die Märtyrerkraft schwacher Seelen, den Wurm, der am Leben nagt, zu verbergen, entgangen; er schauderte vor dem Todtenbilde des Grams, das sein Weib ihn erblicken ließ; er schauderte vor der Sicherheit, mit der er bisher neben dieser langsam Sterbenden im Geiste gelebt hatte.

184

Der Oberste war schnell zurechtgewiesen, indem ihn Labäo sehr gleichgültig beschied, daß er sich geirrt habe, ehemals Sophien für eine Christin zu halten. Neben dem Zustande seiner Frau schien ihm diese Lüge ein rechtmäßiges Opfer seines Gewissens. Wäre der Fremde sogleich fortgereist, so hätte die Zeit den gefährlichen Eindruck, den er in Sophien hervorgebracht hatte, vielleicht verwischt, und die volle Kenntniß ihres Seelenzustandes, zu der Labäo nun gelangt war, hätte ihn vielleicht Mittel finden lassen, auf sie zu wirken; aber die Gegenwart dieses Mannes, die ebenso wie seine gleichgültigsten Gespräche immer die wehe Seite ihres Gemüthes berührte, hielten ihr Übel wach. Endlich reiste er ab, voll Dankbarkeit für seine vortrefflich gelungene Heilung, voll Achtung für seinen Arzt, voll Theilnahme an »seiner schönen schwermüthigen Wirthin« wie er in unbedachtem Scherze sie nannte. Jetzt hoffte Labäo, daß seine Gattin ruhiger werden würde, als eine neue Störung die traurige Last des Übels vermehrte. Eine neue Schwangerschaft erregte in Sophien die Furcht, wieder einen Sohn zu gebären und durch seine Aufnahme ins Judenthum eine neue Schuld auf ihre Seele zu laden; ihre Tochter, die Freudenbringerin ihrer letzten Jahre, entwickelte eine unheilbare Kopfkrankheit, von der die kleine Unglückliche nach mehrern leidenvoll verlebten Monaten ihres Verstandes beraubt ins Grab sank. Von da an war Labäo's Einfluß nicht mehr stark genug, Sophiens kranken Geist zu stärken; der schreckliche Gedanke, ihr Unglück als Strafe der rächenden Gottheit anzusehen, ward immer herrschender in ihr und verkehrte die heiligsten Beweggründe zum Trost in neue Nahrung des Jammers. Labäo suchte ihr die neue Mutterhoffnung als den Beweis darzustellen, daß es Gott ihr nicht an Kindersegen wolle fehlen lassen – sie sah nur eine neue Zuchtruthe darin, und mit furchtbarer Gewalt zog sie das Böseste herbei, vor dem ihr graute; denn wahrscheinlich mochte ihr finstrier Gemüthszustand die Hauptursache sein, daß sie zur rechten Zeit, aber von einem todten Knaben genas. »Siehe, du Gefährte meiner Schuld! rief sie mit sterbender Stimme; mein Schoos gebiert nur dem Jammer, oder dem Tode;« und

185

seitdem war ihr Geist selten mehr klar. Ein ganzes Jahr kämpfte die irdische Hülle, ihren himmlischen Gast auch unter so drückenden Bedingungen zu behalten; Labäo wendete mit blutendem Herzen seine Kunst an; wie aber die arme, bleiche Hülle aus seinen unterstützenden Armen niedersank, blickte er beseligt und dennoch in Schmerz versunken empor, als sah' er den fröhlichen Flügelschlag der Befreiten in den himmlischen Räumen.

186 Labäo hatte viel ertragen; für das Maß der Seelenkraft, die in ihm sich entwickelte, zu viel. Seine Fassung nahm daher von dieser Zeit an äußere Stärkungsmittel zu Hülfe. Das gesellschaftliche Leben war ihm in den letzten beiden Jahren sehr beschwerlich geworden; Leiden zu mindern war noch seine einzige Labung, aber Freuden zu theilen ward ihm schwer, gleichgültigen Verkehr zu pflegen, unmöglich. Nach Sophiens Tod schienen ihm seine bürgerlichen Bande zerrissen; er zog sich daher nahe an der Stadt in ein einsames Häuschen zurück, dessen dunkle Umgebungen er noch mit einem Walde von Bäumen und blühenden Stauden vermehrte. Hier lebte er ganz seiner Wissenschaft und der Pflege der Armen. Erst während Sophiens letzten Lebensjahren, vielleicht erst seit des Obersten Anwesenheit, war die Sage in Umlauf gekommen, sie sei eine Christin; doch so lange ihr Gatte in seiner gewohnten Lage, bei seinem hergebrachten Geschäftsgange blieb, hatte sie keine Aufmerksamkeit erregt. Sein häusliches Unglück wirkte aber auf die Menge wie auf Sophiens schwaches Gemüth, sie sah Gottes Strafe in ihm, und wie der Gezüchtigte sich freiwillig der Vortheile begab, die er über die Ärmern seiner Mitbürger besessen hatte, ward diese Menge vom Richter zum Schergen; sie arbeitete mit kleinlicher Beeinträchtigung, mit nachbarlichen Neckereien, mit boshaften Reden der strafenden Gottheit in die Hand. Labäo fand jedes Frühjahr seine jungen Bäume geknickt, seine Blumen geraubt, seine Bienenstöcke umgestoßen, seine Brunnen verunsäubert. Jetzt wiederholte er sich die Gründe, die er Sophien angab, um von ihrem kranken Gemüthe den Begriff, als läge Gottes rächende Hand auf ihr, abzuwehren. Es gelang ihm, und die Menschen um ihn wurden müde, ihn zu quälen. Oft beschäftigte ihn in seiner tiefen Einsamkeit der Weg durch sein mühseliges Leben; er hatte das Rechte gewollt, er hatte nicht Unrecht gethan, und das schreckliche Warum, das so oft das Forschen unsers Verstandes abschneidet, endigte jedesmal seine schmerzlichen Betrachtungen. Manche Nacht blieb er mit diesem Warum vor der Thür seines Hauses, bis die Morgenröthe strahlend hinter den hohen Ulmen emporstieg; dann war es, als

187

gäbe sie ihm eine Antwort, und er ging beruhigt an die Arbeit seines Tages. In dem ersten Monate dieses Jahres drangen die befreienden Heere der Deutschen in jenen Gegenden vor. Vielleicht ward der böse Willen seiner Feinde wieder wach und reizte die Vorurtheile der Sieger gegen den abgesehenen Klausner; vielleicht benutzten sie auch nur ihre Gegenwart, um ihre Schuld zu bemänteln; genug, daß Labäo's Hütte jetzt in Asche liegt und, da jede Spur seines Daseins verschwunden ist, wahrscheinlich seinen Leichnam deckt.

188

Drei Abschnitte im Leben eines guten Weibes

155 Amtsrichter Reck ward von dem Dorfe, welches er bis jetzt mit seiner Familie bewohnt hatte, in eine ansehnliche Provinzialstadt, dem Sitz eines Landescollegiums, versetzt. Er hatte mehrere Söhne, aber nur eine Tochter, bei der nach dem frühen Tode seiner Frau eine Tante Mutterstelle ersetzt hatte. Molly – so wollte die Mode damals, daß man den Namen Maria verändere – hatte vielleicht bei diesem traurigen Loose, Waise zu sein, für ihre Bildung nicht verloren. Das Andenken der nie gekannten Mutter ward ihr Religion. Gott und sie waren die Zeugen, die Richter, die Lohner ihrer Handlungen, und die Tante hatte alle Eigenschaften, eine Tochter zu erziehen. Ueberstandenes Unglück in einer bald durch den Tod getrennten Ehe hatte der Tante Meier weiches Herz stark gemacht, sie hatte Geist und Bildung, und ihr Alter, das Molly's nur um funfzehn Jahre übertraf, machte sie fähig, ihrer Pflgetochter Freundin zu sein. Molly war eben erst funfzehn Jahre alt, sie hatte bis jetzt neben den Beschäftigungen eines früh gebildeten Verstandes und früh entwickelter Thätigkeit nur die Genüsse der Kinderjahre gekannt, und die Gesellschaft ihrer Brüder in einer rüstigen Kindheit, wie das Landleben sie bietet, wo der Begriff von Schicklichkeit nicht vor der Zeit dem Mädchen die Puppe und dem Knaben den Kreisel entreißt, hatte ihren schönen Wuchs vorteilhaft entwickelt. Die Veränderung, welche bei der plötzlichen Verpflanzung in städtische Verhältnisse in ihr vorging, war sehr groß, sie traf mit der ihres Alters zusammen, und die sorglose, kindische Molly ward in Zeit eines Jahres eine blühende, die Aufmerksamkeit der Männer anziehende Jungfrau.

Damals – denn wenn Molly noch lebt, ist sie eine alternde Matrone – waren die Lebensverhältnisse anders wie jetzt; man lebte *für* sein Haus und in seinem Hause; die Tochter die erste Geschäftsführerin in der Wirthschaft, der Vater die gesetzgebende, die Mutter die vollstreckende Gewalt. Molly bemerkte wohl, daß sie den Männern gefiel, und es war ihr ganz recht; aber sie versprach sich selbst, daß ihr kein Mann gefallen sollte – in einem gewissen Sinne nämlich – *bis der Rechte* käme. Wer aber der Rechte sein sollte, darüber dachte sie nicht nach; sie machte sich nur den Begriff immer klarer, daß *oftmals* lieben, eine Unwürdigkeit sei, *unglücklich* lieben, ein endloser Kummer, und das Lieben überhaupt eine *Knechtschaft*, vor der ihr freier Sinn sich sträubte. Wie sie einst mit der

Tante über solche Dinge sprach, sagte diese: wenn nun aber ein wackerer Mann um Dich wirbt, willst Du Dich dann erst daranmachen, ihn zu lieben, oder willst Du hoffen, daß *der Rechte* um Dich werbe? – Das Erste, Tantchen! rief Molly, das Erste! Ich weiß wohl, daß ich dem Vater, der so viel für die Brüder thun muß, die Last meiner Versorgung sobald als möglich abnehmen muß – hier füllte sich ihr Auge mit Thränen – und, fuhr sie nach einer Pause heiter fort, muß denn alles Lieben zum Heirathen führen? – Von Seite der jungen Herren, die Dir auf dem Fuße nachgehen, gewiß nicht. – O Tantchen, rief Molly mit niedlichem Zorn, o, neben diesen wollen wir das Wort Liebe nicht nennen. – Nimm Dich in acht! bist Du wirklich so besonnen, so ist Dein Herz sicher, aber darum nicht die Meinung, die man von ihm hat. Der Haufe verzeiht Liebeleien, aber keine Männerherrschaft, in der Du Dir zu gefallen scheinst. – Molly schwieg ernsthaft. Die Tante hatte sie errathen, aber verstanden doch nicht. Molly hatte, ohne zu begreifen, wohin das führt, wirklich ein Betragen gegen die Männer angenommen, was ihr trotz ihrer zarten Jugend, ja durch sie, Männerherrschaft, welche die gleichgültigen Zuschauer wol mit Koketterie verwechseln, erwarb. Die Männer fanden bei der ersten Bekanntschaft, daß sie mit Alltäglichkeit bei diesem Mädchen nicht auskämen; die Gemeinern zogen sich deshalb zurück, die Geistvollern wollten diese befremdliche Erscheinung kennen lernen, und angezogen durch ihre Neuheit, gaben sie sich dem Kinde hin, das mit überlegnem Geist Weltton und Modesprache durch weibliche Würde und Genialität mehr denn ersetzte.

156

Unter diesen Letzten war Herr von Rode, ein junger Berner, den eine Rechtsache nach Altenburg, Molly's Wohnorte, geführt hatte. Er war sehr liebenswürdig und sehr gebildet. Molly's Jugendblüte und stolze Haltung bei der unbefangenen Fröhlichkeit hatte ihn angezogen, ihr Geist machte seine Begierde rege, auch das Herz dieses sonderbaren Wesens ins Spiel zu bringen. Er glaubte nach dem Stückchen Lebensweg, den er schon zurückgelegt hatte, die Weiber zu kennen, und hielt die Sorglosigkeit, mit der Molly einige Männer um sich her beschäftigte, mit dem Einen tanzte, mit dem Andern ein sehr ernstes, Leben und Pflicht betrachtendes Gespräch führte, dem Dritten versprach, seine Partie beim Reversi zu machen, für Koketterie. Nach Männerart wollte er nun ihr Herz rühren; da entschlüpfte sie seiner Nähe, wie ein Vögelchen dem zu täppischen Vogelsteller, zog einen andern ihrer sogenannten Anbeter in das Gespräch, und wie des Vögelchens leichtherziger Gesang schwatzte sie mit heiterer

157

Ironie, wenn Herr von Rode Spannung und Heftigkeit als Zeichen schwer behaupteter Selbstherrschaft wahrzunehmen gehofft hatte. Herr von Rode hatte in seiner Vaterstadt, wo der Umgang zwischen beiden Geschlechtern sehr früh beginnt, indem die Coterien gleicher Zeitgenossinnen die Brüder und Verwandten ihres Zirkels von der Zeit an aufnehmen, wo eine Jungfrau aus dessen Mitte Braut wird (so war es wenigstens vor funfzig Jahren) – Herr von Rode hatte, schön, reich und müßig, wie seine jungen Landsleute im Allgemeinen, zu guter Zeit ein bischen Lovelace zu sein versucht und fand in Molly einen würdigen Gegenstand des Besiegens. Allein er war ein Mann von edeln Anlagen, der bald in dem sechzehnjährigen Mädchen Eigenschaften wahrnahm, die sich nicht zur Kokette passen.

158 In ihrem Gespräch, wenn sie es zwanglos lenkte, herrschte eine ernste Lebensansicht vor, ihre Heiterkeit, wenn sie dessen Gegenstand wählte, war rein wie ihr Auge, und wenn ihre glühende Lebhaftigkeit sie eben dem Strafblick einer alternden Gespielin oder vernachlässigten Dame aussetzte, zog ein Kind, dessen bittende Stimme sie hörte, das Eintreten ihres Vaters, das errathene Bedürfniß eines alten Mütterchens im Winkel des Sophas ihre ganze Aufmerksamkeit an sich; sie ließ ihre Bewunderer stehen, flog jenen Gegenständen zu und ließ sich von den eiteln Männern wieder aufsuchen, oder sie schmolten, welches nie lange dauerte, da ihre Eitelkeit ihnen die unfehlbare Aussicht, Molly werde den nächsten Mann, dessen Betragen ihn auszeichnete, eben so freundlich in ihr Gefolg aufnehmen wie jeden von ihnen, unerträglich machte. Dieses Verhältniß, das nur im Gesellschaftszimmer und in Ballsälen stattfand, nahm für Herrn von Rode nach und nach eine andere Gestalt an. Er lernte das reine Wesen in ihren häuslichen Verhältnissen kennen, da Hofrath Reck's Vorliebe für die Schweiz und sein Geschäftsverhältniß zu dem jungen Ausländer diesem die Auszeichnung verschafft hatte, sich zuweilen dem Zirkel zugesellen zu dürfen, der sich um Tante Meier versammelte. Es gehört ein sehr verderbtes Gemüth dazu, um das Asyl der Gastfreundschaft und den heiligen Familienverein entweihen zu wollen. Rode's Lovelaceplänchen, die gewiß nie weiter gegangen waren als auf eine damals schon der Empfindsamkeit sich zuneigende Liebelei, wurden aufgegeben, und ohne sich zu fragen,

159 was er denn Besseres wollte, nahm Liebe sein Herz ein, Liebe, die er gern zur Leidenschaft hätte ansteigen sehen; denn alsdann würde er ihrem Gegner, dem schauerlichen Gedanken an den uralten Adel seines Geschlechts, und der ihn erwartenden ebenbürtigen Hand eines verkümmerten Zweigleins einer geldreichen aussterbenden Familie entgangen sein.

In diesem innern Streit liebte er fort, und das machte Molly ihm leicht, denn mit Niemand tanzte sie lieber, scherzte sie lieber in naivem Ernst oder sprudelnder Fröhlichkeit, gab ihm Fächer aufzuheben, bat ihn um Thee – doch sobald er seiner Unterhaltung eine zärtliche Wendung geben wollte, behandelte sie ihn mit so viel Muthwillen, wie erfahrene Weiber nur thun, wenn sie ihrer Herrschaft gewiß sind; Molly aber that es, weil sie an den Umfang ihrer Herrschaft gar nie gedacht hatte.

In der Gegend von Altenburg sollte in dieser Zeit eine Hinrichtung stattfinden, und die jüngern Männer von Molly's gesellschaftlichem Kreis verabredeten Lustpartien nach diesem furchtbaren Schauspiel. Vom Tanze abtretend, fragte Molly Roden nachlässig: Sind Sie auch von einer der gefühlvollen Frühstücksgesellschaften? – »Ja wohl! wir reiten nach Basterberg, frühstücken beim Baron, essen in der neuen Schenke nach dem Actus zu Mittag und kommen mit Fackeln nach Hause.« – Was zieht Sie denn zu diesem Schauspiel? – »Zu dem Schauspiel? gar nichts.« – Nun, es ist doch ein Moment, in dem Schauspieler und Zuschauer einem denkenden Wesen Stoff zu Beobachtung geben müssen. Ich dachte, Sie, als einstiger Magistrat und Blutrichter, wollten mit Hintansetzung Ihres Gefühls diese machen. Freilich ist die Exposition beim Frühstück und die Schlußscene in der neuen Schenke dem Beobachten nicht sehr günstig. – Rode blickte mit Befremden und Beschämung auf das Mädchen, die mit einem Gemisch nachlässigen Spottes und hohen Ernstes vor sich hinsprach, indem sie einen Blumenstrauß ordnete und die welken Blüten davon oftmals an ihre vom Tanze glühenden Wangen legte. – Sie misbilligen das Besuchen eines solchen Schauspiels? fragte Rode nach einigem Stillschweigen. – Das sagte ich nicht, erwiderte Molly, jetzt den Blick kalt und sicher auf ihn richtend; meinem Geschlecht ziemt die gefühlbesiegende Vernunft nicht. Ich glaube dem Vater, der dieses Schauspiel für den Beobachter nützlich hält; mein Gefühl sagt mir aber, daß es furchtbar leichtsinnig ist, eine Lustpartie aus dem Moment zu machen, wo der gewagteste Menschenwille einen Sünder der Möglichkeit eines gebesserten Lebens entreißt. – Auf diese, mit edelm Ernst von den jugendlichen Lippen gesprochenen Worte folgte ein kurzes Gespräch, in welchem Rode sich anheischig machte, der Hinrichtung nicht beizuwohnen.

Molly sagte mit schönem Erröthen und kindlicher Freude: Nicht wahr, das ist anständiger? da kommen Sie morgen zur Tante und lesen ihr vor. – Der Zauber, welcher in diesem Gemisch jugendlichen Uebermuthes, weiblicher Herrschlust, edlem Sinn und ernster Güte lag, wirkte so

161 mächtig auf Rode, daß er sich mit verjüngtem Herzen den Rest dieses Abends ihr hingab. Molly war in ihrer Heiterkeit sanfter als gewöhnlich und begünstigte ihn mit den kleinen Vorzügen, zu denen das verfeinerte Leben so viel Veranlassung gibt, daß es, trotz seiner Verkünstelung, dennoch zur Idylle Stoff bieten kann.

Wie Rode sich selbst überlassen war, schämte er sich ein bischen des unwillkürlichen Gefühls, das ihn bemeistert hatte, reihte den kleinen Vorgang des verflossenen Abends wieder an seine ehemaligen Lebenserfahrungen an und überzeugte sich, Molly's Herzens nun Herr geworden zu sein. Dennoch hatte er Edelmuth genug, um das liebliche Mädchen durch keinen Verdacht zu beleidigen, als könne die Liebe, welche er ihr eingeflößt zu haben glaubte, sie zu einer Schwäche verleiten; er hoffte nur, jetzt ein Geständniß herbeiführen und ein Romänchen fortspielen zu können, das die übrige Zeit seines Aufenthalts in Altenburg angenehm beschäftigen würde. Daß er Molly Kummer machen werde, verbarg er sich gar nicht; allein da sie ihm sehr theuer geworden war, und er vorher sah, daß er sie mit sehr tiefem Schmerz verlassen würde, so schien ihm das eine ganz artige Compensation, die ihn alles tiefern Nachdenkens über die Moralität seiner Handlung überhob.

162 Den folgenden Abend begab er sich, wie ein guter Feldherr fest entschlossen, seinen gestern gewonnenen Vortheil gut zu benutzen, zur Tante. Molly saß schon am Theetisch, um den man sich früher als gewöhnlich versammelt hatte, weil eine Freundin vom Lande noch diesen Abend abzufahren gesonnen war. Rode grüßte Molly mit einem Wesen, das auf Einverständniß deutete, sie rief lustig ihrem Vater zu: Väterchen, da ist Herr von Rode, und ich bekomme den Fächer! – Sie erzählte nun nachlässig und mit dem Einschenken beschäftigt, daß der Vater ihrer Versicherung: Herr von Rode werde nicht in Bastenberg frühstücken, nicht habe glauben wollen, und weil sie darauf bestanden, habe er einen Fächer und sie das nächste Pickenik gewettet, es sei also. Rode war sehr empfindlich, eine Sache, die nur, so lange Molly sie als ein Geheimniß zwischen ihr und ihm behandelte, einen Werth hatte, als Theetischscherz behandelt zu sehen; er knüpfte deshalb, sich dem Theetisch nicht wieder nahend, ein Geschäftsgespräch mit dem Hofrath an. Während diesem und dem bald erfolgenden Abschied des Besuchs vom Lande fiel Rode in seinem Innern darauf, Molly's Benehmen für eine List zu halten, durch welche sie wollte bei Tante und Vater allem Verdacht eines Einverständnisses vorbauen, oder für einen Beweis kindischer Freude über ihren Einfluß auf seinen

Willen. In beiden Fällen schien es ihm, daß er von seinen gestrigen Vortheilen nichts verloren habe. Dieser Ueberlegung zufolge betrug er sich, nachdem Molly von der Begleitung ihrer Freundin zurückgekommen war, mit der versteckten Vertraulichkeit eines begünstigten Liebhabers. Das Mädchen machte große Augen, wie er ihr zuflüsterte, daß er sehr glücklich über ihre heutige Einladung sei. Sie sagte laut zur Tante gewendet: Diese Einladung hat kein besonderes Verdienst; meine Tante erlaubt mir, Bekannte unseres Hauses an ihrem Theetisch zu versammeln. – Auf neue piquirt fing Herr von Rode ein gleichgültiges Gespräch an; Molly's lebhafter Geist gab ihm schnell eine interessante Wendung, und ehe man sich's versah, war der Zauber wiederhergestellt. Jetzt reichte das junge Mädchen Thee herum, Herr von Rode nahte sich, ihr seine Tasse zu nehmen, und war linksich genug, indem er sie aus ihrer Hand nahm, einen Händedruck zu wagen. – Nieder klorrte die Tasse, der heiße Thee floß dem erboßten Rode in die Schuhe, und Molly, sehr kaltblütig ihr Kleid abreibend, sagte: Sie faßten die Tasse ungeschickt – weiter ist kein Unglück. – Das war zu viel! Koketterie, kindische Laune, kalter Spott – was war in dem Mädchen? Mühsam gewann Rode seine Fassung wieder, während der Diener die Theefluth aufrocknete; aber er hütete sich weiter an diesem Abend, auf seinen über Molly gewonnenen Einfluß zu bauen.

Wirklich schmollte er ein paar Tage und hätte es noch länger gethan, wäre nicht eine Schlittenfahrt dazwischen gekommen, bei welcher das Loos so gefällig war, ihn Molly zum Führer zu geben. Eine solche Schlittenfahrt war damals ein sehr glänzendes Fest, ohne ähnlichen Lustbarkeiten in der österreichischen Kaiserstadt im mindesten zu gleichen. Man bediente sich der kleinen Rennschlitten, wo der Cavalier hinter der Dame sitzt, die Vorreiter, in deren Zahl und glänzender Livree sich die Eitelkeit des Cavaliers am vortheilhaftesten zeigen konnte, trugen die Farbe des Pelzes oder der Kleidung der Dame, wenn es ihm möglich gewesen war, sie zu erforschen, und eben diese Farbe herrschte in dem Federbusch des flüchtigen Schlittenpferdes. Rode begab sich zur Tante, um sich die Gunst, Molly's Führer zu sein, zu erbitten; jubelnd empfing das fröhliche Mädchen der Tante Einwilligung und gab mit komischer Wichtigkeit dem besänftigten Rode ihre Aufträge wegen einiger die Lustfahrt betreffenden Anstalten.

Molly, in einem bescheidenen Amazonenkleidchen von grünem Kamelot mit einer schmalen goldenen Litze, ein grün sammtenes Pelzmützchen schief über das hellbraune Haar gedrückt, sah wie die sorglose Freude

aus. Es war einer der sonnenhellen Februartage, wo in jener Gegend die Oberfläche des Schnees zu schmelzen beginnt und im rechten Moment die Schlittenbahn spiegelglatt ist. Das fröhliche Schellengeläut, die bunten Farben der Damenpelze und der Federbüsche der leicht dahinfliegenden Rosse steigerten die Fröhlichkeit in Molly's Köpfchen zu einer poetischen Laune; sie nahm ihrem Führer die Zügel aus den Händen, beharrte eigensinnig, zu lenken, und nöthigte ihn solchergestalt den größten Theil des kurzen Wegs zu einer so anhaltenden Aufmerksamkeit auf sein Schlittenpferd, das bei Molly's unkundiger Führung stets die beste Lust hatte, nebenauszufahren, daß ihm keine Zeit, seine Dame zu unterhalten, gegönnt war. Molly's poetische Spannung dauerte fort; denn wie, an Ort und Stelle angekommen, der gute Herr von Rode, hinter ihrem Sessel postirt, während der eleganten Collation ihr die schönsten Dinge zu sagen hoffte, war das Mädchen zu keiner bleibenden Stätte zu bewegen, sondern indeß der arme Ritter die Tante mit Kuchen bediente, war sie am Arm eines silberhaarigen alten Stallmeisters, ihres Vaters Hausfreund, aus dem Saal entwischt, um auf einer kleinen Anhöhe neben dem Gasthof die glühende Abendröthe zu betrachten, die, eine kalte Nacht verkündend, den klaren Wintertag beschloß. Molly sah den Kindern der Landleute zu, die mit kleinen Schlitten diese Anhöhe herabfuhren, und lachte ihren alten Führer aus, der sie aufmerksam machte, daß die Bahn der Kinderschlitten bis an einen Weg reiche, der zwar kein Heerweg war, auf dem aber jeden Augenblick ein Bauerwagen fahren und die Pygmäenschlittchen zermalmen konnte. Noch ein paar Sekunden, und des alten Stallmeisters Befürchtung ward gerechtfertigt; ein Wagen, nach Landesart mit Stieren bespannt, kam hinter den Häusern hervor, der Stallmeister schrie den Kindern zu; aber da war an kein Halten zu denken; der Knecht hingegen, der die Stiere führte, hielt seine Thiere an, und das war vielleicht gut, denn nun standen diese unerschütterlich still, indeß die Schlitten einer nach dem andern an die Wagenräder anfahrend oder unter dem Wagen durchschießend, ihre kleinen waghalsigen Führer ausschütteten. Die Kinder erhoben ein Zetergeschrei; Molly flog die Anhöhe herab, um den Zerschmetterten zu helfen. Die Stiere sahen sorglos vor sich hin und schienen diesen Unglücksfall schon längst in die Berechnung ihres Schicksals aufgenommen zu haben. Nicht so ihr Führer; der bediente sich des umgekehrten Endes seiner Peitsche, um ohne alle Mishandlung, ganz phlegmatisch fluchend, den Kinderknäuel auseinanderzuwirren; welches dann auch sehr schnell gelang, denn nur ein rothbäckigtes Bübchen von sieben Jahren hatte das eine

Bein gegen die Radspeichen zerbrochen. Der Stallmeister nahm das Unglück sogleich wahr, faßte den Knaben behutsam auf die Arme und trug ihn, von Molly begleitet, zu seinen Eltern. Indem er mit männlicher Ruhe dieser armen Leute Jammergeschrei zu stillen suchte, zog Molly sehr behende und behutsam dem Bübchen seine Kleidung ab und erhielt es auf dem Bette ruhig liegend, indem sie mit süßer Schmeichelstimme ihm vorsprach und ihm ihre Uhr, ihr Halsband und dergleichen Herrlichkeiten zum Spielen hinreichte. Der Wundarzt kam, Molly half mit wundersamem Muth bei dem Verbande, aber nicht ohne große Anstrengung, denn indem sie fortfuhr dem Kinde mit lächelndem Gesicht zuzusprechen, rollten ihre Thränen, wie Thautropfen über ein Marmorbild, über ihr erleichtertes Gesicht.

166

Jetzt war der Wundarzt fertig, der Knochenbruch war ohne Splitter, das Kind gesund, also eine nahe, gründliche Heilung zu hoffen; die Rosenfarbe der Freude kehrte auf Molly's Wangen zurück, und im Gefühl, geholfen zu haben, wendete sie sich jetzt vom Kinde ab. – Da erblickte sie die Tante und Herrn von Rode hinter sich, die schon lange Zeugen ihrer Thätigkeit waren. – Der Ruf des stattgehabten Unfalls hatte die Tante auf die Abwesenheit der Nichte aufmerksam gemacht, sie war ihr mit Herrn von Rode nachgeilt; der alte Stallmeister, den des jungen Mädchens Benehmen in der Seele freute, hatte sie bei ihrem Eintritt in die Bauernstube verhindert, sie darin zu stören, und beide sahen dem Bemühen des hülfreichen Kindes mit Rührung zu. Unbefangen begrüßte sie die Freunde, bat die Eltern des Knaben, ihr recht oft Nachricht von dessen Befinden zu geben, versprach diesem Spielzeug zu schicken und hüpfte an Rode's Arm zu der Gesellschaft zurück. Rode war wirklich tief gerührt, sinnlich und übersinnlich ergriffen. Er mochte es auszudrücken versuchen, da stand die Kleine mitten im Schnee still; »a propos, Tantchen, rief sie, sagen Sie doch dem Herrn von Rode, ein für alle Mal von der Geschichte gar nicht mehr, besonders da oben (auf die jetzt erleuchteten Gesellschaftszimmer des Gasthofes deutend) zu sprechen.« – Madame Meier bat mit Bestimmtheit darum, und Herr von Rode sah viel zu sehr seinen Vortheil dabei ein, Molly's Geheimniß zu besitzen, um indiscret sein zu wollen.

167

Die Gesellschaft fuhr mit Fackeln zurück, um sich in der Stadt zu einem Thee dansant zu versammeln. Die empfundne Gemüthserschütterung hatte Molly ernster als gewöhnlich gestimmt, Rode hatte einen ähnlichen Eindruck empfangen; die Unterhaltung war für die Schellenbegleitung

sehr solide, der Schlittenführer hielt sie aber dennoch für sehr zweckmäßig. Kurz vor der Stadt entstand eine Unordnung unter den vordern Schlitten, Herr von Rode mußte den seinen lange halten lassen; da kamen ihm alberne Gedanken bei, und die Nähe von Molly's schöner Wange, neben der er sich, das Leitseil zu ordnen, hinbog, verleitete ihn, vom Schlittenrecht zu sprechen. Molly rückte behend zur Seite und sagte nachlässig aber entschieden: Ja, das versteht sich, das Recht löse ich, sowie Sie mich zu meiner Tante geführt haben. Die Schlitten brachen auf, Rode war sich gram, wie ein Gimpel zutäppisch gewesen zu sein, und zerstreute sich mit der Neugier, was für ein Gesicht das Mädchen machen würde, wenn er sie vor den Augen der Gesellschaft an das Schlittenrecht erinnerte. Sie machte gar kein Gesicht – sondern ehe er sie erinnern konnte, sobald sie, noch an seinem Arm, die Tante begrüßt hatte, warf sie die Kappe zurück und bot ihrem Führer mit einer höchst graziösen Verbeugung die Wange zum Kuß dar. Ein alter Engländer, der neben der Tante stand, rief *angeheimelt* von dem Tableau: Die niedliche junge Dame könnte unsern schönsten Misses diesen echt altenglischen Gruß lehren, so national ist ihr Anstand! – und Molly flog sorglos in ein Nebenzimmer, um sich von ihrem Pelze zu befreien.

168

Rode's Herz war nun wirklich befangen, es lief diesen Abend mit seinem Patrizier und seinem Menschenverstand davon; denn während Molly ein paar Tänze überschlug, machte er ihr, was man ehemals eine Liebeserklärung nannte. Die Jungfrau hörte ihn sehr ruhig an, ließ ihn auch ausreden und sagte erst nach einigem Zögern: Nun, wenn ich das Alles in dem Sinn aufnehme, wie Sie es ausdrücken, was würde denn da? – Gott! ich wäre der glücklichste Mensch! rief Rode. – Ich wäre aber nicht glücklich, erwiderte Molly rasch, sondern spielte einen platten Roman, der mit Selbstverachtung und Misachtung Ihrer endete. – Jener fuhr auf. – Ruhig, mein Herr! Ihre Erklärung hatte ich von Ihrem Verstande nicht erwartet, aber mein Herz habe ich schon länger dagegen verwahrt. Vor einem Roman muß ich es schützen – denn es ist ein weiches Herz; daß ein solches Verhältniß zwischen dem berner regierenden Herrn und mir nur ein Roman bleiben kann, sagt mir mein Stolz, somit erwarte ich, daß Sie dieses Gespräch nie erneuen. – Sobald Rode sein Befremden über dieses Benehmen bemeistert hatte, suchte er sich in Empfindungen auszubreiten; Molly ließ ihn sprechen, pflückte Wachs von einer vor ihr stehenden Kerze, machte Kügelchen und fragte plötzlich: Wollen wir sehen, ob sie die Wahrheit sagen? Da! wenn die fünf Kugeln ein Kreuz machen, muß

169

ich Ihnen glauben. – Sie rollte sie auf den Tisch, und die fünf Punkte bildeten von allen Gestalten der Welt am wenigsten ein Kreuz. – Da sehen Sie nun, wie übel ich daran wäre, hätte ich die Sache im Ernst genommen, rief sie sorglos und hüpfte dem Tänzer entgegen, der sie jetzt zur nächsten Anglaise abrief. Rode war tief gekränkt, er schmolte den übrigen Abend, indeß Molly mit gleicher Heiterkeit ihren Weg fortging. Wie die Tante sich entfernen wollte, suchte sie den Unzufriednen auf und bat um ihren Pelz, Kappe und dergleichen, die er ihr abgenommen. Ihre Stimme war so mild, sie legte, um ihm von dem Gespräch, in dem er zu sein vorgeben wollte, zu unterbrechen, ihre Hand so zutraulich auf seinen Arm, daß er irre an ihr wurde. Ist das recht, so mit mir zu spielen? fragte er bedeutend, indem er sie die Treppe herabführte. – Spielen? rief Molly erschrocken; also ist's Ihnen nicht möglich, mich in meinem unbefangenen Sinn hinleben zu lassen? – Hier stieg sie in den Wagen, beschämt über Rode's Irrthum, und Rode war durch den Ausdruck ihrer Stimme aufs neue bewogen, ihr Wesen für Wahrheit zu halten.

Das hat nun wol nie in der Wirklichkeit statt gefunden, daß nach so einer Erklärung zwischen einem jungen Mann und einem jungen Mädchen ein unbefangenes Verhältniß stattgefunden hätte. Molly hätte Geistesfreiheit genug dazu gehabt, aber Roden fehlte es an Reinheit der Gesinnung und Charakterkraft; er zerstreute sich in Beflissenheit gegen andere Frauen und versuchte hie und da bei Molly eine günstigere Stunde zu einer zärtlichen Rede zu finden. – Obschon im Innern verwundet, war nun alle Gefahr für ihr Herz verschwunden; sie ließ ihrem Muthwillen oder ihrem Verstand freie Hand, ihre Gespräche mit Rode zu wenden. Endlich einmal, in einem sehr schlechten Concert, sagte ihr Rode sehr schöne Dinge, auf die sie durchaus nicht hörte; beleidigt rief er: Wie kann diese Musik Sie beschäftigen? Ich glaube Sie zögen die Trommel selbst meinem lästigen Gespräch vor! – »Diesem Gespräch unfehlbar. Wie gern ich Musik einem bessern Gespräch aufopfere, haben Sie bei dem Ihren mit mir oft erfahren« – und nun horchte sie wieder gespannt auf eine unbarmherzige Geige.

Denselben Abend sagte Molly's Vater, daß er Herrn von Rode Briefe zugeschickt habe, die seine unverzügerte Abreise nach **n erforderten, was auch keine Schwierigkeit fände, da seine Proceßgeschäfte beendet wären. Des folgenden Morgens kam er auch wirklich, alle noch nöthige Abrede mit Hofrath Reck zu nehmen, und am zweiten Tage stattete er seinen Abschiedsbesuch ab. Der Mann war lange mit gastfreier Güte in dieser

Familie aufgenommen gewesen, er hatte sich Wohlwollen und Achtung erworben, alle Mitglieder derselben waren bei seiner Abreise gerührt. Nachdem Rode den Vater, die Tante umarmt, nahte er sich Molly, küßte ehrerbietig ihre Hand, hielt sie, sein Gefühl zu bemeistern bemüht, in der seinen und sagte bewegt: »Sein Sie glücklich, so glücklich, wie Ihr schönes Gemüth es verdient!« – Jetzt ließ er ihre Hand, seinen Blick fest auf ihr erröthendes Antlitz geheftet, langsam los und eilte dann schweigend hinweg.

Was war denn das für eine wunderliche Standrede, junges Frauenzimmerchen? fragte der Vater, indem er von Rode's Begleitung zurückkehrte. – Hm! das sind schöne Redensarten! antwortete die Kleine humoristisch, weil ihre Thränen hervorquellen wollten. – Die schicken sich aber doch nicht in das gewöhnliche gesellschaftliche Verhältniß. Was meinst Du, Schwester? zu Tante Meier gewendet. – Ja, liebes Papachen, rief Molly, unsers war auch *ungewöhnlich*. Hätten Sie eine ordentliche, gescheute Jungfer aus mir gezogen, so wäre mir's vielleicht geglückt, alle Barettestöchter der *eschen Republik aus Herrn von Rode's Herzen zu verdrängen. – Mir däucht, daß auch der Scherz über so einen Gegenstand unziemlich ist, sprach der strenge Hofrath, indem er die Tante fragend ansah; Molly aber unterbrach ihn mit aufloderndem Selbstgefühl: Erlauben Sie! rief sie, die Tante, welche Zeuge alles meines Thuns und Vertraute meiner Gedanken ist, wird bezeugen, daß Herrn von Rode's Worte mir Ehre machen – und in einem höchst wohlkleidenden Kothurn verließ sie das Zimmer um – im Ernste Rode einige Thränen zu weihen.

Molly erfuhr noch in demselben Jahre, daß Herr von Rode eine reiche Erbin aus einem vornehmen Geschlecht seiner Vaterstadt geheirathet hatte – die Weichheit, welcher sie bei seiner Abreise nachgegeben, war jugendliche Trauer um eine hinschwindende Freude gewesen, nicht Schwäche des Herzens – vor der hatte sie ihr weiblicher Stolz gänzlich bewahrt; sie erfuhr daher Rode's Heirath mit etwas weiblichem Spott, wegen der Barettestochter, aber ohne alle Betrübniß, und mit eben so heiterer Verstandesansicht gab sie noch ein Jahr später einem wohlhabenden, sehr schätzenswerthen, aber viel ältern Mann ihre Hand. Molly hat kein Herz, sagte ein Theil ihrer Bekannten; sie hat mit Koketterie ihre Anbeter festgehalten, keinen begünstigt, niemals geliebt, sagten Andere; die Eitelkeit leitet ihre Handlungen, sagte ein Dritter. Sowie bisher ihre Liebenswürdigkeit ihr die erste Stelle in der Gesellschaft einräumte, will sie sich durch Geld und Rang auch nach ihren Blüthenjahren die erste

Stelle zusichern. – Sie heirathet aus Depit, rief ein verblühtes Fräulein von Dreißigen; seit der berner Patrizier sich verabschiedet, war es offenbar, daß sie nur eine Versorgung suchte; sie behandelte ja die jungen Herren mit einer Pedanterei! – Sachte, sachte, Fräulein Miekchen – nahm eine sehr betagte Dame das Wort, die bisher, ohne mitzusprechen, jede Sprechende mit den offenen klaren Augen angesehen hatte, welche gute Alte so auszeichnen – wenn eine so gute Tochter, eine so sittsame Jungfrau, wie Molly, die Jugend und Schönheit zum Malschatze bringt, einen reifen Mann wählt – denn das wissen Sie, meine Damen, daß Molly die Wahl hat – so ist's vielleicht ein Beweis, daß sie das Bedürfniß hat, ihren Gatten schätzen zu können, und daß ihre jungen Herren ihr nicht besondere Werthschätzung einflößten. – Die Greisin hatte das junge Herz errathen, weil ihr Herz rein geblieben war wie das Herz der blühenden Jungfrau.

173

Sehr zartfühlende Gemüther, besonders wenn ein lebendiger Geist sie vielseitigen Anregungen von außen aussetzt, entdecken sehr bald, daß es kein anderes Mittel für sie gibt, den Verletzungen durch das Leben zu entgehen, als indem sie ihre Vernunft stets die Runde gehen lassen, damit sie jedem Angriff zuvorkomme. Ist ihr Gefühl einmal angeregt, so geräth es mit der Außenwelt in so schmerzlichen Kampf, daß nur Zeit und Opfer die Ruhe wiederherstellen. Sie entgehen dem nicht, trachten aber darnach, wie sie können. Das macht dann Sonderlinge, gutherzige Murrköpfe, und bei dem zartern Geschlecht verschloßne Charaktere, die mit ihrem vollen Herzen einsam durch die Welt gehen und, oft verkannt, sich des Tages freuen, wo die Herzen sollen offenbar werden. Zu den Letzten hätte vielleicht Molly gerechnet werden können, wenn sie nicht als Mutter so viel geliebt, als Gattin so viel Pflichten erfüllt hätte und durch die dankbare Achtung ihres Gatten für so Vieles entschädigt worden wäre, daß sie mit seliger Wehmuth das Gefühl trug: Liebe, eigentliche Liebe, die Liebe der Jungfrau zum Jüngling, diese Blüte des irdischen Daseins, nie gekannt zu haben.

Tante Meier war zur Ruhe eingegangen, Vater Reck lebte im Kreise mehrerer Enkel bei seinem Schwiegersohn, der trotz seiner sechzig Jahre seine, durch die veränderten Staatsverhältnisse ihm übertragene ansehnliche Amtswürde mit rühmlicher Thätigkeit verwaltete. Wir erneuen unsere Bekanntschaft mit Molly, der jetzigen Frau von Frank, neunzehn Jahr nach ihrer Heirath in einer sächsischen Residenz, wohin ihr Gemahl versetzt war. Frau von Frank wollte ihr Haus während der häufigen Durch-

174

märsche, die jetzt stattfanden, den Lasten der Einquartirung nicht entziehen; sie legte den Kriegern, die sie aufnahm, den starken Zaum der Sitte an, indem sie dieselben freundlich als Gäste behandelte und durch gebildeten Ton Gleichgesinnte anzog, Rohe entfernte. Maria, ihre achtzehnjährige Tochter, war jetzt so blühend, so liebenswürdig wie ihre Mutter, da das neidische Fräulein ihr schuld gab, aus Depit heirathen zu wollen; sie war vielleicht schöner noch als diese, aber den festen klaren Sinn, der Molly fähig machte, ihre Neigung zu Herrn von Rode zu beherrschen, und der ihr diese Neigung besiegen half, sobald ihre Achtung für ihn abnahm, den hatte sie nicht. Die Töchter starker Mütter bilden sich weichmüthig oder starrköpfig aus – so will es die Wechselwirkung in der geistigen Natur. Maria war weich, aber innig wie ihre Mutter und reines Herzens wie sie. Das junge Mädchen war in dem Innern des Hauswesens, welches den einquartirten Gästen stets unzugänglich blieb, als hülfreiche Tochter beschäftigt und zeigte sich bei Tisch und in den Gesellschaftsstunden stets an der Seite ihrer Mutter, mit dem Anstand, der ihr Bewunderung zuzog, aber alle Zudringlichkeit abwehrte. Nach sehr blutigen Kriegsvorfällen ward das Cadre eines bairischen Regiments nach *tha verlegt, um dort seine Ergänzung abzuwarten, ein Lieutenant desselben ward auf Herrn von Frank's Haus verlegt, »Herr Lieutenant von Rode«, buchstabirte Robert, Frank's zehnjähriger Sohn, indem er den Quartierzettel hereinbrachte, und setzte mit einem Hops hinzu: »'s ist eine recht schmucke Ordonnanz, die ihn bringt.« Frau von Frank verwandelte beim Anblick des Quartierzettels die Farbe, ging zu der Ordonnanz hinaus, sie um die Bedürfnisse ihres Herrn zu fragen und schickte dann Maria, das Abendessen zu bestellen, indeß sie die Anordnung des Gastzimmers betrieb.

Lieutenant Rode führte sich bei seinen Quartierleuten mit der angenehmen Höflichkeit ein, welche auch noch jetzt seinen Landsleuten – er war ein Berner – den Zutritt in Familienkreise erleichtert. Milde Sitte, Theilnahme an einfachen Freuden, Ehrbarkeit des Wortes und der Geberde setzten zwischen dem hübschen Krieger und seinem *bourgeois* beim kleinen Abendessen bald einen Ton fest, der allen Zwang ausschloß und keine zutäppische Vertraulichkeit noch hirnlose Courmacherei fürchten ließ. Frau von Frank erfuhr auf ihre erste Frage, daß sie den Sohn ihres ehemaligen Anbeters, des jetzigen berner Rathsherrn, vor sich habe. Von jenem Andenken war, wie in schönen Seelen von jeder Erinnerung, wie bitter die Gegenwart einst gewesen ist, heiteres Wohlwollen übriggeblieben. Der

Jüngling schien ihr verwandt, sie fühlte sich für ihn zu Dienst und Güte verpflichtet, und indeß ihr Gatte, der seinen Vater ebenfalls gekannt hatte, sich mit ihm über den Zustand seines Landes und den Einfluß besprach, den die Umwälzung der Begriffe noch vielmehr als die des Besitzthums und der Oberherren, und viel unauslöschlicher hervorgebracht hatte, nahm sie wahr, daß der junge Mann seines Vaters rechtgläubige Ansichten nicht theile, und der Wunsch, seinen vaterländischen Verhältnissen zu entgehen, ihn zu fremdem Kriegsdienst vermocht hatte. Lebhaft sich in Herrn von Rode's Lage versetzend, den der Zwiespalt zwischen seinen Ansichten und denen seines Sohnes sehr quälen mußte, trug ihr Bemühen, in des Jünglings Seele jede persönliche Unzufriedenheit gegen den Vater zu vertilgen, sehr viel bei, diesen schnellere Fortschritte in ihrem Wohlwollen machen zu lassen, sowie er auch jedes Mitglied der Familie gewann. Mit dem alten Herrn spielte er Schach, dem Knaben machte er eine feste, schwere Armbrust und übte ihn recht systematisch im Schießen, mit Marie lebte er, leider, wie ein freundlicher Verwandter, der ohne Ansprüche alle süßen Rechte des Familienmitgliedes hat, und daraus erfolgte, was wol bei bisher freien Herzen nicht zu vermeiden ist – die jungen Leute waren verliebt, ohne daß eine Spur von Leidenschaft weder gleichgültige Zeugen noch die Mutter selbst aufmerksam machen konnte. Frau von Frank hatte Marien bei des jungen Kriegers Eintritt in ihr Haus von seinem Vater erzählt; aber ihr das flüchtige Verhältniß bekannt zu machen, das diesem einst ein so lebhaftes Interesse für sie gab, hielt sie das Gefühl zarten Anstandes ab; durch eine lästige Warnung der Klugheit ward sie aber bewogen, Rode's Familiendünkel und die Erstarrung in allen Begriffen, welche einer Klasse seiner Mitbürger eigen ist, lebendig darzustellen. Was Mariens Herz gegen Gefahr bewaffnen sollte, ward in diesem demüthig bescheidenen reinen Herzen zum Verräther an ihrer Ruhe. Die Natur der Empfindung, welche Albert ihr einflößte, blieb ihr unbekannt, sie kannte nur die Liebe zu ihrem Vater und zu ihrem jüngern Bruder, dessen Wärterin sie schon gewesen war. Was ihr Herz, nicht kindlich wie für den Vater, nicht mit Sorgfalt und Aufopferung – also mütterlich – wie für den Bruder bewegte, das hielt sie jetzt für Schwesterliebe und überließ sich ihm ohne Scheu. Albert hingegen, der von Frau von Frank's Ermahnung, sich herzlich und unbedingt mit seinem Vater zu versöhnen, innig gerührt worden war, erklärte ihr nach den ersten vierzehn Tagen seiner Anwesenheit in ihrem Hause, daß er ihm geschrieben und solche Vorschläge gethan, die ihn gewiß fröhlich in sein schönes Vaterland zurück-

176

177

führen würden. Mit der Ungeduld, eine schöne That gelungen zu sehen, wartete die wohlmeinende Frau auf die Antwort ihres ehemaligen Verehrers, war aber sehr bestürzt, als sie in der Zeit, wo diese Antwort eingelaufen sein konnte, die heitere, milde Stimmung des jungen Mannes ganz verschwunden, und indeß sie noch mit sich zu Rathe ging, ob sie ihn nicht um die Veranlassung dazu befragen sollte, auch eine beunruhigende Veränderung in seinem Verhältniß zu Marien eintreten sah. Die gute Mutter hatte die Sorgen, die große Kinder machen, noch nicht erfahren. Die kleine uns geben, scheinen so schwer! aber wenn das Aergste kommt, 178 die Leidensflut über dem Haupte der Mutter zusammenschlagen will, kann sie das kleine Kind rund mit ihren Armen umschließen, an ihrem Busen verbergen, auf ihrem Rücken forttragen – das große Kind geht nur neben ihr, sie ruft es, sie führt es; aber wie oft strömt die Flut zwischen sie Beide, daß es ihre Stimme nicht mehr hört, und ihrem Recht und ihrer Kraft, es mit Gewalt dem Untergang zu entreißen, ist es entwachsen. – Wie sie ängstlich beobachtete und schmerzlich nachsann, schlüpfte Marie einst am späten Abend zu ihr ins Schlafzimmer und bat nach lang vergeblich bekämpften Thränen: O liebe Mutter, mache, daß Albert fortgehe! – Frau von Frank hatte beim ersten Anblick von ihrer Tochter leidenschaftlichem Schmerz Fassung, ja Klarheit des Geistes gewonnen und wußte, nachdem sie mühsam die Ursache von diesem Schmerz erfragt, augenblicklich und mit Bestimmtheit, was ihr zu thun gebühre. Albert hatte vielmehr in seiner schnell erwachsenden Liebe zu Marien als in Frau von Frank's Zureden den Beweggrund gefunden, seines Vaters Versöhnung zu suchen. Er hatte schon drei rühmliche Feldzüge gemacht, der Schluß des gegenwärtigen ließ einen Frieden hoffen; er erbot sich gegen seinen Vater, dann sogleich seinen Abschied zu nehmen und sein Vaterland nie mehr zu verlassen – die einzige Bedingung, die er ihm setzte, war – die Erlaubniß, ihm Marie als Schwiegertochter zuführen zu dürfen. – Er hatte, ungeachtet der Verschiedenheit der Meinungen, die ihn von seinem Vaterlande entfernten, nicht sein Sohnesverhältniß zerrissen, sondern war in fortwährendem freundlichen Verkehr mit den Seinigen geblieben; dem 179 zufolge hatte er schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts bei Frau von Frank seinem Vater von seinem Glücke geschrieben, in dem Hause seiner ehemaligen Bekannten zu wohnen, hatte ihm deren Grüße bestellt und mit Innigkeit ihre Güte, ihre Liebenswürdigkeit gelobt; sein Vater hatte also Zeit gehabt, sich mit den Bildern seiner Vergangenheit, die ihm die ehemalige reizende Molly darstellten, wieder bekannt zu machen –

aber wie matt erschienen sie auf dem falben, übermoosten Gemälde seiner Phantasie! Seufzend gestand er sich, daß nie ein Bestreben seines Duodezehrgeizes seine Seele so gehoben habe, wie damals ein schöner Gedanke, aus Molly's Munde gehört, oder in ihren blitzenden Augen gelesen, und dann dünkte er sich doch ein ganzer Held, daß er damals sein thörichtes Herz beherrscht, und rechnete die Gelegenheiten her, wo ihm die Sippenschaft seiner kalten, stumpfen, leeren Gemahlin Einfluß verschafft hatte, und wie er durch seine Heirath mit einer nichtsbedeutenden Fremden zu einem dunkeln Landjunkerleben verurtheilt gewesen sein würde. Welchen peinlichen Eindruck mußte deshalb Alberts Brief, sein Geständniß, seine Bedingung der Rückkehr ins Vaterland auf ihn machen! Seit drei Jahren zitterte er für das Leben des einzigen Sohnes, seit drei Jahren verfolgte ihn seine Gemahlin mit kraftlosem Klaggewinsel von Ahnungen und Schrecken, und nun hatte er die Wahl zwischen diesem und einem noch größern Uebel – und endlich noch das peinliche Gefühl, der Frau, deren fester, reiner Sinn noch in halb kindischer Jugend seine Liebe verwarf, jetzt, nun sie seinen Sohn mütterlich aufgenommen, wieder selbstsüchtig gegenüber treten zu müssen. Aber die Gewohnheit, das ihm als recht und heilsam Erscheinende nur auf dem Wege alt hergebrachten Uebereinkommens zu suchen, und die Erfahrung, daß es da gefunden werde, gab ihm die nöthige Entschlossenheit, seinem Sohn seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Marien unbedingt abzuschlagen; er versprach ihm dagegen jede Freiheit seines Willens zu jedem andern Entschluß, und wenn er seinen Abschied vom Kriegsdienst nehmen wollte, nach seiner Rückkehr ins Vaterland eine gänzlich unabhängige Lage. Frau von Frank erwähnte er dabei mit der ehrerbietigsten Anerkennung, ja, um den Sohn zur Nacheiferung in einer heldenmäßigen Selbstüberwindung zu bewegen, entdeckte er ihm die Neigung, die er einst gegen diese liebenswürdige Frau bekämpft zu haben sich rühmte.

Das waren doch Funken genug, um den Kopf eines liebeheißßen einundzwanzigjährigen Jünglings in Brand zu setzen? – Für seinen Vater war also sein Leben selbst nicht so wichtig als der Stolz seines Namens? Er ließ diesen sogar lieber auf dem nächsten Schlachtfelde untergehn, als ihn mit *dem* eines würdigen Bürgers zu verbinden – konnte er *dem* Vater Liebe um Liebe geben, dessen Liebe also in kleinlicher Selbstsucht erstickt war? Ja, diesem Vater fehlte nicht einmal das sinnliche Bild von dem Liebreiz, der des Sohnes Herz Marien gewonnen hatte, denn er gab ja vor, Mariens Mutter geliebt zu haben, er mußte also begreifen, wie liebens-

würdig die Tochter jetzt sei. – Und dieser Gedanke entspann eine andere Ideenreihe, die sein empörtes Gemüth nicht zu beschwichtigen geschickt war. Er ward zu einem Vergleich verleitet zwischen der Frau, die bei veränderten Umständen seines Vaters Gattin hätte werden können, und der Frau, die seine Mutter geworden war: er stellte die ernste Pflichterfüllung, das geistvolle Leben, die anmuthige Thätigkeit, das innige Beisammensein von Frank's Familie neben die schlaife Unthätigkeit, die leere Zeittödtung, die weichliche Schmeichelliebe und kalte Theilnahmlosigkeit, die in seinem Vaterhause geherrscht hatten; und seine Leidenschaft legte ihm zur Pflicht auf, Gehorsamsbände zu sprengen. Er versprach sich, an Mariens Seite ein kleines Paradies zu bauen, in das er seinen Vater selbst einst einführen wollte; denn an diesen hatte ihn von jeher das dunkle Gefühl gefesselt, daß er besser sei als alle seine Umgebungen. Jetzt fand er dieses Gefühl dadurch gerechtfertigt, daß, ohne darum froher zu sein, der Vater stets so bereitwillig gewesen war, sich mit ihm als Knabe und Jüngling aus dem flachen Zirkel seines Salons hinwegzuschleichen, um in der freien Natur trübe zu träumen. Das alles hatte der aufgeregte Jüngling Marien gesagt; eine große Gesellschaft, in der er, wie er meinte, unbeobachtet mit ihr sprechen konnte, verschaffte ihm Gelegenheit dazu, und er hat sie, es ihrer Mutter zu wiederholen, und zugleich seine Bitte um ihren Segen zu seinem festen Entschluß: sobald der Frieden ihm einen ehrenvollen Abschied erlaube, bei dem Fürsten, dem er jetzt diene, eine Civilanstellung zu suchen, und dann sie als sein Weib einzuführen in eine Hütte, die nicht ganz leer sein würde, denn er besitze ein kleines, ihm von einer Tante hinterlassenes, von seinem Vater unabhängiges Erbtheil.

Es war Frau von Frank gelungen, durch die Ruhe ihres Benehmens Mariens weiches Herz zu beschwichtigen, sodaß sie am Ende ihres Berichts mehr jungfräuliche Beschämung als Schmerz empfand. Was sagt meine Marie zu Alberts Entschluß und Vorschlag? fragte sie ziemlich lange, nachdem diese ihren peinlichen Bericht beendet hatte. Aber sie fragte vergeblich, denn statt aller Antwort erfolgte nur ein neuer Ausbruch von Schmerz. Gut, mein Kind, wenn Du zu weich bist, mir zuerst Deine Gedanken zu eröffnen, nahm die Mutter von neuem das Wort, so will ich Dir sagen, welches Deines Vaters Ansichten sein müssen, denen ich beistimme. Wir Beide können nur Herrn von Rode's Abneigung gegen eine Verbindung zwischen unsern Kindern beipflichten, und aus ganz gleichen Gründen. Er sieht eine solche Schwiegertochter für ein Hinderniß bei seines Sohnes Glück an, und wir verachten die Sippschaft und die Verhält-

nisse, in welchen gleiche Bildung, gleiche Ansprüche an Achtung keine Geltung haben. Du wirst Albert seine Ehrenbahn in seinem Vaterlande nicht verkümmern wollen; auch Du wirst Dich nicht in eine Familie drängen wollen, der Du unsere Verachtung zubrächtest; also kannst Du Alberts Frau nicht werden. Nun wird Albert sagen, und Du wirst fühlen, daß er recht hat, daß ihr jener Sippschaft und jenen Ehren freudig entsagen wollt; allein dann ist Albert ein rebellischer Sohn, einem solchen aber fehlt es an Vertrauen zu sich selbst und einst zu seinen Kindern; er ist ein schlechter Bürger, denn er warf Pflichten gegen das Ganze um seiner Persönlichkeit willen von sich; das nimmt ihm die öffentliche Achtung und in der Stunde der Prüfung die Selbstachtung. Du kannst also nicht sein Weib werden. – Mariens Thränen stockten in ihren überfließenden Augen, sowie die Seufzer in ihrer beklommenen Brust; mit hohler, mühsamer Stimme, indem sie ihre unnatürlich kalte Hand in ihrer Mutter Hände legte, sagte sie jetzt einfallend: Ich darf und will Alberts Gattin nicht werden; wehe aber Denen, die zwei schuldlose Herzen verderben! – Und nun rannen die verhaltenen Thränen einzeln und wie halb erstarrt über die marmorblasse Wange des heftig erschütterten Mädchens.

183

Den folgenden Tag, viel früher als dem jungen Krieger die Frauen zu begrüßen vergönnt war, beschied ihn die Mutter, welche mit ihrem geehrten Gatten die nöthige Abrede genommen hatte, zu sich. Ihr festes Gemüth bedurfte bei ihm mehr Beharrlichkeit und Geduld, einen edeln Entschluß zu befördern, als bei dem demüthig stolzen Herzen der Tochter; denn in diesem hatte des alten Herrn von Rode's ehemals gegen ihre über Alles hochverehrte Mutter bezeugte Selbstsucht eine Kraft, sich selbst zu opfern, entwickelt, deren sie sich selbst nicht bewußt war. Alberts endlicher Entschluß war kein Resultat einer klaren Einsicht, sondern Verzweiflung an der Möglichkeit, jetzt seinen Zweck zu erlangen, und Rache gegen seinen Vater, die er auf Kosten seines Lebens in der nächsten Schlacht zu befriedigen gedachte. Albert war einundzwanzig Jahr alt – wir wollen ihm nicht zürnen. Frau von Frank war schmerzlich bewegt! – Allein sie sagte sich, daß der Schmerz der ersten Liebe im Kriegsgetümmel und im liebenden Kreis herzlich erfüllter Pflichten nicht unauslöschlich ist, und sie ertrug des Jünglings Toben und ertrug der Tochter stummen Schmerz.

184

Noch in derselben Stunde, da Alberts Gespräch mit Frau von Frank statthatte, suchte ihr Gatte seine Tochter auf; gewohnt, ihre Gefühle ihren häuslichen Pflichten unterzuordnen, fand er sie auch jetzt, zwar mit verweinten Augen, aber sanftem Lächeln um den wehmüthigen Mund, neben

ihren beiden jüngsten Geschwistern, ein paar muntern Mädchen, deren Arbeit sie anordnete. Liebe Marie, rief er ihr zu, laß den Mädchens ihr Nähezeug wegpacken, und rüestet Euch gleich mit mir nach Bergdorf zu fahren. Ich habe eine Commission auf dem Schlosse, da könnt Ihr ein paar Tage bei Deinem alten Lehrer, dem Pfarrer, bleiben. – Die kleinen Mädchen jauchzten; Marie verstand den Sinn von ihres Vaters Entschluß, der Schmerz lähmte ihre Zunge, ihre Bewegungen; aber die Schwestern, welche sie heute schon zehn Mal gefragt hatten: Mariechen bist Du krank? hingen an ihrem Halse und riefen unter Liebkosungen: Komm! komm! da wird Dir gewiß besser! und zogen sie zu den Kleiderschränken fort, damit sie ihnen ihre Reisegarderobe übergeben möchte. Nach einer Stunde stand der Wagen vor der Thür, Kinder und Mutter waren versammelt, um von einander Abschied zu nehmen, nur der Vater hielt sich noch in seinem Cabinet auf. Marie lag weinend in der Mutter Armen, als er, Albert an der Hand führend, ins Zimmer trat. Kommt Mädchen, rief er, nehmt von unserm jungen Freund Abschied, denn er wird bei unserer Rückkehr kaum mehr bei uns sein. – Albert schloß die ihm weinend entgeneilenden kleinen Mädchen in die Arme, schluchzte laut und blickte zu Marie hin, die heldenmäßig gefaßt, ihm die Hand bot; er warf einen flüchtigen Blick auf den Vater, der die ausgestreckte Hand ergriff und sehr weich und innig sagte: Marie, der Krieger bedarf der edeln Mädchen Beifall, ehre unsern Albert mit einem schwesterlichen Kuß. – Einen Augenblick preßte der Jüngling die Jungfrau an seine Brust, dann wankte er mit ihr an den Wagen. Wie der Vater jetzt seine Gattin zum Abschied umarmte, hob diese seine Hand zu ihren Lippen, und diese Bewegung und ihr durch Thränen in Dankbarkeit leuchtender Blick verjüngte die Frau so sehr, daß sie in diesem Augenblick vielmehr der theilnehmenden Schwester als der Mutter der betrübten Maria zu gleichen schien.

Der Wagen fuhr ab, und nun sorgten die kleinen Mädchen dafür, daß Marie unbeobachtet weinen konnte, oder noch besser, um sie zu trösten, ihren Schmerz zu bemeistern sich zwang. Der Gedanke, daß Albert nun dem Krieg gerade entgegengehe, und Kanonen, Bajonette und Flinten dem lieben Freund unmittelbar drohen sollten, war den Kindern jetzt plötzlich so nahe gerückt, daß sie den Vater mit tausend Fragen über dessen Zukunft bestürmten, weil sie nach Kinderart Trost von außen suchten, anstatt ihn bei der Einkehr in ihr Inneres zu finden. Der Vater ging in ihre Befürchtungen ein, sprach von den Schrecknissen der Gefahr,

der Pflicht des Kriegers und der Freude, die liebende Verwandte genossen, wenn der Krieger mit Ruhm gekrönt heimkehre, ja von dem edeln Stolz, der auch den Schmerz aufwöge, wenn ein schöner Tod ihnen den Geliebten entriß. Die Absicht des weisen Mannes gelang; indem er die Jüngern zerstreute, gesellte er Mariens Schmerz eine edle Ansicht allgemeiner Theilnahme bei, die rückwirkend den Geliebten verklärte; und so glückte ihm, ohne von ihren innern Empfindungen im geringsten unterrichtet zu scheinen, daß er diese besänftigte. Einige Tage, in dem Schoos der Natur, dem Genuß und den Beschäftigungen des Landlebens, unter den Augen ihres geehrten Jugendlehrers zugebracht, halfen dem lieben Kinde den Sturm in ihrem Herzen zu der stillen Feier umzuwandeln, in der unter Hoffnung und Gebet, im Fortschritt der wohlthätigen Zeit die Liebe zum Einzelnen auf alle Wesen vertheilt wird.

Albert hatte Marie heldenmäßig bis zum Wagen geführt. Von Herr von Frank durch Ueberraschung zu der gewaltsamsten Selbstbeherrschung gezwungen, grollte er dem Mann, der so viel Kraft von ihm verlangte, aber unter seinen Forderungen bleiben wollte er nicht. Doch wie der Wagen fortrollte, vermochte er eben noch der Mutter eine ordonanzmäßige Verbeugung zu machen, dann eilte er in sein Zimmer und trieb es ein paar Tage in allen Ehren recht lieutenantsmäßig mit Lahmreiten seines Lieblingspferdes, Umherirren in des Waldes Nacht und solchen Paroxysmen, die dem Jüngling nachgesehen werden, denen das wahrhaft edle Mädchen aber gar bald männlichen Sieg über die Gewalt des Schmerzes vorzieht. Zwischen seinen Gewaltritten stellte er sich fleißig bei seinem Chef ein und verlangte dringend nach Beschleunigung des Aufbruchs, und wenige Tage nach Herrn von Frank's Rückkehr, die ohne seine Töchter erfolgte, weil der Pfarrer in Bergdorf sie durchaus nicht hatte verabschieden wollen, kam der Befehl, mit dem nun gesammelten Regiment zum siegreich fortschreitenden Heere zu stoßen. Die sichere Aussicht auf Gefahr und Schlachtruf schien die Wertherslaune wie einen Morgenebel zu zerstreuen: die Siegesgöttin, die Göttin des Ruhmes, die ihm von jeher gewinkt, hatte jetzt Mariens Gestalt; die Todesgöttin, die der Krieger so oft statt ihrer umarmt, hatte Mariens Engelzüge – mit Entzücken stürzte er in Frau von Frank's Zimmer, das er seit dem Tag vor Mariens Abreise nie außer den Gesellschaftsstunden betreten, sank ihr zu Füßen und rief, ihr die Marschordre hinreichend: O, verzeihen Sie dem armen Jüngling, der noch nicht dem Schicksale nachzugeben gelernt hatte! Jetzt verstehe ich es und gehe meiner Bestimmung froh entgegen. Aber Ihren

Segen bedarf ich – und Mariens Andenken! – setzte er leiser und sein Antlitz auf Frau von Frank's Schoose bergend hinzu.

Es war eine große Erleichterung für dieser Frau bestürmtes Herz, jetzt um die Abreise ihres jungen Liebblings weinen zu dürfen. Sie schenkte ihr die Thränen, die sie Mariens Kummer hatte versagen müssen. Mit gehaltenem Schmerz hatte sie ihrer Tochter Schicksal dem so vieler ihrer Schwestern und auch dem ihren ähnlich werden sehen, die aus ihrer Jugend meist nur die Erinnerung im Entblühen zerstörter Blumen, in der Knospe erstarrter Blüten in das Matronenalter hinübernehmen.

188

Wann warst du glücklich, zarte Liebe?
Wurdest oft von Thränen trübe
Und erstarbst im Jammer dann. –

Diese Worte eines alten Liedes tönnten durch ihres Knaben heiteres Geschwätz, durch das freundliche, vernünftige Gespräch mit ihrem Gatten hin, wie die Klänge einer Aeolsharfe, der man, wenn sie zur Gewohnheit geworden sind, nicht mehr zuhört, indem sie doch unbemerkt den Geist stimmen. Die Empfindsamkeit einer Matrone erhält die Schamhaftigkeit der ersten Jugendgefühle zurück; aber aus den entgegengesetzten Gründen: das aufblühende Mädchen verschließt sie in ihrem Busen, weil sie in überreicher Hoffnung des Lebens noch nicht deren Gegenstand ausschied; die Matrone verschließt sie, weil sie keine Theilnahme mehr erwartet. Sie liebt nur noch mit Mutterliebe, und die Mutter behält alles Weh für sich und nimmt aller Geliebten Weh noch dazu in ihr Herz auf. Sie sah das ganze Feld ihres Lebens hinab, und es glich ihr einer Herbstwiese, wo Zeitlosen mit ihrer Geistergestalt das matte Grün erhöhen. Fern an ihrer Grenze standen die Blütenbäume der Jugend, entlaubt, mit zerschlagenen Blüten! – Wann warst du glücklich, zarte Liebe? – Doch ihr geregeltes Gemüth führte die Erinnerung ihrer gelungenen Thaten bald gegen diese gefühlvollen Träume ins Feld. Ein beglückter Vater, der seine Greisentage heiter im Kreis seiner Enkel beschlossen, ein edler Gatte, den der häusliche Friede Jugendthätigkeit und Mannesheiterkeit erhielt, Gedeihen geliebter Kinder – und jetzt zu ihren Füßen der wackere Jüngling, den sie seiner kindlichen Pflicht zurückgeführt, den sie vor Jugendthorheit behütet, an dem sie *recht gethan* hatte. – Sie legte ihre Arme um des Knienden Hals und sagte ihm mütterlich zärtliche Worte, erhöhte seine Entschlossenheit und strebte sein Herz zu seinem Vater zu lenken; aber diese Wunde war

189

noch zu frisch, er versprach seinen Freunden wie ein Mann, nicht wie ein Verzweifelnder zu fechten, und verließ mit eines Sohnes Empfindung das gastfreie Haus.

Es war abermals eine Zahl Jahre verflossen, Marie war die Gattin eines liebenswürdigen, von ihr mit Herzenseinstimmung gewählten jungen Mannes, von dem nach vierjähriger Ehe noch nicht der Zauber der Liebe gewichen war, denn seine junge Gattin hatte allen Reiz jungfräulicher Bescheidenheit mit der Frauenwürde zu vereinen gewußt. Warnfeld war bürgerlicher Besitzer eines großen Gutes in der Nähe von **tha, wo Mariens Vater gewohnt hatte; diesem wackern Manne war noch das Glück geworden, Enkel zu Herzen, er hatte die Zuversicht, in seinem Schwiegersohn seiner Gattin eine Stütze, seinen jüngern Kindern einen Vormund zu hinterlassen, und entschlief endlich mit heiterer Zuversicht, obschon der furchtbare Kriegszug nach Norden damals die Ruhe der Gegend gefährdete. Frau von Frank weinte an dem Grabe Dessen, den sie kindlich geliebt hatte, und legte sich selbst das Gelübde ab, fortzuleben, würdig, als sei noch sein Auge ihr Richter. Ihr Sohn war zu wissenschaftlichen Zwecken vom Hause entfernt, sie hatte mit ihren beiden, jetzt zu anmutigen Jungfrauen erwachsenen jüngern Töchtern einige Wochen bei ihrer Tochter Marie zugebracht und sich jetzt gewöhnt, Freude ohne die Theilnahme ihres geehrten Gatten zu genießen, Beschlüsse ohne seine weise Entscheidung zu nehmen. – Da trieb sie die Anhäufung von Kriegszügen zur Stadt zurück, wo Eigenthum und Haabe ihre Gegenwart erforderte. Jeder kleinlichen Furcht fremd, begnügte sie sich, wie die fliehenden Heerhaufen und die Transporte der Verwundeten sehr häufig wurden, ihres Gatten alten Diener, der ihr seit seinem Tod unnütz geworden war, wieder ins Haus zu nehmen, damit sie mehr Hülfe habe und mit mehr Anstand vor den bedrängten Kriegern erscheine. Der alte Kaspar war schon seit Mariens Geburt im Hause gewesen, und wie Albert von Rode so traurigen Abschied nahm, hatte er das Seinige gedacht und seinen alten Kopf verdrießlich geschüttelt, auch ein Mal für sich gebrummt: Es ist ein gottloser Hochmuth, solche Herzkinder zu trennen! – Wie er aber Marien wieder heiter emporblicken sah, und er sie bei der Erinnerung: »an den werthen Herrn Lieutenant«, dessen Namen er in allen Zeitungen zu finden verhoffte, zwar erröthend aber unbefangen sagen hörte: Gott wird ihn ja schützen! – da gab er sich zufrieden, und wie er seine liebe junge Herrschaft späterhin ihrem Bräutigam so heiter und innig das Jawort

190

191 am Altar geben sah, da dankte er Gott, der es so gelenkt, daß »das liebe Kind im Lande geblieben.« Der alte Kaspar sagte ein paar Mal bei den unordentlich durchziehenden Haufen: Ach Gott, das ist bairische Uniform! – Mehr wagte er selbst nicht zu sagen, in heiliger Scheu, die Furcht möge das Unglück herbeiziehen. Eines Abends kam er aber ganz verstört ins Zimmer, bat seine Herrin um ein geheimes Gehör und erzählte ihr, er sei, wie schon alle vergangene Tage – was sie ihm gewiß verzeihen werde – im Hospital gewesen, um die anlangenden Verwundeten und Kranken abladen zu helfen, oder sonst Handreichung zu thun – dann setzte er, seine dürre Hand auf die Brust gelegt, hinzu: »Es will da drinne noch gar nichts davon wissen, daß die Leute unsere Feinde sind, denen wir so manches Jahr versprochen und geschworen haben – nun! und mögen sie's sein, so bedürfen sie Hülfe. Da kommt nun vor einer halben Stunde ein Wägelchen, darauf lag mehr Stroh und weniger Krüppel als auf den übrigen Karren. Ein alter Franzos ruft: man solle ihm helfen den todtschwachen Baiern herablassen. Ach Gott! mein Herz ahnete Alles! Ich springe an den Wagen, der alte Franzmann half mir mit kräftigen Armen, ich faßte den Kranken um den Nacken, und muß ihm wol etwas gesagt haben – da seufzt er und liegt mir wie Blei auf der Schulter ... Nein, nein Ihr Gnaden, er war nicht todt, aber ohnmächtig vor Ueberraschung – er war so schwach, daß er den Weg, den man ihn führte, seit zwei Tagen nicht erkannt hatte, so im Hinbrüten des Fiebers und der Schmerzen. – Ich weiß nicht, ob ihn meine Stimme aufgeschreckt hatte.

192 Ich trug ihn ins Hospital, ich sagte zum Aufseher: Herr Director, der Offizier muß zur verwitweten Frau Finanzrätthin von Frank gebracht werden, er ist ihr Pflegesohn. Lassen Sie mich ihn indeß auf Ihr Sopha legen – und wie ich ihn sanft hinlege« – – Kaspar konnte vor Thränen lange nicht fortfahren, seine Herrschaft ihn vor Thränen nicht antreiben; mit verhülltem Gesicht drückte sie dem Alten die Hand und rief: »Weiter! – weiter!« – Wie ich ihn hinlege, zwang sich Kaspar zu erzählen, so sehe ich, daß seine liebe, liebe Rechte, mit der er meine alte Hand beim Abschied so deutsch schüttelte, fort ist! fort! – »O mach ein Ende, lieber Alter!« rief Frau von Frank mit angstvoller Ungeduld. Nun! da kommt der alte Franzose, der ihn abladen half. – Wo ist mein Kamerad? rief er, und schleppt sich ans Sopha – ach Gott! und hatte nur ein Bein und ist noch nicht geheilt, und hatte doch Tag und Nacht für unsern Herrn Lieutenant gesorgt. – »Nun, Kaspar, habt Ihr eine Sänfte bestellt?« – »Ja, ja! und nun laufe ich dem Kranken entgegen.« –

Albert hatte seit seinem Abschied von Marien alle Feldzüge mitgemacht, war Hauptmann geworden, war mit Orden geziert; aber auch in den kurzen Friedenszwischenräumen betrat er sein Vaterland nicht wieder; und ob er gleich in fortgesetztem Verkehr mit seiner Familie stand, hatte er doch jede ihrer Bemühungen, ihn seines Vaters Vorschlägen geneigt zu machen, von sich gewiesen. Seine Mutter war gestorben, von seinen Schwestern lebte die eine mit einem der angesehensten Mitglieder der Republik in einer sehr unglücklichen und, durch des Gatten Nichtswürdigkeit, in einer unwürdigen Ehe; die zweite hatte, dem Vater zu gehorchen, einen würdigen Geliebten aufgegeben, dessen Stand als Schulmann der Familie nicht genügte, jetzt war sie des Vaters Trost und Stütze, lebte aber ein früh von Liebesgram getrübt, freudloses Leben. Mariens Andenken war nie aus Alberts Herz gewichen; aber es behauptete seinen Platz schon lange nicht mehr als Ziel seines Strebens, als Preis seiner Mühen, sondern war die letzte und schönste seiner Jugenderinnerungen geworden; – wie der heilige Christ selbst dem reifen Mann das Symbol des Kinderglücks bleibt, so war Marie für ihn Symbol seines Jünglingsalters. – Albert hatte sein Leben nie geschont, wie sein Kriegsrang und seine Ehrenzeichen bewiesen; aber Tod und Wunden waren ihm erspart worden, bis bei Leipzig sein Arm zerschmettert ward, und sein gänzlicher Verlust allein ihm Hoffnung machte, sein Leben zu erhalten. Die Heilung ging langsam in dem Qualm der überfüllten Spitäler, ein tägliches Fieber blieb zurück, es stieg bei dem Transport des Halbgeheilten bis zur gefährlichsten Stufe – ohne die Sorgfalt des edeln Krüppels, den uns Kaspar schilderte, wäre er vielleicht nicht mehr lebend unter Frau von Rode's mütterliche Pflege gelangt.

193

Hier finden wir ihn nun wieder, umgeben von der zartesten Sorgfalt, von seiner mütterlichen Freundin bewacht und bedient. In der Gegend von Leipzig hatte Albert oft gedacht, daß er sich *tha näherte, hatte nachgefragt, ob Niemand in jener Stadt die Familie Frank kenne; und er hatte vernommen, daß Marie glückliche Gattin und Mutter sei. Ein sehr gemischtes Gefühl beengte bei dieser Nachricht seine Brust. Freudige Theilnahme an des theuern Mädchens Wohl, dunkles Mitleid mit sich selbst – er kam sich wie ein am Seelenleben Verkrüppelter vor; den Gedanken an seinen Vater entfernte er und stürzte sich kampfdurstig in die schicksalsvolle Schlacht. Wie sein Arm abgelöst war, und er, über den höchsten Schmerzengrad hinaus, nun Linderung genießend auf seinem Lager ruhte, war's ihm, als sei auch der Unmuth gegen seinen Vater gelöst;

194

Gram ging nun gegen Gram auf, der Vater drang dem Sohn ein verkümmertes Leben auf, und nun gab das Schicksal dem Vater einen verstümmelten Sohn. Da ward sein Gemüth sanfter, und selig fühlte er sich, wie er bei wiedererwachtem klaren Bewußtsein sich unter dem Dache fand, unter dem er einst sein höchstes Glück, seinen höchsten Schmerz empfunden hatte.

Frau von Frank, jeder kleinlichen Rücksicht abgeneigt, meldete Herrn von Rode unverzüglich, daß sein Sohn ihrer Pflege anvertraut sei, legte aber zugleich die Meinung der Aerzte bei, die eine weitere Reise in dem bevorstehenden Winter unmöglich hielten. Lächelnd über sich selbst, daß ihr Herz noch immer jung sei, und sie doch so klug sich betrüge, schickte sie Rose und Minchen zu ihrer Tochter Warnfeld, der sie Alberts Zustand und Gegenwart ohne Rückhalt mittheilte und sie bat, die Schwestern bei sich zu behalten, weil sie zwar heute noch wie bei Alberts erstem Aufenthalt von der Kraft des weiblichen Herzens gegen phantastische Neigungen überzeugt sei; aber mit jedem Jahre schüchterner würde, irgend eines Wesens Wohl oder Weh willkürlich auf die Probe zu setzen. »Behalte unsere lieben Mädchen bei Dir, setzte sie hinzu, ich kann mich unserm Kranken ungestörter widmen und, wenn ihm Gott seine Genesung schenkt, ohne Hinderniß ihn Euch zuführen, oder dieses Wiedersehen vermeiden.«

195

Frau von Frank erwartete seit einigen Tagen die Antwort auf ihren Brief an Alberts Vater, als dieser bei einem, schon mehrere Tage anhaltenden Wintersturm selbst in *tha eintraf. In dem Herzen der edeln Frau, die ihm entgegentrat, regte sich zuerst die reine Freude einer Jugenderinnerung, die ihr keine Schamröthe aufdrang; Mitleiden mit dem Vater, der den Sohn, dem er in der Blüte des jungen Lebens das Heimathland verleidete, nun als Schwerkranken, als unersetzlich Verstümmelten wiederfand, nahm aber schnell ihr ganzes Herz ein; sie gedachte der verletzenden Stellung, in der sich Herr von Rode zweimal gegen sie befunden, einzig um jeder Erinnerung daran durch die offenste Herzlichkeit zuvorzukommen. Es bedurfte Vorsicht, um den Kranken auf das Wiedersehen des so lang entfremdeten Vaters vorzubereiten; aber sobald Albert dessen Nähe wußte, freute er sich deren, denn durch sein jetziges Leiden allen Ansprüchen an Glücks- und Ehrenbahnen enthoben, fürchtete er seines Vaters Ehrgeiz nicht mehr, sondern sehnte sich nach seiner Liebe. Bald war ein sehr genügendes, einfaches Leben zwischen Vater, Sohn und dessen gütiger Pflegerin, hergestellt; obschon Herr von Rode nicht der letzteren Hausgenosß ward, genoß er doch bei seinem Sohn ihrer täglichen Gesellschaft,

und wie Albert so weit hergestellt war, daß er, über die Hausflur schleichend, seine Abende in Frau von Frank's Zimmer zubringen durfte, entstand in des jungen Mannes Kopf bei der häuslichen Gegenwart des Vaters und seiner mütterlichen Freundin, bei des Erstern sichtbarem geistigen Wohlsein in diesem lieben Verhältniß, ein sehnliches Verlangen, diese verehrte Frau durch andere Bande Mutter zu nennen, als die einst das Glück seines Lebens in sich bedungen hätten. Der Wunsch ward zu einer Art Plan, zu welchem es nöthig war, daß Herr von Rode die ganze Familie seiner Wohlthäterin kennen lernte. Er gewann es in dieser Absicht über sich, in seines Vaters Gegenwart von Marien und ihrem Gatten zu sprechen und über die Abwesenheit ihrer jüngern Schwestern zu klagen. Es gibt Verhältnisse im Leben, wo die Vorsichtigen, die Erfahrenen, die dem Gefühl Entwöhnten selbst ihre Vernunft vom Herzen entführen lassen, und so ging es jetzt Herrn von Rode und Frau von Frank. Der Erstere verbarg es sich nicht, daß er ein anderer Mensch geworden und geblieben wäre, wenn er an der Hand der milden, klaren, durch Reinheit der Seele noch mit Anmuth geschmückten Frau durchs Leben gewandelt wäre, und wie eingewiegt in dem Wohlsein des Augenblicks, ließ er sich seine Wünsche, die er wohl hätte erkennen und des Sohnes Absichten, die er wohl hätte durchblicken können, nicht klar werden. Er unterstützte Alberts Bitten, ihn mit ihren Kindern bekannt zu machen; denn wehmüthig suchte er Dem Freude zu geben, den glücklich zu machen nicht mehr in seiner Macht stand. Frau von Frank verhehlte sich keinen Augenblick, daß Albert eine Verbindung zwischen ihr und seinem Vater herbeizuführen bemüht war; sie konnte sich nicht verbergen, daß ihr Jugendfreund auf dem Wege war, sie zu wünschen; aber sie war sich bewußt, daß die Nothwendigkeit, ihre Neigung zu opfern, jetzt wie vor dreißig Jahren obwalte, und dazu war sie ohne Anstrengung entschlossen. Doch liebevoll und ehrend sollte ihr Betragen sein, und gerne wollte sie jeden Freundschafts-, jeden Achtungsbeweis geben, indem sie selbst die Anforderung um den größten entfernte. Sobald, nach dem früh eingetretenen Thauwetter, die Wege erträglich waren, bat sie ihren Schwiegersohn, der ihr Vertrauter und Rathgeber war, mit Rose und Adele auf einige Tage in die Stadt zu kommen. Albert versprach sich unendlich viel Freude, seine kleinen Freundinnen wiederzusehen; er erzählte mit der, den Genesenden eignen Weichheit seinem Vater von ihrer kindlichen Einfalt, ihren Spielen, ihrem herzlichen Abschied, und keines der beiden Eltern durfte seinem

Gefühl Einhalt thun, denn es waren ja Erinnerungen, neben denen der Gedanke an seine veränderte Gestalt so leicht erweckt werden konnte.

198 Die jungen Mädchen kamen in die Stadt; Warnfeld begleitete sie und brachte seiner Schwiegermutter ihre älteste Enkelin, ein liebes geschwätziges Mädchen von drei Jahren mit. Das Wiedersehen der jungen Leute war ganz anders, als Albert es sich vorgestellt; die Zurückhaltung der Mädchen, zu dem innigsten Mitleid gesellt, gab ihm eine Feierlichkeit, die jeden Augenblick in Thränen überzugehen drohte, indeß Albert von Warnfeld's männlicher Herzlichkeit angezogen, von dem Anblick von Mariens Kinde überrascht, sich herzlich und wohlthuend mit ihm befreundete. Er stand nicht an, den Zutrauen einflößenden Mann seinen Wunsch rücksichtlich seines Vaters und Frau von Frank mitzutheilen, und Warnfeld durchlickte Herrn von Rode um so leichter, da er, von Rose, Minchen und der kleinen Molly umgeben, wie ein lang des Lichts beraubter Baum, dem eine erwärmende Herbstsonne seine Laubkrone mit frischem Grün färbt, sein Gefühl in lebendigen Anregungen äußerte. Rose und Adele verwendeten an den Vater alle Herzinnigkeit, die sie dem Sohn sitzamerweise verhehlen mußten, und die kleine Schwätzerin Molly rühmte sich der Entdeckung, einen neuen Großpapa in Herrn von Rode erhalten zu haben; ein Einfall, den ihr der Umstand, einen andern ältlichen Mann – denn Rode war bei seinem selbst verkümmerten Leben nicht jung geblieben – an des Großvaters Stelle bei Tisch, und in dem Wohnzimmer sitzen zu sehen, sehr nahe legte.

199 Wenige Tage waren verflossen, so verlor sich die kleine Spannung zwischen den Jugendbekannten, und obgleich sehr behutsam, sprachen die Mädchen, ohne ihre Thränen zu verbergen, von Alberts Unglück, und bewiesen ihm mit heroischer Verachtung des Uebels, wie ein Mann, mit Ehrenzeichen und Kriegsruhm geziert, so lange noch ein edles weibliches Herz auf Erden schlüge, seinen Arm nie vermissen könnte. Warnfeld nahm wahr, daß sein junger Freund mit unruhiger Lebhaftigkeit in dem vertraulichen Abendzirkel die ihm so lieben Gesichter erspähen zu wollen schien. Besonders beobachtete er ihn, wie er sein Auge auf seinem Vater ruhen ließ, der, Molly auf den Knien, wie ein freundliches Familienhaupt, der Aelteste des Kreises, vollkommen vergnügt des Augenblicks genoß. Wie sich Herr von Rode eines Abends beurlaubt hatte, und die Hausgenossen wie gewöhnlich auseinandergehen wollten, bat Albert Frau von Frank um eine Unterredung und entdeckte ihr darin ohne Rückhalt seinen innigen Wunsch, seines Vaters peinigende Zweifel rücksichtlich ihrer

Gesinnungen heben zu dürfen. Die Matrone, ihrer weiblichen Würde gewiß, ging ohne Umschweife in Alberts Anliegen ein, allein nur um seine Wünsche gänzlich zu vernichten. Unverhohlen deutete sie den unzubeseitigenden Grund in der Denkart an, welche Herr von Rode dadurch geäußert, daß er zweimal eine Standesansicht dem eignen Herzensglück und *dem* zwei ihm lieber Menschen vorgezogen hatte. Jetzt weiß ich, fuhr sie fort, hat er jene Ansicht aufgegeben; allein das verlöscht nicht die Vergangenheit. In der Verbindung, die Sie wünschen, müßte ich Alles, was dahin deutet, vermeiden, und diese Künstlichkeit würde mein Leben verbittern und entheiligen; als Freundin darf ich ihn schonen, oder mit ihm rechten; ich bin frei, danke ihm sein Wohlbehagen bei den Meinen und bezeige ihm meine Achtung für seine Güte, seinen Geist. – Albert stritt lange, stritt heftig und fragte endlich mit ernster Bedeutung: bedenken Sie, theure Frau, daß Sie durch diese Fehlschlagung auch meine verarmte Zukunft zerstören? – Keineswegs, Albert, antwortete Frau von Frank, so weit ist Ihr Vater mit sich im Klaren und mit uns einig; Sie haben gänzliche Freiheit, Ihre Lebensweise einzurichten; mit Freuden übergibt er Ihnen, welches seiner Güter Sie wollen, übergibt sie Ihnen alle und wird die Schwiegertochter, die Ihres Herzens Wahl ihm zuführt, voll Liebe aufnehmen. – Die ich Krüppel *wähle!* sagte Albert mit Bitterkeit. – Ist's möglich, so von Liebe getragen, so von Achtung gefeiert, noch immer das strenge Wort, mit dem Gott Sie zu höherer Tugend aufrief, nicht als seine Vaterstimme zu erkennen? fragte Frau von Frank, indem ihr Auge voll Thränen mit mütterlicher Liebe auf dem jungen Manne ruhte. – Mutter! Mutter! rief dieser, wissen Sie, was Sie sagen? Wissen Sie, wohin Ihre Worte führen können? – Ich weiß es nicht, ich bedarf jetzt nichts zu wissen, als daß unser Albert voll Glaube, Liebe, Hoffnung sein neues Leben in seinem schönen Vaterlande beginne, sein ihm so unverhofft wiedergeschenktes Leben. Wenn Sie mir schreiben, daß Ihnen Ihre Fluren, Ihre Berge, Ihre lebendigen Quellen wieder lieb sind, dann, Albert, dann weiß ich, daß Sie Gottes Wege verstehen. – Gute Mutter, fromme Mutter, also dann? – Albert, keinen doppelten Sinn! Nur was meine Worte meinten! – Werden Sie ein thätiger Landmann, dann verschmerzen Sie Ihr Unglück und werden, an Geist und Leib genesen, Ihres Herzens Wohl gründen. –

Von diesem Gespräch an betrieb Albert seine Rückreise ins Vaterland. Ob er je Herrn von Rode den Inhalt desselben mitgetheilt hat, wissen wir nicht. That er es, so hatte es sehr günstig gewirkt, denn Herrn von Rode's Betragen ward von da an unbefangener, zutrauensvoller gegen seines

201 Sohnes edle Pflegerin, noch herzlicher gegen deren Kinder, besonders war Rose sein Liebling, und er zeichnete sie durch die Theilnahme aus, die er ihr an seinen Reiseanstalten auftrug, durch die Einzelheiten, in die er sie über seine häuslichen Verhältnisse einweihte. Albert ward in dem Grade zurückhaltend gegen das junge Mädchen, als sein Vater sie zu sich zog, und dennoch drückten seine Blicke seine Freude aus, so oft er sie zusammen im Gespräch sah.

Warnfeld drang nun auch auf seine Rückkehr und überraschte Frau von Frank durch den Vorschlag, ihre Freunde zu bewegen, ihren Weg in ihr Vaterland über sein Landgut anzutreten. Sie schwieg betreten, aber Rose schmeichelte Herrn von Rode mit süßer Stimme, und Albert schüttelte Warnfeld's Hand mit Innigkeit und rief: »Das war mein Wunsch; mir geziemte aber nicht ein Glück zu erbitten, das nur Ihre Achtung mir verleihen kann.« Mit stürmischer Freude von Alt und Jung ward nun der Reiseplan gemacht, Warnfeld benachrichtigte seine Frau von den zahlreichen Gästen, die sie aufnehmen sollte, und der Frühling schien ausdrücklich früher einzutreten, um Alberts Reise zu begünstigen.

202 Frau von Frank sah bei dem ersten Alleinsein ihren Schwiegersohn bedenklich an. Lieber Warnfeld, sagte sie, wir sind wie die Kinder: überlegen, beschließen und thun dann freiwillig, was wir zu vermeiden gesucht haben. – Nicht doch, gute Mutter; wir erkennen im Fortschreiten deutlicher, was wir zu erreichen bestrebt sein sollen. – Und wenn der Anblick Deines liebenswürdigen Weibes den guten Albert erinnert, was er einst hoffte? – Der Anblick meines häuslichen Glücks soll Albert und seinem Vater ganz klar machen, wohin unsern jungen Freund sein eignes Glück winkt. – O nur keine Plane! lieber Warnfeld, keine Plane! rief die Schwiegermutter bittend und hob die gefalteten Hände auf; die dünken dem Alter, wie wenn ein Schiffbrüchiger eine Reise um die Welt entwirft. – Plane nicht, aber auch keine zögernde Menschenfurcht, entgegnete Warnfeld und hatte Recht. Der Anblick von Warnfeld's Haushalt, seinem ehelichen Glück, von Mariens anmuthiger Hausfraulichkeit, den Mitteln zur geistigen Fortbildung, die in ihren Verhältnissen, ihren Beschäftigungen lagen, erfüllte Herrn von Rode mit Bewunderung; Albert stand mit brüderlicher Freude seiner Jugendliebe gegenüber und machte ihren Mann aufmerksam, wie Rose ihr ähnlich sei, und beobachtete mit einem Gemisch von Unruhe und Zufriedenheit, wie das junge Mädchen seinen Vater mit den Einrichtungen des Landhaushalts bekannt machte.

Nun hatte man Abschied genommen, ein Jeder war in seine Heimath gekehrt, die Kriegsunruhen waren vorüber, jeder blickte in seinen ruhiger, auch mitunter leerer gewordenen Umgebungen umher; und wie schmerzlich diese Leere von Frau von Frank und ihren Kindern empfunden ward, so störte sie nicht ihr Familienglück, denn freundliche Erinnerung, Bewußtsein eigener Würde, in dem Mutterherzen vielleicht leise Hoffnung machten den Verlust der Freunde erträglich. Alberts Briefe waren fast trocken, sie enthielten Berichte über seine ersten Geschäfte als Landmann; Warnfeld erhielt lange Anfragen, die seine Landbauererfahrung beantworten sollte. Sein Vater drückte dagegen seine Dankbarkeit für seines Sohnes durch Frau von Frank erhaltne Pflege, für seine Seelengene-
203
sung, für seine jetzige beglückende Stimmung aus. So verstrich ein Jahr, und das zweite ging zu Ende, der Jahrestag von Alberts Abreise nahte zum zweiten Mal. – Da kam ein Brief von Alberts Vater, der um Rosens Hand für seinen Sohn als das Gut warb, welches einzig das Glück dieses Lieblings verbürgen könnte. »Wir erscheinen nicht nur als Flehende, schrieb er, die Alles erbitten, und nichts dagegen bieten können als die Freude, Glückliche gemacht zu haben; wir erscheinen auch als Reuende, denn meines Sohnes jugendliche Leidenschaftlichkeit trübte einst sowie meine verjährte Thorheit Ihren Frieden. Sie vergalten mit Wohlthun – befragen Sie Ihr Mutterherz, ob Sie die größte Wohlthat, die Sie noch in Ihrer Hand haben, uns spenden dürfen.« –

Rosa's Glück an Alberts Seite erhellt ihrer Mutter Tage wie das milde Abendroth, bei dessen Heraufleuchten der Landmann freudig auf die vollendete Tagesarbeit zurückblickt, weil er hoffen darf, seine Saaten von dem Geber alles Guten begünstigt zu sehen. Abwechselnd schlägt sie ihren Wohnsitz am Fuß der Alpen, oder in der Mitte von Warnfeld's gedeihlichen Feldern auf und erwartet im Kreise von Kindern und Enkeln die sanfte Nacht, die ein so schöner Abend einst herbeiführen muß.
204

Alte Zeit und neue Zeit

Auch ein Familiengemälde

Ich habe Dir versprochen, ohne Hehl die Eindrücke zu schildern, welche nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren die Menschen und Gegenstände in meiner Heimath auf mich machen würden. Dinge, von denen ich Dir so oft mit Jugendglut der Erinnerung sprach! – und nachdem Dir meine ersten beiden Briefe die Freude des Wiedersehens, die Wehmuth, so manche Stätte leer, so manches Haupt ergraut gefunden zu haben, schilderten, will ich Dir auch die Wahrnehmungen nicht verhehlen, zu der ein längerer Aufenthalt in meiner Vaterstadt mir Anlaß gibt.

233 Ich verließ sie in der Fülle jugendlichen Gefühls, und kehre, ein Vierziger, zu ihr zurück; schwärmte ich damals, wahrlich so bin ich nun ruhig; daß ich nicht kalt ward, mein guter Hartmann, danke ich Dir und Deiner lieben Frau, da Ihr mir durch den Zutritt in Euer Haus Vaterland und Familie ersetztet, und endlich, nachdem Ihr den Jüngling reifen saht, den Mann durch Eure geliebte Schwester beglücktet. Möge Gott meine Amalie in dieser Stunde und in jeder des Lebens erfreuen! – Ich schreibe ihr, daß sie von Dir diese Details erhalten wird, über die wir, so vertraut mein muthiges Herz, nächsten Winter schon wieder um unsern Kamin versammelt, schwatzen werden.

Lieber Hartmann, entweder bin ich anders geworden, oder meine Landsleute, oder beides. Ich erzählte Dir ja wol oft in den ersten Jahren meiner Niederlassung in Philadelphia von unserm gesellschaftlichen Leben in **, wie die Frauen den ganzen Morgen ihren Geschäften oblag, im Haushalt, der Kinderstube, am Nähtisch, dann Mittags der Gatte, aus den Hörsälen der Session gekommen, sich des Wohlseins seiner Lieben freute, die Knaben nach ihren Schulzeugnissen fragte, die Schreibbücher der Mädchen ansah, oder vor ihrem Nähzeug mit einem freundlichen Scherz zurückfuhr, weil ihre Kunst ihm unbegreiflich blieb – dann arbeitete wieder ein Jeder in seinem Beruf; die Hausfrau mußte wol irgend einen Höflichkeitsbesuch machen oder nahm deren an, des Abends gingen die Eltern auch wol in Gesellschaft, dann ward meinen Schwestern ein froher Zeitvertreib gegeben, oder ein Buch, oder eine junge Freundin besuchte sie – aber meistens versammelten sich die Kinder um die Mutter, der

234

Vater kam, er las ihr vor, wir hörten zu, oder trieben allerlei stille und laute Künste im Nebenzimmer. Dann kamen auch einige Männer und Frauen, die Gespräch oder Lektüre theilten, und so begleitete uns mit wenigen Ausnahmen jeden Abend das Bild häuslichen Beisammenseins in die Arme des Traumes. Ich eilte oft mit meinen von Frost erstarrten Füßen in vollem Gallop nach Hause, wenn ich bei Mondschein Schlittschuh gelaufen und es sieben schlug, wo der Vater herunterzukommen pflegte – denn sein Gespräch war mir vor Allen lieb, sowie auch das eines alten Obersten, der den amerikanischen Freiheitskrieg mitgemacht und mir Philadelphia zuerst bekannt machte. Und sowie bei uns, war es in den Häusern aller unserer Bekannten, und wie ich erwachsener war, brachte ich manchen Abend bei ein und dem andern zu, die mir die ehrenvolle Auszeichnung gestatteten, mit ihren Söhnen in ihren Familienkreis zu treten. Ich war wahrlich kein verweichlichter Knabe, wie nach meines Vaters Tode, der das schöne Leben störte, mein unverzüglicher Entschluß, statt mein Kameralstudium fortzusetzen, nach Philadelphia zu gehen, wohl bewies – aber ohne Dein liebes Haus wäre doch die neue Welt mein leibliches Grab aus Gram, oder mein geistiges durch trübsinnige Abstumpfung geworden.

Ich fand meine liebe alte Mutter in sehr beschränkter Behaglichkeit und rüstigem Alter. Das ist mehr Glück als ein reiches Erbe: seiner Mutter ein bequemes Alter geben zu können! – Sie erzieht ihre beiden jüngsten Enkeltöchter von der Schwester, die vor einigen Jahren starb. Ihr wohlhabender Vater zahlt ihr ein hinreichendes Kostgeld, aber sie erzieht sie nicht wie meine Schwestern erzogen wurden. Die hatten ein paar Unterrichtsstunden in Geschichte und Geographie, mir däucht auch in Naturgeschichte, in einem alten dialogisirten Buche, worin der Esel sehr vernünftig seine Geschichte erzählte – ich weiß nur, daß die Mädchen Manches wußten, den Vater Vieles fragten, und alle wilde Thiere zu sehen gingen. Meine Nichtchen wallen in eine öffentliche Anstalt, wo ich Grund zu hoffen habe, daß sie nicht die Hälfte Dessen lernen, was gelehrt wird. Ich erschrak vor den Namen der Lehrgegenstände. Die Hälfte davon hätte mich von meiner Amalie verscheucht. Ich fragte die Mädchen ein und das andere über Geschichte – so mitten aus den Zeitabtheilungen heraus. – Die Kleine wußte kein Wort zu antworten, die Aelteste, von funfzehn Jahren, plapperte mir eine Menge leeres Geschwätzes her, von Völkerzügen und Staatenverein, wußte aber mit keinem einzelnen Zug

irgend einer Geschichtsepoche den Geist ihrer Zeit zu bestimmen, sodaß ich mich mit einer Art Ueberdruß abwendete.

236 In der Naturgeschichte betete die Jüngste Classen her, die Aelteste plapperte Curiositäten herunter – alles so herzlos, als spräche sie von einer Welt, die ein Kartenmacher zusammengeflickt hätte. Endlich lispelte Pinchen, die Aelteste, auch etwas von Alexander Humboldt – da lief mir die Galle über – ich stellte sie auf den rechten Standpunkt des – besonders weiblichen, Schülers, beim Erlernen der Naturgeschichte: Gott in seinen Werken – und breitete mich über den elektrischen Aal, den die Jungfer Weisheit bei Gelegenheit Humboldts genannt hatte, etwas aus. Fritze, die Kleine, hörte mir erst schüchtern, dann recht verklärt zu. – Ach, wenn es ihr immer so gelehrt würde, meinte sie, würde sie gewiß viel lernen! – Pinchen warf das Näschen auf und machte ein tiefes Knixchen, um dem Herrn Onkel zu danken, war aber sichtbar beleidigt. – Ich bezeugte meiner Mutter meine Verwunderung, daß sie dieses funfzehnjährige Mädchen täglich sechs, acht Stunden aus dem Hause schickte, um nicht mehr zu lernen als meine Schwestern auch gewußt hätten. Sie bewies mir, daß alle Welt in die Töchterschule gehen müsse, denn diese Kinder könnten ja doch nicht zu Hause bleiben, Malchens Töchter gingen auch hin u.s.w. – das hatte ich vernommen.

237 Wie ich meiner Mutter Wittwenhaus verließ, war meine älteste Schwester schon verheirathet; Malchen, ein Jahr jünger wie ich, hatte schon seit drei Jahren ein Liebesverhältniß mit einem recht lieben, fleißigen Menschen, der von Universitäten aus, hierher Ferienreisen machte; mir kam das damals sehr rührend vor, und ich machte aus dem künftigen Schwager meinen Damon, ja, mein erster kleiner Handelsgewinn stattete diese Schwester aus. – Ich eilte, sie wieder zu sehen. Sie hat viele Kinder gehabt, wovon die zwei ältern Knaben leben und drei Mädchen, von denen das jüngste fünf Jahr alt ist. Das geht Alles in die Töchterschule. Meine Schwester war ein hübsches, sanftes Mädchen – sie ist nicht veraltet, aber ihre Züge haben eine Tendenz zum Maulhängen, die ich verabscheue, und von dem ich lange nicht den Grund finden konnte, denn sie liebt ihren Mann und er liebt sie. Dieser Zug ist aber leider einer der allgemeinsten in dem Gesicht meiner Landsmänninnen. Was drückt er aus? Murren? Widerstreben ohne Kraft zum Widerstand? Bei einigen kräftigen Charakteren hat dieser untere Theil des Gesichts einen spottenden oder trotzigsten Ausdruck – nur bei dem kleinsten Theil schildert sich in ihm die Milde und Güte, welche ihm Jugend ersetzen und noch im Alter des Mannes

Seele bewegen. Meine gute Mutter hat diesen Zug von milder Güte in einem vom Alter gänzlich bezeichneten Mund. Er sieht aus, als hätte er immer nur gebetet und gesegnet – was in der Jungfrau als Bescheidenheit, im Weibe als Liebe bezaubert, muß sich in der Matrone als Gebet ausdrücken.

Mein Schwager fand sich, wohl abgerundet, heiter und behaglich, den ersten Abend meines Hierseins bei meiner Mutter ein. Ich fand ihn wohl unterrichtet über die Geschäfte seines Berufs, und mit der Zeitgeschichte so fortgeschritten, daß er mein Bedürfniß, mich über die öffentlichen Angelegenheiten meines Vaterlandes zu unterrichten, vollkommen befriedigte. Es befremdete mich, daß er mich beim Gespräch immer auf die Seite abführte, in ein Fenster oder Seitenzimmer, und daß die Frauen, wenn es mir gelungen war, ihn neben den Theetisch zu pflanzen, sogleich stillschwiegen; die jungen Mädchen zischelten und kickerten hie und da, die Knaben gingen ins Vorhaus, Mutter und Großmutter suchten ängstlich, besonders wenn der Schwager sprach, Stille zu erhalten. Ich ward von diesen Erscheinungen zerstreut, bat die Knaben, wieder herein zu kommen, und befragte sie um ihre Beschäftigungen. Sie müssen gute Lehrer haben, aber sie sind sehr *mal appris*. Sie antworteten mit mehr Verdrießlichkeit, als Schüchternheit. – Ich erzählte ihnen von unsern Schulen, unserer Jugend – der strengen Zucht in der Schule, der frühen Theilnahme am öffentlichen Dienst. Was das erste betrifft, so meinten sie: »das ließ sich kein deutscher Gymnasiast gefallen.« Ich fragte sie: was sie denn thäten, wenn das Gesetz ihnen beföhle? – Der älteste, ein derber Gesell, sah tückisch vor sich hin, die andern antworteten auf meine wiederholte Frage: »Ja, bei uns ist's eben anders.« – Da ich mit den Knaben nicht zur Rede kommen konnte, bat ich die Mädchen, etwas Musik zu machen, da sie, bis auf das kleine Lorchen herab, alle Unterricht haben. Fast wäre mir die Geduld vergangen bei den Entschuldigungen, Weigerungen, Ausflüchten. Endlich setzte sich Pinchen hin und sang eine Rossinische Arie. Ich verstand kein Wort, stand auf, bog mich auf das Buch, das Mädchen unterbrach sich und sagte wichtig: »Von Rossini, lieber Onkel.« – »Ja, das erkenn' ich, aber in welcher Sprache begreif ich nicht.« – Da entstand ein kleiner Wortwechsel zwischen meinem Nichtchen und mir, wobei sie einige unverdaute Ansichten über Harmonie und Unterordnung des Wortsinns auskramte. – Mein Schwager schien an Pinchens Noth seine Freude zu haben, ich schnitt also das Gespräch ab, indem ich meine Schwester an ein paar Liederchen erinnerte, die wir in unserer Jugend

gesungen, besonders an einige Choräle, welche wir unserm Vater Sonntags früh, wenn wir nicht in die Kirche gingen, vorsingen mußten. – »Ach, die kenn' ich, Onkel, sagte Fritze, hochherröthend, Großmutter, das sind die Choräle, die ich in der Bodenkammer fand.« ... Ich bat sie, mir einen davon zu singen, und sie that es mit einer anfangs zitternden, aber so kindlich frommen Stimme, daß ich sie am Ende recht herzlich in die Arme schloß. – Die Knaben saßen in einem Winkel des Zimmers, oder lagen vielmehr auf den Stühlen, scharrtten mit den Füßen, schritten wie mit Courirstiefeln durchs Zimmer, ächzten aus Langerweile. – Mir war der Gedanke peinlich, daß meine Neffen sollten mehr vernachlässigt sein, als ich mir es für möglich gedacht hatte. – –

Ich hatte Malchen sehr eifrig nach unserer Jugendfreundin, Julie, gefragt, einem schönen muntern Mädchen, die jüngste in unserm kleinen Zirkel, die ein paar Jahr nach meiner Abreise einen Mann geheirathet, der seitdem einen sehr schönen Weg gemacht hatte, wozu sein und seiner Frau artiges Vermögen auch beigetragen haben mochte. Sie hat keine Kinder gehabt und Malchen gestand, daß sie nicht mehr mit ihr umgehe, »weil sie ihr zu vornehm sei.« Dieser Grund jagte mir eine Röthe über das Gesicht. Wir haben ihn in unserm Lande verlernt. Sobald es am folgenden Tage möglich war, ging ich zu ihr. Die Frau ist für ihre achtunddreißig Jahre noch sehr hübsch. Sie hatte eine große Freude, mich zu sehen, fragte neugierig nach meinen häuslichen Verhältnissen, und schien nicht übel Lust zu haben, ein bischen mit mir zu kokettiren. Ich ließ es mir gefallen, denn was ich bisher von dem innern Familienleben meiner Schwester gesehen, hatte meiner Freude des Wiedersehens die kältende Mischung des Beobachtens zugesetzt. Sie versicherte mich, sehr glücklich zu sein; ihr Mann lege ihr gar keinen Zwang auf, er gehe seinen Gesellschaften nach, sie den ihren ... »Was hat er denn vor Gesellschaften, denen er nachgeht?« fragte ich, bemüht das Gespräch so scherzend wie möglich zu halten. Sie behauptete, daß man es mir wohl ansähe, daß ich aus der neuen Welt komme, sonst fragte ich nicht so wunderliche Sachen. Wohin denn die Männer bei uns gingen? – Nun, die braven ihrem Beruf nach oder ihren Privatgeschäften, dann in einen Club, und Abends zu ihren Frauen oder mit ihren Frauen zu Freunden; zuweilen in Gesellschaft, oder es kämen Männer zu ihnen im Familienkreis. – – »Das ist ja mächtig altfränkisch!« rief die schöne Frau mit aufgeworfenem Kopf, und lud mich ein, am Abend zu ihr zurückzukehren, wo ich sehen könnte, wie sie ihre Zeit zubrächte. Während meines Besuchs kam der Schneider und brachte

Seidenmuster; eine Näherin, die im Nebenzimmer arbeitete, unterbrach uns auch ein paar Mal, endlich zogen einige Damen in eleganten Morgenkleidern herbei, die sich über einigen Verlust oder Gewinn im Spiel vom gestrigen Abend unterredeten, einige Kindbetten und Landreisen erwähnten, Alle schienen aber durch meine Gegenwart sehr verlegen. Ich empfahl mich, nachsinnend, wie das unbefangene, muthige, warme Mädchen, gegen deren Reize ich armer Junge einstens recht heldenmüthig mein blutjunges Herz vertheidigt hatte, zu so einer leeren Kokette hätte werden können? Mein Gang auf das Bureau, um mich ihrem, mir ganz unbekanntem, Mann vorzustellen, war vergeblich; ich ging also meiner Schwester einen Morgenbesuch zu machen. Ich fand sie im Wohnzimmer mit Kuchenmachen beschäftigt – sie gedachte mir ein Willkommenfest zu. Mir fiel das auf – sie war nachlässig gekleidet vielmehr als häuslich. Ich fragte sorglos: »Machte denn unsere Mutter diese Arbeit auch im Wohnstübchen?« – »Nein. Weißt Du wol, das geschah Alles in dem kleinen Gesindestübchen, weil's der Vater nicht leiden mochte, wenn Küchenwirthschaft im Zimmer war.« – »Kann's denn Dein Mann leiden?« – »O, dem ist das einerlei; er kommt auch erst um ein Uhr vom Bureau.« – Indem kam die Köchin herein mit einem Korb voll Effecten aller Art, Zwiebeln, Butter etc., die kleine Laura hing sich an den Korb und wollte mit Allem spielen, die Mutter schob sie fort, das Kind schrie; geschwind gab ihr die Mutter einen Apfel aus dem Korb und drohte: »Der Herr Onkel wird böse! Sieh doch!« – Mich trieb's unmuthig aus diesem Marketenderwesen nach Hause. Meine Mutter war nicht in ihrem Zimmer, ich ging ihr nach wie ein alter dummer Junge; da stand sie in ihrem reinlichen Hauskleide, mit einer großen Schürze angethan, in der Küche, und machte einen Teig. – Ich schalt sie, daß sie in dem feuchten Wetter diese Arbeit in der Küche mache: »Ei, seht die Hoffart! ich habe kein eigentliches Gesindezimmer, und soll doch den Wust nicht ins Wohnzimmer tragen? das würde Dir schlecht gefallen. Das Fleckchen, wo der Mensch seinen Tag zubringt, muß nichts von der Küche wissen.« – –

241

242

Bei Tische hatte ich ein langes Gespräch mit ihr, das damit begann, daß ich sie fragte: Warum Malchen nicht ihrem Beispiel folge, ob ihr Mann dagegen gleichgültig sei? – »Ja freilich! Ich selbst weiß nicht recht, wie sich das so eingeführt hat? Lieber Karl, ich nehme, seit Du da bist, wohl wahr, daß sich manche Sitte geändert hat. Die Männer sind nicht mehr wie Dein Vater; damals war das innere Hauswesen die Hauptsache,

jetzt ist's das Besuchzimmer. Hast Du Malchens Besuchzimmer nicht gesehen? Nun, Du wirst Dich morgen wundern.«

Am Abend stellte ich mich bei meiner gefährlichen Freundin ein. Ich fand ein Dutzend Frauen in zierlichem Putz um den Theetisch versammelt; ob sie gesprochen hatten, weiß ich nicht – jetzt schwiegen sie; ein ziemlich junger Mann saß neben der Frau vom Hause, sie hieß ihn Vetter und bat ihn, den Kreisrath zu ersuchen, daß er, ehe er ausgehe, einen Augenblick hereinkommen möchte. Der Vetter brachte ihn sogleich mit sich zurück, und das dürre, gewandte Männchen mit lebhaften Augen und einer Satyrnase begrüßte mich sehr unbefangen. Wir gefielen uns, glaub' ich, gegenseitig; der Mann fragte gescheut, und ich suchte durch meine Antworten zu erfahren, ob er aus deutlicher Absicht oder nur um des Gesprächs willen gefragt habe. Unser Gespräch fand, wie das gestrige mit meinem Schwager, in einer Fensterecke statt. Nach einer Stunde that Herr v. Golder einige lose Fragen an ein paar der jüngern anwesenden Damen, und begab sich, nachdem er Alles angewendet hatte, mich der Gesellschaft abwendig zu machen, nach einem Gasthof, wo ein großes Männersoupée stattfinden sollte. – Der erste Seefisch war angekommen. – Die Damen setzten sich bald zum Spieltisch, der Vetter ordnete die Partien, und war sichtbar die rechte Hand der Dame vom Haus; diese meine schöne Freundin hatte gerechnet, mich zu ihrer Partie zu ziehen – ich hatte mir aber fest vorgenommen, während meines Aufenthalts nicht zu spielen, blieb deshalb standhaft und schlich mich, dem Werth der versammelten Gesellschaft alle Gerechtigkeit widerfahren lassend, hinweg.

Darin bestand also Juliens »vornehmes Leben«, wie es meine Schwester genannt. – Mit einer Art Herzweh wagte ich's, obgleich es schon spät am Abend war, meine Schwester noch einmal zu besuchen. – Meine Mutter erwartete mich nicht zum Essen, sie meinte, daß man bei Frau v. Golder soupiren würde. Ich fand die Treppe und den Vorsaal finster; Klärchen, die älteste Tochter, kam mir mit dem Licht entgegen, indeß im Zimmer ein lebhaftes Rufen über die Finsterniß in unangenehmen Tönen erscholl. Klara zündete ein zweites Licht an, die Magd räumte einige Teller hinweg; es roch gar heimlich nach irgend einem nationalen Leckerbissen. Die Knaben traten in einen Winkel, wo sie sich balgten; Lore lag schlafend auf der Mutter Schooß, diese suchte sie zu ermuntern, damit die älteste Schwester sie zu Bette bringen könnte, das Kind heulte, und nun legte sie die Mutter bequemer und behielt sie auf dem Schoos. Nachdem der Tisch abgeräumt war, gingen die Töchter in ihr Schlafzimmer, die Mutter befahl

den Söhnen zu Bett zu gehen, weil sie doch nichts Vernünftiges machten. – »Um halb zehn, liebes Malchen!« rief ich. – »Ach, ich bin so froh, wenn sie zur Ruh sind! – ehe hab' ich doch keinen guten Augenblick.« – Die Knaben polterten bereitwillig zum Zimmer hinaus.

»Dein Mann speist wol auch im rothen Adler?« – »Wie kommt Dir das bei? Nein, dazu ist er ein viel zu guter Hausvater, da essen sie die Portion zu achtzehn Groschen, den Wein nicht gerechnet. Miller geht in die Harmonie und ißt sein Stückchen Schinken zu seinem Schoppen Wein ...« Kurzum ich hörte nun, es sei Sitte, daß der Hausvater nach gethaner Arbeit in irgend ein öffentliches Haus gehe – hier heißen sie's Harmonie – oder in einen Gasthof, oder in beide nacheinander, wo er dann in der Harmonie Zeitungen und Broschüren liest, nachher auch, wie meine Schwester sagt: »seinen Schoppen trinkt ...« – »Und da bist Du alle Abende allein?« – »Du hast ja gesehen, daß es mir nicht an Gesellschaft fehlt«, antwortete Malchen sichtbar aufgeregt. – »Und wann sieht dann der Vater die Kinder, oder beschäftigt sich mit der Söhne wissenschaftlicher Ausbildung?« – »Er bezahlt ihnen ja Lehrer und einen Repetenten.« – Mein Blut kochte. – »Da trägt ja ein Hausvater wöchentlich einen bestimmten Theil seines Erwerbs in den Gasthof, ohne daß seine Familie den geringsten Theil an dem Genuß nimmt.« – »Das sage Du Deinem Schwager.« – Ich ging heftig bewegt im Zimmer umher. Mein furchtbares Unrecht, dieses arme Weib auf seine Entbehrungen aufmerksam zu machen, entging mir nicht; dennoch ward ich, aus einem Trieb zu helfen, fortgerissen mehr zu sagen. »Also die Art Gastfreiheit, mit der unsere Eltern Abends ihre Suppe dem hinzugekommenen Freunde anboten.« ... – »Mein Mann nimmt oft Fremde in die Harmonie, oder führt sie mit sich in rothen Adler speisen.« – »Und Du?« – »Das ist mir ganz recht. Der eine Gast kostet im Wirthshaus nicht so viel wie ein Diner kosten würde, was bei zwei Mägden viel Last macht.« – »Aber Deine Töchter müssen doch in der Küche helfen?« – »Die sind ja den ganzen Tag in der Töchterschule.« – –

Ich wußte mir gar nicht mehr zu helfen! Ich dachte: da hat Dir und Deinem Hartmann Gott die Gnade verliehen, daß ihr in der neuen Welt auf der jungen Erde, die vor sechzig Jahren noch keines Menschen Wohnung trug, der Väter Sitte treu bewahrt habt, und auf dem festen alten Vaterlandsboden finde ich ein Umkehren der Begriffe, daß ich die Kinder meines Vaters kaum mehr erkenne. Plötzlich fiel mir Göthe's Wilhelm Meister ein – erinnerst Du Dich, daß er Wilhelms Schwager diese Wirthshausgastirung, das Wirthshausgehen, das Verschließen seines

Hauses vor wirklicher Gastfreundschaft mit breiter Selbstzufriedenheit anpreisen läßt? – Göthe hat in prophetischem Geiste gesprochen – hier sah ich diese freudlose, freundlose Maxime ausgeübt. – – –

246

Ich bin nun seit mehreren Wochen hier, ich habe alle meine alten Bekannten wieder gesehen, manche neue Bekanntschaft gemacht. – In einem freien Lande, in einem Lande, wo des Landes Wohl jedes Bürgers persönliche Angelegenheit ist, da sind Männervereine eine nothwendige und heilsame Sache. Jeder Bürger hat etwas zu sagen, zu hören, zu beurtheilen, in den öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. – In so einem Lande ist es nützlich, daß der Mann eine Stunde mit Männern sei; wo diese Ursache hinwegfällt, müssen diese öffentlichen Vereinigungspunkte, sobald sie des Mannes tägliche, ja einzige Erholung werden, die Urbanität aufreiben. Die gesellschaftliche Unabhängigkeit, die da selbst jeder für sein Geld hat, enthebt ihn in dem äußern Benehmen der Zuvorkommung gegen Andere, sowie der Beherrschung seiner selbst. Was nicht gesetzlich verboten ist, erlaubt er sich, und das führt ihn auf ein so weites Feld, daß er sich dem König Nebukadnezar dort zugesellen könnte, wenn er nur den andern Gästen nicht unter die Füße lief.

Ich nehme natürlich die Männer aus, die zum Lesen diese Orte besuchen – Dann haben sie aber einen andern Nachtheil – wenn unser Vater sich ein Buch verschafft hatte, das außer seinem Amtsbezirk lag, so setzte er sich Abends damit zu uns in das Wohnzimmer, besonders wie die Geschwister nicht mehr klein waren; oft las er der Mutter daraus vor. – Ich weiß wohl, wie ich dann von meiner Ausarbeitung hinhorchte. – »Willst Du recht zuhören, so komm her, aber dann mußst Du Dein Pensum später machen, und es darf kein Deut fehlen!« erscholl endlich des Vaters Stimme; da flog ich hin und hielt meinen Schwestern Garn oder schnitzelte Zwirnbretchen, und wenn ich nach dem Abendessen das Pensum vollendet hatte, brachte ich's noch dem Vater in sein Zimmer. – Gott gebe ihm die süßeste Ruhe! – Ich sehe ihn noch, wie er mir freundlich zunickte. O mögen meine Söhne ein so liebes Bild von mir behalten, wie der liebe Greis mir zurückließ!

247

Dieser Vortheil der gemeinschaftlichen Lektüre, oder doch des gelegentlichen Mittheilens, fällt weg, wenn der Hausvater außer dem Hause liest. Aber was thut indeß die Frau in dem herrnlosen Hause! Sie wird erste Hausmagd, wie meine Schwester, oder eine kalte Hausherrin, wie Frau v. Golder. Malchen hat wol gefehlt, wie die meisten Frauen fehlen mögen – sie hat die ersten Schritte zu den jetzigen Verhältnissen nicht sogleich

erkannt, und erst wie das Uebel sich festgesetzt hatte, nahm sie es wahr. – Ein Hauptgrund zu dieser Ausartung des Familienlebens mochte auch in dem ewigen Länder- und Herrntausche liegen, der ein Dutzend Jahre in Deutschland stattfand. Dieser zog eine Veränderung der Beamten nach sich, ein Voneinanderreißen und Zusammensetzen, das den althergebrachten Maßstab gesellschaftlichen Aufwandes zerbrach. In unserm Residenzchen, zum Beispiel, waren die Bedürfnisse des Luxus und deren Befriedigung von Alters her classificirt. Die Kaufmannsfrauen hatten ein Ideal von Pracht, die Beamtenfrauen, der Hof ebenfalls. Jeder Stand wetteiferte unter sich; da konnte es nie sehr weit gehen; aber hinüberzugreifen in den höhern Stand, hätte man für eine Art »sich wegwerfen« gehalten. Jeder Stand hatte seinen Stolz. Nun wurden aber plötzlich die Beamten aus der Residenz in Landstädte versetzt, Adelige in bürgerliche Stellen, Bürgerliche bekamen Adelsrang, Kaufleute bekamen Titel, Landleute wurden in die Städte versetzt, ihr Standessinn ward ihnen genommen, und Bürgersinn können diese Leute doch wol nicht in sich entwickeln¹. Nun griff in seinem Streben ein Jeder in des Andern Gebiet; Gleichheit entstand nicht, aber Verwirrung der Ansprüche; Jeder erklärte die Erhebung, zu welcher er auf Kosten des Andern gelangen konnte, für eine gute Prise – und so entstand ein Luxus, den man nicht über den Stand nennen kann, aber über den Beutel. Deine Eltern haben dir den Charakterzug von uns Deutschen: die Putzsucht und den Einfluß eines bessern Rockes, nicht bekannt machen können; in Amerika hatte das zu wenig Interesse; so lange ich unter meinen Landsleuten lebte, habe ich das auch nicht so gewußt, ich kam erst zu einer Erkenntniß davon, wie ich ein geschmackloses, aber historisch sehr merkwürdiges, altes deutsches Gedicht las – das älteste, was wir haben – wo Du aber um Gotteswillen weder an Ossians Heroenlieder, noch an des Cids edle Romanzen denken mußst – genug, in diesem Gedicht, das den rohsten Zustand des gesellschaftlichen Vereins schildert, spielen die schönen Gewande und Juwelen immer eine große Rolle, und von da an fand ich überall bei uns Deutschen eine entschiedene Neigung zum Putz. – Doch das führt mich ganz von meinem Gegenstand ab.

248

249

Malchen hatte nicht den Muth, der Zunahme von Luxus, der zu Anfang ihrer Ehe stattfand, zu widerstehen und die Fülle des Nothwendigen dem spärlich Ueberflüssigen vorzuziehen. Die Hauskleidung ward nachlässiger,

1 Das ist falsch und beschränkt geurtheilt. Der Deutsche, der eine Constitution hat, entwickelt auch Bürgersinn.

weil man sich außer dem Hause putzte; die Ueberraschung freundlicher Gäste hörte auf willkommen zu sein, weil man am täglichen Tisch das seltene Gastmahl absparte. Nun kamen Kinder auf Kinder; die Frau fand eine Erleichterung darin, daß der Mann zuweilen den Abend fortging, wo denn die kleinen Gesellen ungezähmt schreien konnten – denn von strenger Zucht weiß ein weiches Mutterherz nichts, wenn kein großes Gefühl die kleinen Sorgen veredelt. – Gern ließ man den fremden Gast in den rothen Adler zum Mittagessen führen; die Hausfrau machte sich indeß einen Ruhetag, indem sie fast nichts kochen ließ, denn dieses thut man bei so viel häuslicher Last nur, um den Hausherrn zu befriedigen. Nun war auch keine häusliche Ueberraschung zu befürchten, denn der Mann brauchte den Fremden der Hausfrau, die nicht für ihn kochen und braten sollte, gar nicht mehr vorzustellen. Waren den nächsten Mittag die Kinder still und der Mann gut gelaunt, so erzählte er der Frau ein und das andere von dem Rothen-Adler-Essen, und die Gute spähte im Kochbuch nach, wie sie es auch kochen könnte, und war sehr froh, wenn der Eheherr, gut gelaunt, die Nachahmung lobte. – Nach und nach wuchsen die Kinder heran, die Schulclassen folgten mechanisch, der Vater bekümmerte sich um das Erlernte wenig, nur um die Feststellung und Bezahlung der Stunden. Alle vier Wochen wird Sonntags einer der Lehrer *en famille* zum Mittagessen geladen und um den Sohn befragt. Der wackere Mann antwortet, die Füße unter des Herrn Steuerraths Tisch, seinen Löffel vor dem Munde. – – So steht's mit dem Unterricht; die Zucht bleibt der Mutter ohnehin überlassen; aber die weibliche Autorität ist bei Knaben sehr leicht compromittirt. Schon ihre wissenschaftliche Bildung, in welcher sie sich eines, dem Weibe so überlegenen, Strebens bewußt sind, schwächt gewissermaßen der Mutter Herrschaftsmittel. Allein noch vielmehr werden diese durch das wenige Ansehen geschwächt, das der Vater der Mutter im Innern des Hauses einräumt. Beseitigt nun nicht eine, dem Geschlecht seltene, Festigkeit diese Hindernisse, so ahmt der Sohn dem Vater in Vernachlässigung gegen und Ansprüche an die Mutter nach.

Eine Entschädigung konnte sie noch hoffen: die Natur verweist die Mutter an die Töchter, um im Fortschritt der Jahre Gehülffinnen, Vertraute, Gefährtinnen in ihnen zu finden. – Auch diesen Naturgang haben die neuen Gewohnheiten gestört. Der Unterricht in öffentlichen Anstalten trennt die Töchter den größten Theil des Tages von der Mutter, und nimmt ihnen das festeste Interesse für den Haushalt: das der Gewohnheit;

auch entfernt es in den meisten Fällen die Tochter geistig von der Mutter, weil der Kenntnißkram des neuen Unterrichts der Mutter – in der gelehrten Schulform wenigstens – fremd blieb, der Erwerb des Unterrichts also nicht Band der Geister und Herzen zwischen Mutter und Tochter werden kann.

Glaube nicht, daß mir Malchen diese Dinge als Klage vorbrachte, daß ich sie nur in ihrem Hause wahrnahm. – Auf und ab, mehr oder weniger wiederholen sich diese Misverhältnisse in allen Familien des Mittelstandes, also in dem Heerd der geistigen Nationalität. Deshalb konnte ich sie überall beobachten. Fremde aus mehr wie einer ansehnlichen Stadt unsers Vaterlandes, die ich über diesen Gegenstand sprach, versicherten mich, daß diese Misverhältnisse sich überall glichen, wenig Ausnahmen fänden, von manchem hellsehenden Mann bedauert würden, aber mit so vielen Erzeugnissen der Zeit verwachsen wären, daß die Abänderung ihnen unmöglich schien.

Mein nächstes Augenmerk ging nun darauf, zu erforschen, ob der Unterricht in den Töchterschulen auf die Ehen, welche mit deren Zöglingen geknüpft worden waren, Wirkung gehabt habe. Als altes Stadtkind kamen mir die treuen Herzen, und als Atlantiden die Neugier meiner guten Landsleute entgegen; man behandelte mich recht freundlich. – Ich hatte nun einen neuen Standpunkt für meine Beobachtungen gefaßt, fand ein Geschlecht, das von meiner Schwester Zeitgenossen sehr verschieden war, aber von unsern Begriffen häuslichen Glücks nicht weniger fern. Ich hatte mich einerseits vor dem Einfluß des wissenschaftlichen Unterrichts gefürchtet, besorgte, belletristische Trödeln statt Hausstand zu finden; andererseits dachte ich mir's auch möglich, daß der junge Ehegatte, in seiner Frau so manchen wissenschaftlichen Anklang vorfindend, diese zur Genossin seiner erheiternden Geistesbeschäftigung, hie und da zu seiner Deotima gemacht hätte. Gottlob! ich fand diese letzte Vorstellung als Ausnahme hie und da gar rührend realisirt. Ich war Zeuge, wie in den Abendstunden das liebe Weibchen leise aus dem Kinderstübchen schlich, wo sie ihre Lieblinge zur Ruh gebracht hatte, und der Mann, als sei nun seine Freudensonne aufgegangen, mir Manches aus seinem Schreibtisch mittheilte, bei dem ich in den Zügen des lieben weiblichen Wesens las, daß sie sich schon daran gefreut hatte, ja mehrmals, bei Gedanken, die mich besonders ergriffen, sagte mir der Gatte mit männlich schöner freudiger Scham: »Das verdanke ich einem Gespräch mit meiner Frau.« Oder: »Das ward mir erst durch einen Widerspruch meiner Frau klar.« –

251

252

Diese bescheidene Theilnahme der Frau nahm ich nicht nur an schönen Künsten wahr, sondern an jedem vernünftigen Gespräch, schweigend und mitredend, sodaß es sichtbar ward, ein geistiges Band vereinte den Bürger mit der Gefährtin seines Lebens.

Daß die Aeüßerlichkeiten eines neuen Haushalts vom Jahr 1821 verschieden sind von einem solchen von 1800, das versteht sich – nur fand ich, wo ich diese glücklichen Ausnahmen antraf, diese Aeüßerlichkeit am wenigsten verändert, das Geräth am einfachsten, den Nähtisch der jungen Frau mit großen Haufen Leinwand bedeckt, die Kleidung so eingerichtet, daß sie ihre Knäbchen, ihre Mädchen ohne Leidwesen an sich hinan konnte klettern lassen, und trotz der eleganten Nettigkeit des Leibchens sich recht flink bücken, um ihnen das Näschen zu putzen. Um solche herrlich liebe Ausnahme zu erziehen, bedurfte es nun aber keiner großen wissenschaftlichen Bildung, denn mit anderer Aeüßerlichkeit war manche unserer Mütter so ausgebildet ohne Formenlehre, Anthropologie und wie der Kram heißt.

253

Gut – mit Freuden schilderte ich Dir die Ausnahmen – sie treffen Menschen, die ich vorher nicht kannte, für die ich keine Vorliebe habe, deren Interesse, Bildung, Ehrgeiz, Bestreben von dem meinen so verschieden sind, daß ich sie zu meinem vertrauten Umgang nicht nehmen würde. Die Wirkung des verschiedenen bürgerlichen Treibens auf den gesellschaftlichen Umgang ist gar wunderbar! Wir sehen Beide, diese Menschen und ich, denselben Gegenstand, aber Vordersatz und Folgerung sind ganz verschieden, weil wir ... der Eine von Osten nach Westen her ihn ansehen, der Andere von Westen nach Osten. – Aber betrachten wir die Masse des neuen Geschlechts, welches die heutige Erziehung bildete, – da wirst Du mich geradezu für einen Träumer halten, wenn ich Dir sage, daß sie von den Zeitgenossinnen Julchens und meiner Schwester gar wenig verschieden ist. Nur mit dem Unterschied, daß der Charakter von Julchens Ehe allgemeiner ist; Weiber, die wie Malchen sich zu abgelohnten Haushälterinnen haben herabdrücken lassen, gibt es unter den ganz jungen Frauen weniger. – Viele Frauen dieses Charakters haben, statt der trüben Resignation, welche den trostlosen Zug des Maulhängens veranlaßt, im fortgesetzten Lesen heillos fader, oft zuchtloser, noch öfter halb verrückt mystischer Romane einen Ersatz für die Leere ihres vereinzeltten Lebens gefunden. Wenn ich mir das tägliche Leben einer jungen Hausfrau denke, deren kleinliche Detailsgeschäfte durch keinen geistigen Gesichtspunkt, weder religiös, als Sandkorn zum Weltenbau angesehen, noch bürgerlich, als

254

Beförderung zum Vaterlandswohl, veredelt werden; die den Dank des Gatten höchstens beim gelungenen Judenkarpfen in seinem bessern Appetit erkennt; die bei der Erziehung keinen Beistand und Berather, nach vollendetem Taggeschäft keinen Aufschwung zu höhern, allgemeinen Begriffen genießt – wenn ich mir dieses verarmte Wesen mit so einem der tausend Romane beschäftigt denke – Welch eine Wirkung können sie hervorbringen? – Keine, mein Freund, als ein Leben im Traum, das nicht einmal Sehnsucht erzeugt; denn die Geschichten sind meistens so abenteuerlich, daß sie nicht, wie unsere ehemaligen Romane, romanesk machen, wie wir's nannten, daß sie eben so wenig, wie tausend und eine Nacht, verleiten werden, auf Talismane und Genien zu hoffen, sondern sie geben dem verstimmten, ermatteten weiblichen Gemüth einen Opiumzustand, wo lebendige bunte Bilder die Hausquengeleien zur Seite schieben, bis der Ehemann aus der Harmonie oder dem Gasthof nach Hause kommt, wo dann die junge Frau den Abhub des täglichen Lebens aus seiner Hand zu empfangen bereit sein muß.

Nach meiner Ansicht werden die spätern Jahre dieser Frauen von denen meiner Schwester wenig verschieden sein. Ihre Töchter sind durch die jetzige Unterrichtsweise bis ins funfzehnte, sechzehnte Jahr von der Theilnahme an häuslichen Geschäften ausgeschlossen; hört der Unterricht auf, so tritt das Jüngferchen in die Gesellschaftswelt, und nun erwachen Gefühle, die, wenn sie nicht durch häusliche Gewohnheiten gefesselt sind, von ihnen abwenden; das Mädchen denkt sich seine eigene Wirthschaft so nahe, daß es die der Mutter gleichgültig ansieht; sie hat auch so viel Superfeines an schönen Künsten gelernt, das hat Geld gekostet, sie soll's nun üben – Musik, Zeichnen, Sticken. – Nun! bekommt sie bald einen Mann, so geht das Alles unter, in einem Malchens-Charakter, oder es keimt zur Entartung auf, wie in Juliens, und die Frau verkrüppelt als geduldige Matrone, oder lebt, wie Julie, in herzlosem Scheinleben, bis das Alter die Ecken abschlägt, womit der kühnere Charakter scharf an eine Wirklichkeit anstieß, die er nicht richtig aufzufassen verstand.

Ich kann nicht leugnen, daß mich der tägliche Umgang mit meinen alten Bekannten schmerzlich anregte. Mit meiner Mutter allein sprach ich über den falschen Gang der Bildung, den meine Freunde genommen hatten und die ich das junge Geschlecht nehmen sehe. Die liebe Frau gab mir in Allem Recht, sie hat dafür einen Beruhigungsgrund gefunden, der aber nur ihr mildes Gemüth beweist. Sie meint, ihre Großmutter hätte das Mitgeschlecht eben so ausgeartet gefunden, wie mir das mitlebende

vorkommt, »und da ich nun, macht sie ihren Schluß, so gut und glücklich mit Deinem Vater lebte und so gute Kinder erzog, so denke ich, daß der jetzige Weg wieder zu einem guten Ziele führen soll.« – »Aber, liebe Mutter, haben Sie denn sich hingesezt und haben feine Sächelchen gepestelt, indeß die gedungene Näherin die Hauswäsche nähte? Habe ich denn dürfen aus dem Gymnasium nach Hause kommen, Thüre zuwerfen, neben Ihrem Tisch vorbeistampfen, daß Ihr Gespräch lauter werden mußte, um hörbar zu sein, dann mich schief auf den Stuhl strecken, den Hund zerren, mitten im Gespräch das Vesperbrot fordern, habe ich das gedurft? – So sah ich's bei Malchen, und bei –, und bei –.« Ich rechnete ihr nun die Häuser her, wo ich meine ärgerlichen Beobachtungen gemacht hatte, und deren Liste ich noch hätte sehr verlängern können. – Sie ward still, sagte dann aber weichmüthig: »Soll ich's denn dem armen Malchen erst recht fühlbar machen, wie in ihrer Ehe und den meisten des heutigen Tages der Geist Deines Vaters *nicht* athmet? Ach, sie hat's tief genug gefühlt! Sie hat manchmal da gesessen und geweint: Bin ich denn zu nichts gut, als die erste Magd im Hause zu sein? rief sie mit Thränen; sind mir nur alle Sorgen beschieden? Hat Miller nicht versprochen, mein Gefährte zu sein in Freud und Leid? – Sie sagte wol ärgere Sachen: die Bruthenne hätte es besser, der helfe der Hahn Körner lesen; und: sie möchte lieber Haushälterin sein, wie Frau; wenn jene sich des Tags über gequält hätte, so würde sie Abends mit der geschlossenen Rechnung die Bekümmerniß von sich, aber so gut hätte sie's nicht.« – »Nun, und jetzt ist Malchen zufriedener?« – »Was soll sie denn thun? Miller ist ein sehr rechtlicher, angesehener Mann, er schenkt ihr, was ihre Augen wünschen, sie könnte das ganze Jahr ins Theater gehen.«

Ich konnte das nicht länger ertragen, und brach das Gespräch ab: Mir blieb noch ein altes Freundespaar wiederzusehen, Laland, ein Universitätsbekannter, der noch zu meiner Zeit ein recht hübsches Mädchen mit einigem Vermögen geheirathet hatte. Meine Bekannten sagten mir, er habe ein Landgut gekauft, das er selbst anbaue, ein Paar Söhne habe er in Schnepfenthal, die Mädchen erziehe er mit der Mutter ohne andere Lehrer, der Mann lege in Alles was Besonderes; er habe sich bei den Landständen gar unnütz gemacht, bald für die Opposition, bald für die Minister gestimmt, und werde wol bankerott machen, denn er baue seine Felder neumodig und verführe seine ganze Gegend zu neuen Methoden. Das machte mich schüchtern, aber – Frau v. Golder drohte mir mit einem Christfest, dem ein gewaltiges Souper folgen sollte, Schwager Miller sprach

davon, daß ich am ersten Feiertag nothwendig des Fürsten Geburtstag mit einem Männerschmaus im rothen Adler feiern müßte. – Ich sagte zu allen: Ja! setzte mich am Christabend zu Pferd und trabte nach Eichenhall, Lalands Landgut.

Es war ein milder Wintertag, wo der Rauch so gerade aus den Dorfschornsteinen emporsteigt, die Krähen auf dem Schnee spaziren, und der Reif so leise von den kandirten Bäumen sinkt. Eichenhall war in der alten Ordnung der Dinge eine Domäne, ich hatte als Knabe den damals dort stationirten Oberamtmann öfters besucht, er erlaubte mir auf den Dohnstrich zu gehen und Sperlinge zu schießen. Ich kannte deshalb das ganze Lokal. In fünf Stunden war ich da – es war schon ganz dunkel, kein Knecht war im Hofe zu sehen und zu hören, der Hund bellte und knurrte, lag aber noch an der Kette. Doch im Familienzimmer hörte ich's jauchzen und jubeln. – Mir ward ganz wunderbarlich zu Muthe unter dieser meiner Jugendumgebung, von keinen veränderten Menschengesichtern entfremdet. Studentenmäßig band ich mein Roß an das Treppengeländer und stieg hinauf – kein Licht im Vorplatz, die Küchenthür geschlossen, des Amtmanns Zimmer eben so – ich entschieße mich kurz, klopfe ans Familienzimmer, leise, lauter – da öffnet sich die Thür von innen, ein Knecht mit einem ächten fränkischen Birnenkopf guckt heraus, und von mir ab ins Zimmer, indem er mir gleichsam Platz macht. – Welch ein buntes Gewimmel traf ich da an! – Mitten in dem großen Zimmer stand ein Tisch mit einem ungeheuern Weihnachtsbaum, rund umher lagen in vier Abtheilungen die Geschenke der vier ältern Kinder, rechts stand ein Kindertisch mit einer ganzen Schreinerwerkstätte, für Kinderhände fast zu derbes Kaliber, daneben saß ein sechsjähriger Knabe auf einem Schaukelpferd, eine schöne neue Pudelmütze über den lebendigen Augen, einen halben Maaskrug mit zinnernem Deckel in der einen Hand, eine Art Wurst, wie der Pagat im Tarok, in der andern, und ein kleines Brot unter dem Arm – mit diesen Besitzthümern hatte sich der Bursche in eine solche Seligkeit eingewiegt, daß er nichts mehr wahrnahm, was um ihn herum vorging. – Ich hatte diese unnachahmliche Gestalt kaum ins Auge gefaßt, so rief Laland: »Wilhelm Kempe! – Wilhelm! – Sara, das ist Wilhelm Kempe aus Philadelphia!« – Und herbei flog eine nettes Frauchen von sechsunddreißig Jahren, die betroffen, erfreut, nachdem ich mich aus des Freundes Armen losgewunden hatte, mir die Hand herzlich drückte. Nun besah ich mir die Gegenstände umher. Die Söhne waren in der Vacanz bei den Eltern und standen, zwei blühende Knaben, neben den niedlichen Schwestern,

258

259

den Uebermeermann freundlich betrachtend; zwei Mägde und zwei Knechte hielten sich, freudeglänzend, zu zwei und zwei an einem Tisch auf, und zeigten sich einander ihre Geschenke, Alles sprach Friede und Freude. – Endlich rief Laland: »Wie kamst Du aber herein?« – »Ach, das weiß mein Pferd am besten, das steht draußen und harrt aufs Christkindle.« – Die beiden Knaben ließen Alles im Stich und flogen zu dem herrlichen Geschäft, mein Pferd zu besorgen, Laland gab einem der Birnenköpfe seine Befehle, sie nahmen ihren Kram auf den Arm, gingen zu Madame Laland, kratzfüßten, kratzten sich schmunzelnd hinter den Ohren und trabten fort. – Bei den Worten, Pferd und Christkindle war der wonnestrunkne Reiter aufmerksam geworden, er hielt ein, sah mich an und fragte mit drolligem Ernst: »Du wartest aufs Christkindle?« – »Ach, ich bekomme wol leider keins, antwortete ich, zu ihm tretend, die Mutter hat mir keins bereitet.« – »Aber der Vater? Der gab mir das Pferd, und die Geschwister die Wurst und Kanne und das Brot.« – »Lieber Knabe, die mir Christkindle geben könnten, sind alle weit weg!« – Ward ich alter Geck doch ganz weich bei diesen Worten. – Oh! rief der kleine Reiter bedenklich, stieg von seinem Pferde, legte das Brot auf den Sattel und ging zur ältesten Schwester, mit der er etwas abhandelte. Nach einigen Worten schien er sehr froh; ich sah, daß von jedem Bescheerungsplatz etwas Zuckerwerk auf einen Teller gelegt wurde, dann fügte Stephan, so hieß der Reiter, auch einige Stücke seines Backwerks dazu und brachte mir's mit einem allerliebsten Ernst: »Da, lieber Mann. Nun hast Du auch ein Christkindle!« – Ich dankte, ohne ihn zu loben, sehr lebhaft, hielt den Teller auf den Knien und that, als äß ich eifrig; dazwischen sagte ich: »Ja, das ist ein Christkindle!« – Stephan sah mir freudeglänzend zu; plötzlich aber blickte er auf seine Wurst, die er immer wie einen Commandostab hielt, dann wieder auf meine lustig geschäftigen Kinnladen – ehe ich mich's versah, nahm er seine Knackwurst, brach sie über dem Knie in zwei Stücke, legte das eine auf meinen Teller, und rief mit höchst drolliger Emphase: »Aber nun ist's erst eine Pracht!« –

Das erzähle ich für mein gutes Weib in Philadelphia – wirklich, nur ein Vater, der seinem Weibe erzählt, kann solche Kleinigkeiten beschreiben – diese sind aber innig lieb!

Nun! der Christabend war vorüber und die Feiertage, und noch immer konnte ich von Eichenhall nicht fortkommen. Da hatte ich endlich wieder häusliche Sitte, gebildeten Mittelstand gefunden. Laland ist wohlhabend, aber er spart für seine Kinder, und gibt für sie aus. Die Söhne hält er in

einer guten öffentlichen Anstalt für besser versorgt, wie zu Hause, weil sie Kameraden, strenge Ordnung, vielseitigen Unterricht und stete männliche Aufsicht haben; dabei glaubt er, daß die Kindes- und Geschwisterliebe nur religiöser, reiner, idealischer werde. – Ist die Milde, die innige Liebe, der Freimuth, das wissenschaftliche Streben der Knaben (von sechszehn und vierzehn Jahren) Folge dieser Grundsätze, so möge sie doch Jeder befolgen! Die Mädchen hingegen kommen nie, des Unterrichts wegen, aus dem Hause. Bisher unterrichtete sie der Cantor im Schreiben und Rechnen, die Mutter in Geschichte und dergleichen – ganz unsystematisch, durch Lesen, Erzählen und stetes Hindeuten auf das praktische Leben. Die Mädchen wissen erstaunlich Vieles und haben's mit ihrem Denken und mit ihren Ansichten vereint; Laland will ihnen nun den nächsten Winter einen systematischen Unterricht geben, in dem sie selbst sich Tabellen machen sollen u. dergl. Die Mutter gestand mir, sie habe erst mit den Kindern gelernt; nun wisse sie freilich mehr wie sie. Die Mädchen haben zu Allem Zeit; denn ich sehe sie an jeder Hausarbeit Hand anlegen; sie singen wie die Lerchen, mit freudigem Herzen und fester Tonleiter, die ihnen der Cantor gelehrt. Klimpern thun sie auch, aber nur zum Gesang. Zeichnen lehrte sie ein junger Maler, der hier in der Gegend viel Studien machte; die Aelteste hat Anlage, sie zeichnet die zierlichsten Blumen nach der Natur – und so treiben diese Mädchen als Sonntagsbeschäftigung und Erholung, was meinen Nichtchen Lebensziel ist. Nichts fröhlicher wie die Abende nach den Feiertagen, wo man die Nachbarn mit einem einfachen, fröhlichen Mahl bewirthete, das der Hausfrau wenig Störung, dem Hausherrn wenig Kosten gemacht hat – nichts fröhlicher nach diesen, wie die Abende im Familienkreise dieser Menschen! Die Knaben jagten und studirten den größten Theil des Tages, dann brachen sie Welschkorn auf, machten Pappdeckel-Kunstwerke, strickten Netze; die Mädchen arbeiteten, da es Feierabend war, an zierlichen Spielereien, und wir Aeltern schwatzten, oder beantworteten die Fragen der Knaben, die oft von den neugierigen Schwestern angeregt wurden, weil sie selbst, aus lieblicher Schüchternheit, nicht sie vorzutragen das Herz hatten. Eine Stunde lang setzte sich auch die Mutter an den Flügel, und die Brüder hatten die Gefälligkeit, mit den Schwestern zu walzen – denn das war eigentlich nicht ihre Sache – dagegen sangen die Mädchen Körners Kriegslieder mit ihnen, oder andere solche Gedichte, in denen meine Landsleute den Mund ungeheuer voll nehmen. Der immer zunehmende Glanz in den redlichen braunen Augen der Knaben, wenn ich ihnen von

261

262

der Gesetzgebung unsers Landes und der Gleichheit unserer Rechte erzähle, ist erfreulich anzusehen, und verspricht ihrem Fürsten einst ein paar tüchtige, seine guten Absichten fördernde, Staatsdiener – denn die Knaben wollen beide studiren.

263 Indem ich Laland meine Freude an seinem Hausstand ausdrückte, sagte ich ihm, daß ich glaube, er habe sein Glück nur auf dem Lande zu gründen vermocht, in der Stadt wäre das unmöglich gewesen. Er bestritt dieses, und führte mir aus verschiedenen Standesklassen einzelne Familien an, die sich vom großen Haufen fern hielten, wie er, und ihren Ersatz da fänden, wo ihn das Schicksal auch ihm zugetheilt habe. Natürlicherweise theilte ich dem lieben Ehepaar die widrigen Eindrücke mit, welche mir die allgemeine Verkehrtheit des Strebens, durch Mittel und Zweck, bei meinen Landsleuten gemacht hatten. Sie stimmten mir in meinem Urtheil und meinen Ansichten bei, allein die Ursache des Uebels suchten beide Eheleute in ganz entgegengesetzten Ursachen. Laland beschuldigte die Weiber, an allem Uebel Schuld zu sein. »Du weißt ja, sagte er, wir waren gute Jungens, aber das Geschlecht hatten wir nicht studirt und über die Ehe nicht nachgedacht. Hätte mir meine Frau nicht mein Haus zum liebsten Aufenthalt gemacht, hätte sie nicht alle Vorzüge, welche ihr mein Herz gewannen, selbst geehrt und gepflegt, hätte sie nicht in der holden Scham, die mich als Liebhaber anzog, als Bräutigam entzückte, mich als Gatte in ihr stets die Geliebte wiederfinden lassen, indeß sie ihre Vernunft bekräftigte, ihren Geist anstrengte, ihre Geduld übte, um mir theilnehmende Gefährtin, berathende Freundin zu sein – ein sittenloser Mensch wäre ich nie geworden, denn ich ehrte Gottes Ebenbild in mir, aber ich hätte mir eine Art Lebensglück gesucht, wie's die Umstände gestatteten, wäre wie Dein Schwager geworden, wenn Sara wie Dein armes Malchen *eingegangen* wäre« ... Frau Laland hatte während des Anfangs seiner Rede mit glühendem Gesicht und heißen Thränen ihres Mannes Hand an die Lippen gedrückt, gegen das Ende wollte sie ihn unterbrechen, er wehrte es ihr eine Weile, endlich schnitt sie ihm das Wort ab: – »Eingegangen! rief sie, und die Thränen stockten in ihrem freundlichen Auge; eingegangen? O

264 mein Gott, Heinrich, Du bist grausam! wenn der Gärtner ein Bäumchen aus dem Mutterboden in ein mageres Erdreich setzt, und ihm das Wasser kümmerlich zumißt, und es verbaut gegen Sonnenschein und Thau, dann seine bleichen Blüten, seine kraftlosen Früchte verachtet, und hingeht, andere Früchte, andern Schatten zu suchen, willst Du das Bäumchen schmähen, weil es einging? Lieber Heinrich, ich habe mit mancher Frau,

der es wie Malchen erging, gesprochen; – es kostete ihnen unzählige Thränen, ehe sie sich darein ergaben, so gar nichts zu sein! Anfangs empört sich das ganze Gemüth, ihr Mismuth macht sie unbillig, endlich ergeben sie sich, die Mutterliebe macht ihnen den Vater lieb, und aus innigem Bedürfniß nach Liebe, lieben sie ihren Verderber, verblenden ihren Verstand, lullen ihre Einsicht in Schlaf, und spinnen sich in ihr geistiges Grabtuch. Mattigkeit, Unterwerfung, Arbeit und Ausruhen, augenblickliches Wohlbehagen – o Gott! ein armes, armes Leben, in dem die Pflichterfüllung das Triebwerk ist, wird ihr Loos.« – »Und Weiber wie Julie ist?« – fragte Laland erschüttert, aber begierig, die Apologie fortsetzen zu hören. »Bei Weibern, wie Julie, antwortete Sara, geht noch mehr zu Grund, wie bei jenen ergebenen Dulderinnen. In ihnen ist Widerstandskraft; weil sie unterscheiden können, verachten sie den Mann, der ihnen Haupt und Stütze sein sollte, und zu beiden keine Fähigkeit hat; aber die Natur rächt sich an ihrer ausgearteten Kraft; Verachtung befriedigt kein weibliches Herz; deshalb wird das ihrige schlechten Menschen zu Theil, denn fiel es einem edeln Manne zu, so leitete er die Unglückliche zu ihrer Pflicht zurück ...« – »O Schwärmerin! rief Laland, und zog die Begeisterte an sich; siehst Du denn nicht ein, daß Du ein Betragen rechtfertigst, dessen Du nie fähig gewesen wärest?« – »Ich, Heinrich? wie kannst Du dessen so sicher sein? wenn Du das Familienleben für ein Entbundensein jeder zarten Sitte gehalten hättest, wenn Du mich mit dem Betragen beehrt hättest, das Goethe von seinem Mephistopheles als Ausdruck rechten Wohlseins der lustigen Gesellen bezeichnet, glaubst Du, daß ich unermüdet in gesunden und kranken Tagen das Glück: *Mistress of the man I love* zu sein, durch jedes Opfer erkaufte hätte? Nein, mein Freund, *eingegangen* wäre ich nicht, aber – von dem Manne, den ich nicht mehr geachtet hätte, würde sich mein Herz abgewendet haben; hätte er sich beherrschen lassen, so hätte ich ihn zu seinem Besten beherrscht; hätte er mich tyrannisiren wollen ...« – »Nun? dann?« fragte mein Freund, gerührt in ihre Augen sehend – »dann hätte ich gehorcht, und – aber pfuy! welche furchtbare Unnatürlichkeiten setze ich voraus!« – »Aber, liebes Weib, Du vergißt ja *eine* Möglichkeit ganz und gar.« – Sie blickte ihn fragend an. »Hättest Du nicht versucht, mich zu bessern?« – Der Ausdruck seines Gesichts gab der Frage die nöthige Bedeutung, noch mehr die Innigkeit, mit der Sara sich an seine Brust warf. – O, hätte mein gutes Weib diesen Auftritt gesehen! Ich setzte das Gespräch nicht fort, aber mein Schweigen segnete das edle Paar, und meine Sehnsucht nach meinen Lieben jenseits des Meeres

266 war so heftig angeregt, daß ich die Einsamkeit suchte, um meine Empfindungen zu bemeistern.

Theorrytes

Geschichte eines Priesters

Ich hörte die gebildeten Menschen der höhern Classe oft von dem Kirchenthum, wie es noch heute durch Gesetz und Sitte besteht, wie von einem Hinderniß der Volksveredlung sprechen. Das bewog mich schon mehrmals, dieser Classe Darstellungen vor die Augen zu bringen, von der Einwirkung, welche das Kirchenthum, wie es jetzt noch besteht, auf das Volk hat. Die Begebenheiten, die ich erzähle, sind so trivial, daß sie sich täglich in jedem Dorfe wiederholen können; die Sitten so treu gezeichnet, daß leider wol auf zehn Edelhöfen die Besitzer einer den andern mit dem Finger deuten mögen, als hätte ich sie gemalt. Ich malte keinen Einzelnen; *ich* wollte damit den aufgeklärten Menschen unser Volksthum in religiöser Rücksicht bekannt und ihnen begreiflich machen, daß es nicht darauf ankomme, seinen Kirchenglauben zu ändern, sondern seine Priester zu erziehen; daß es gar nicht darauf ankomme, daß das Volk sich weniger von ihnen leiten lasse, sondern daß sie es besser zu leiten verstehen. Meine Darstellung soll zeigen, wie der veredeltere Mensch auch der edlere Priester wird, und eben so auch das gläubigere Kind der Kirche der bessere Mensch sein muß. Der Graf in Acha hatte das eingesehen, und deshalb sein Benehmen gegen Theorrytes und seine Gemeinde. Wenn der Leser aber Theorrytes heute am Altar seiner Kirche erblickte, läse er gewiß in der hohen Zuversicht seiner Stirn, daß die letzte, höchste Weihe, die den Edeln zum Priester der Gottheit, nicht nur der Kirche erhebt, die Weihe eines würdig zurückgelegten Lebens, ihm über die Verwaltung der ihm anvertrauten Geheimnisse beruhigende Aufschlüsse gab. Diese Weihe kann auch keinem von uns entstehen, wenn wir unser Leben so ordnen, daß es sie zu verstehen gebildet wird.

269

270

In einem schönen fruchtbaren Landstrich des südlichen Deutschlands lebte vor mehreren Jahren der Rentbeamte eines Reichsgrafen, ein Mann, wie so viele, die auf dem ebenen Lebenswege gern das Gute thun, aber im Augenblick der Versuchung durch sinnliche Triebe erhitzt, das Rechte nicht mehr unterscheiden können. Waldner, so hieß dieser Mann, heirathete die Nichte eines benachbarten Prälaten; sie ward in dem englischen

Kloster zu Augsburg fromm und pflichtehrend gebildet, und liebte ihren Mann sehr. Der Prälat hatte ihr eine Aussteuer gegeben, und ihr bei jedem Kinde hundert Dukaten Pathengeschenk versprochen; aber ein Erbthum nicht. Er sagte, sie solle sich freuen, Mutter zu werden, und sich seines langen Lebens freuen, nicht, daß sie ihn bald zu beerben wünschen möge. Sie war kaum verheirathet, so starb Waldner's Graf; sein einziger Sohn und Erbe war ein kalter, ernsthafter Mann; er hatte als österreichischer Offizier den siebenjährigen Krieg mitgemacht, hatte mit einem steifen Arm, als Folge einer Wunde, gleich nach dem Frieden seinen Abschied genommen und darauf einige Jahre in mehreren Hauptstädten von Norddeutschland gelebt. Zuletzt hielt er sich einige Zeit bei einem Freunde in der reichsten Gegend des protestantischen Schlesiens auf, wo ihn der Landbau vorzüglich beschäftigte. Ebenso beobachtete er den unermüdlichen Fleiß der Sachsen im angrenzenden Gebirge, und bildete sich die Art von Absichten für Menschenwohl, welche ohne viel Rücksicht auf der Einzelnen Glückseligkeit zu Verbesserungen führt, sobald uns die Mittel in die Hand kommen. Wie sein Vater starb, ward er durch seine Armwunde, deren schlechte Heilung eine nochmalige Operation erforderte, von der Abreise nach seinen angeerbten Herrschaften abgehalten; er schickte einen Bevollmächtigten, die Geschäfte bis zu seiner Ankunft zu übernehmen, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, den bisherigen Wirkungskreis keines Beamten zu unterbrechen.

Von dem Augenblick, da der alte Graf starb, ward Waldner so bestürzt, daß Monika, so hieß seine Frau, bald wahrnahm, die Betrübniß um seinen Tod, so ein guter Herr er ihm gewesen, sei nicht allein daran Schuld. Er hatte ihn auch gar wenig gekannt; denn er lebte immer in Wien, und kam er einmal auf seine Güter, so war, außer der feierlichen Begrüßung der hohen Herrschaften, kein Verkehr zwischen ihnen. Waldner war aber nicht zu beruhigen; er zog sich aus allen Gesellschaften, die er bis dahin in der Nachbarschaft fleißig besucht hatte, zurück, verkaufte seine Kutschpferde, bot dem Prälaten seine neue Kalesche zum Verkauf an, und antwortete auf seine ärgerliche Bemerkung: er hätte weiser gethan, solche thörichte Ausgabe vorher zu berechnen, als nachher zu bereuen, mit so wilden Reden, daß Monika ihren Oheim fußfällig bat, ihm doch zu verzeihen. Nun ward Waldner noch finsterer. Sie besann sich auf alle seine Schritte, und fand nirgends Unrecht in ihnen, es fiel ihr wol ein, daß er viel mehr Aufwand mache, als sie vor ihrer Ehe sich bei seiner Einnahme hätte versprechen können; sie hatte ihm aber auch eine nam-

hafte Summe zum Brautschatz mitgebracht, und erbot sich freudig, ihr Hauswesen zu beschränken. Waldner wies ihre Bemühungen, seinen Gram zu theilen oder zu zerstreuen, bald mit Ungeduld, bald mit Kälte zurück, und benahm ihr dadurch den Muth, ihm jetzt, in diesem Augenblick, eine Entdeckung anzuvertrauen, die für sie von der größten Wichtigkeit schien. So lange er so finster umherging, konnte sie ihm nicht mittheilen, was sie für die größte Freude des Lebens hielt. Oft dachte sie freilich, die Nachricht, Vater zu werden, sollte ihn heilen; wenn sie sich aber vorstellte, er könnte so gleichgültig dagegen bleiben, wie gegen ihre Bitten und Liebkosungen, glaubte sie den Schmerz darüber nicht ertragen zu können, und behielt ihr liebes Geheimniß für sich. Diese Angst hatte schon einige Wochen gedauert, da blieb Waldner eines Abends so lange aus, daß es Nacht wurde und er noch nicht da war. Monika wartete ängstlich, als ein Jägerbursche hereinkam und ihr sagte: ihr Herr ginge unten in der Wiese an der Ache spaziren, und sei so vertieft, daß er ihm auf seinen Gruß gar nicht gedankt habe. Monika eilte schnell durch den Garten dem stillen tief fließenden Wasser zu. Die Ufer waren mit Gebüsch bewachsen, das Waldner gepflegt und schlängelnde Wege hindurch geführt hatte. Es war schon recht dunkel, als Monika ihren Mann erblickte, der am Ufer mit gefalteten Händen stand wie Einer, der betet. Sie rief ihm von dunkler Ahnung erschreckt. Der Unglückliche that einen Schrei und sprang vor sich hinein in den Fluß. Monika flog, ihrer Sinne kaum mächtig, herbei. Um Deines Kindes willen, rief sie, um des Kindes willen, das ich in dem Schoos trage, rette Dich! – Sie konnte das hinzusetzen, denn Waldner war, da Monika's Zuruf seinen verzweifelten Entschluß übereilte, über den Ort, wo er stand, irre geworden, und an einem Platz ins Wasser gesprungen, wo er wol nie, aber bei dem jetzigen niedern Wasserstand gewiß nicht ertrinken konnte. Wie er seinen Irrthum wahrnahm, wollte er den Fluß durchwaten bis an die entgegengesetzte Seite, die er tiefer zu sein wußte; aber mochte Monika's Zuruf seine Kräfte lähmen, oder das starkströmende Wasser ihn zum Straucheln bringen – er kam nicht schnell genug hinüber, sondern erblickte noch sein Weib, die unter den angstvoll wiederholten Worten: Dein Kind! Dein Kind! durch die Büsche geeilt war, und jetzt im Begriff stand, ihm nach ins Wasser zu stürzen. Sie mochte es wol gethan haben; denn wie er sie auf seinen Armen nach Hause brachte, waren sie Beide gleich durchnäßt. Aber Beide waren nicht mehr finster und angstvoll, sondern Monika weinte und lächelte, und zitterte voll Freude, und erzählte, wie Waldner, um vom jenseitigen Ufer

schnell zu ihr zu kommen, durch's seichte Wasser gewaten sei, und sie ihm in der Angst nachgesprungen, weil er in eine Untiefe gerathen. Waldner war sanft und freundlich; er bediente seine Frau, die er sogleich zu Bette gebracht hatte, mit der sorgfältigsten Liebe, und ging immer wieder abwärts ans Fenster und betete heimlich. Die Wahrheit war aber, daß Waldner wie ein thörichter Jüngling auf der hohen Schule gethan, und anstatt nach erlangtem Amt erst seine Schulden zu zahlen, und dann seinen Haushalt seinen Mitteln gemäß anzufangen, dem alten Sprüchwort zufolge: das Licht an beiden Enden angezündet hatte. Er richtete sein Haus über seinen Stand ein; die Gläubiger, die seine Versorgung erfuhren, drängten sich zu ihm, das Sparen war durch den verkehrten Zuschnitt seiner Lebensweise unmöglich geworden, und er zahlte seine Universitäts-schulden aus seines Herrn Kasse – mit dem festen Vorsatz, den Verlust zu ersetzen, mit der Zuversicht, es ungefährdet thun zu können, da der alte Graf stets viele Jahre hingehen ließ, ohne von seinen Verwaltern Rechnung zu fodern. Aber der alte Graf starb, er sah den schrecklichen Augenblick der Entdeckung voraus, und endlich erhielt er den Befehl, mit dem nächsten Monat seine Kasse zu stürzen. Waldner sah keine Rettung, als die ihm des Prälaten Güte versprach. Sein Vorsatz war redlich; er fing damit an, seinen Aufwand zu beschränken; er wollte dem Prälaten einen überzeugenden Beweis seiner Sinnesänderung geben, und bot ihm seine Kalesche zum Verkauf an, um hiermit seinem Geständniß den Weg zu eröffnen – aber der alte Mann kränkte durch seine strenge Bemerkung seine ärmliche Eitelkeit, er verscheuchte sein Vertrauen, und auf dem Abweg von Reue zur Verzweiflung wäre er in den Abgrund des Todes gestürzt, wenn ihn nicht die Stimme der Natur zu seinem Weibe und künftigen Kinde zurückgerufen hätte. Er entdeckte jetzt Monika seine ganze Lage und seine Unfähigkeit, Schande zu ertragen; eine Unfähigkeit, die er selbst jetzt, da ihn das Bewußtsein eines beabsichtigten Selbstmordes drückte, nicht zu überwinden vermochte. Monika kannte ihres Oheims Frömmigkeit und die Strenge ihrer Kirche gegen den Selbstmord, aber sie berechnete nur den Werth einer geretteten Seele, und verließ sich darauf, ihren Gatten auf immer von seinen Thorheiten geheilt zu sehen. Mit Zittern und Zuversicht ging sie zu ihrem Oheim. Wie innig die gute Seele vor ihm betete, bat und gelobte! – endlich das Höchste gelobte, was sie sich an Glückseligkeit versprach – ihr Kind, wenn es ein Sohn sei, dem Priesterstande zu weihn; Gott zu danken, wenn er jetzt seinen Vater erretete. Der Prälat blieb unerbittlich gegen Fehler, vor denen seine strenge

Regel und finstren Sinn ihn immer gehütet hatten; Alles, was er zugestand, war die Vorausbezahlung der hundert Dukaten, die er ihr bei seiner bevorstehenden Gevatterschaft versprochen. Diese Summe und der Verkauf manches Ueberflusses deckte den Kassendefekt noch nicht; aber mit der Anstrengung, recht zu thun, wuchs in Monika's Seele der Muth, Alles dem Rechtthun zu opfern; sie legte es ihrem Mann zur Pflicht auf, seinem Gutsherrn sein Vergehen zu gestehen und seine Güte gegen Frau und Kind in Anspruch zu nehmen. Die Gewohnheit, Rettung als möglich zu denken, hatte Waldners Unfähigkeit, Schande zu ertragen, geschwächt; das Bewußtsein, zur Wiedererstattung das Mögliche gethan zu haben, hatte die Schärfe seiner Reue abgestumpft; er ließ sich von seiner Frau zu dem schrecklichen Geständniß bereden. Der neue Gutsherr kam an. Waldner erbat sich an dem Tage, da er seine Rechnung ablegen sollte, ein geheimes Gehör und gestand sein Vergehen. Diese Anstrengung überstieg seine Kräfte. Noch ehe ihn der Graf ganz verstanden hatte, sank der arme Mann ohnmächtig vor ihm hin. Der Graf stand ihm schonend bei und entriß ihm durch seine Milde die ganze Geschichte vom versuchten Selbstmord und Monika's Liebesmuth und Gelübde, und wie sie ihr künftiges Kind verarmt hatte, um durch seinen Pathenpfennig seine Schuld zu vermindern. Die Darstellung von seines Weibes Tugend gab ihm jetzt Muth. Er flehte: ihn um Monika's willen nicht zu entehren, nicht zu verstoßen; ihm regelmäßig die Rechnung abnehmen und in monatlichen Zahlungen seine Schuld tilgen zu lassen. Der Graf war sehr erschüttert. Er suchte Waldner Fassung zu geben, versprach ihm Verschweigung des Vorgefallenen und baldigen Entschluß über seine Zukunft. Noch an demselben Tage kam er, wie zufällig, in Monika's Wohnung. Er fand sie in Haushaltsgeschäften, reinlich, thätig, bescheiden; nicht ängstlich, den Grafen zu gewinnen, aber bemüht, ihren Mann bei ihm ins vortheilhafteste Licht zu stellen. So fand er sie bei wiederholten Besuchen. Dann sagte er zu Waldner: daß die Vergangenheit vergessen sein sollte. Um so einer Gattin willen müsse ein Mann jeder bösen Neigung entsagen können, darum wolle er ihm trauen, aber streng über ihn wachen. Der Graf that das, und Waldner erleichterte ihm die Mühe durch die strengste Redlichkeit in seinem Beruf. Doch ein Gemüth, das je der Sünde Sklave ward, behält die Narbe der Fessel. Es ist kein freigebornes Wesen mehr. Das erfuhr auch Waldner. Eitelkeit und Sinnenlust waren ausgerottet aus seiner Seele; Frömmerei und Kasteiungen traten an ihre Stelle. Darum ward seine Redlichkeit ängstlich, und seine Liebe für Weib und Kind blieb freudenlos.

276

277

Monika gebar ihm einen Sohn, den sie Theorrytes nannte, weil er schon im mütterlichen Schooße zum Priester geweiht war. Nach einigen Jahren gebar sie auch eine Tochter; Rosa lebte aber kaum ein Jahr, so starb Waldner an einer zehrenden Krankheit, deren erster Keim von jenem Tage an in ihn gelegt war, da Monika's Liebe ihn dem Selbstmorde entriß.

Monika ward eine sehr arme Witwe. Ihr Oheim, der Prälat, war von schmeichelnden Verwandten umgeben, vor Rosens Geburt gestorben, ohne sie, auf die er seinen Unwillen gegen Waldner ausgedehnt hatte, mit einem Legat zu bedenken. Der Graf hatte eine große Heirath geschlossen, die seinen Vorsatz, auf seinen Gütern zu leben, gestört und ihn auf viele Jahre durch einen Staatsdienst in die Hauptstadt gefesselt hatte. Er theilte ihr einen Witwengehalt zu; aber die Unterstützung, welche seine Gegenwart den Bedrängten seiner Herrschaft gebracht hätte, fehlte der schüchternen Witwe. Alle Bedürfnisse, die ihr kleiner Witwengehalt nicht befriedigte, mußte sie für ihre beiden Kinder und eine alte blinde Mutter – das
278 einzige Erbgut, was ihr Waldners Vater kurze Zeit vor ihres Gatten Tod zurückließ, durch ihrer Hände Arbeit herbeischaffen. Sie erzog ihre Kinder in stillem Vertrauen auf Gott. Oft entzog sie sich das Nöthige, um ihnen einen Genuß zu verschaffen; dann legte sie ihnen aber auch Entbehrungen auf, wofür sie ihrer blinden Großmutter eine Freude machen durften. So lernte Theorrytes schon in seinen Kinderjahren, was einst vor vielen seiner Brüder seine Aufgabe sein sollte: entsagen und wohlthun. Sobald er sich seiner selbst bewußt ward, sagte ihm seine Mutter, was sie von ihm gelobt hatte. Man kann nicht sagen, daß sie ihn je geheißen hätte, Priester zu werden; sondern Theorrytes wuchs in dem Bewußtsein auf: er werde es einst sein! Monika hielt ihre Kinder gern von der Dorfjugend getrennt, und obschon ihre Armuth sie hinderte, sie durch etwas anders, als durch sorgfältige Reinlichkeit von ihnen zu unterscheiden, zeichneten sie sich doch durch Bescheidenheit und sanfte Sitten aus. Theorrytes spielte mit Rosa an dem Bach, wo er aus der Felsschlucht hervorströmt; er kletterte mit ihr auf die Hügel; sie bauten in der Kluft eines verwitterten Kalkfelsens eine kleine Kapelle, die Rosa täglich mit frischen Kränzen verzierte, und in die Theorrytes ein altes Marienbild aufstellte, das ehemals die blinde Großmutter in's Haus gebracht hatte. Dieses Plätzchen blieb der beiden Kinder Geheimniß. Sie verbauten seinen Zugang durch Steine und Strauchwerk, und wachten so sorgfältig über seine Sicherheit, daß der Knabe mit List dem kleinen Ziegenhirten Winkelchen des Felsabhanges
279 anzeigte, wo vorzüglich gute Kräuter wachsen sollten, nur um ihn von

seiner Kapelle zu entfernen. Hatten sie dort in der Gegend gespielt, so ermangelten sie nicht, vor Heimgehen ihr Bild zu verehren, und wunderbar lieblich klangen die Stimmen der einsamen Kinder, wenn sie Abends den Hügel hinabstiegen und mit mangelhaftem Gedächtniß den alten Lobgesang anstimmten, der sich so anhebt:

Wunderschön prächtige,
Heilige, mächtige
Liebreich holdselige, reine Jungfrau!
Welcher auf ewiglich,
Stündlich verbinde mich,
Ja mich mit Leib und Seel gänzlich vertrau.
Billig mein Leben
Will ich dir geben.
Alles, ja Alles, was immer ich bin,
Geb ich, Maria, mit Freuden dir hin. –

Die guten Seelen wußten nicht, was sie versprochen; aber sie hielten es für das Mittel, das Beste zu leisten.

Ogleich nun Theorrytes nicht mit den Dorfknaben spielen durfte, ward er doch stark und gelenkig, zum Theil, weil er sehr früh die Angelegenheiten von seiner Mutter kleinem Haushalt im nahen Städtchen besorgte, zum Theil weil er sich selbst harte Uebungen auflegte. Die einzigen Bücher, die ihm zu Gesichte kamen, waren heilige Geschichten, wie sie der Landmann auf den Jahrmärkten kauft. Da hatte er die frommen Botschafter am liebsten, die zu wilden Völkern gegangen und unter Gefahren und Entsagungen das Evangelium gelehrt hatten. Nächst ihnen waren ihm die Einsiedler der Wüste sehr lieb. Beide aber bedurften Hunger und Ermüdung zu ertragen. Diese legte er sich freiwillig, oft heimlich, oft unter mancherlei Vorwand auf, und dabei ward er ein schöner gewandter Knabe, der im zwölften Jahre von dem Prälaten der Abtei zu Berlach die Erlaubniß erhielt, als Schüler und Kostkind das Kloster zu beziehen.

Der Sinn, in dem Monika ihr Gelübde gethan hatte, der Sinn, in dem ihr Sohn es löste, durfte wol nicht Aberglaube heißen. Es war *Glaube*, was in ihr wirkte, Glaube, daß die feste Entschließung, etwas Gutes zu thun, des Guts, warum wir eben beten, uns würdiger mache. Er beruht auf dem andern Glauben: daß Gott in unsern Herzen und in der Zukunft lies't. Sie bot mit diesem Gelübde nicht einen Lohn für seine Hülfe; sondern

281 sie deutete den Werth des Gebotenen an, und schätzte diesen Werth nach der Würde, für die sie ihren Sohn bestimmte. Aberglaube wird diese Denkweise wol nur in ungläubigen Herzen. Monika hatte nie bedacht, wie schwer es ist, Priester zu sein, sondern nur: wie herrlich es ist. Eben solche Gesinnungen wirkten in Theorrytes Herzen. Wenn Racine diesen Knaben, wie er im schönen Chor zu Berlach den Meßpriester bedienend, das Rauchfaß schwenkte, gefragt hätte: was seiner Kindheit Freude gewährte? würde er ihm seines Joa's Worte erwiedert haben. Wie konnte der Knabe, der nur eigne Vorsätze, nicht fremde Sünden, nur heiteres Entbehren, nicht hartes Entsagen kannte, wie konnte der den Priesterstand beurtheilen? Lösegeld für seines Vaters ewiges Heil – das fühlte er sich, indem er durch seine Mutter zur Weihe bestimmt ward, zu sein; und das war die lebendige Quelle seiner Liebe für den Todten und für die Mutter. Mit solchen Gesinnungen führte ihn Monika und Rosa an einem Frühlingmorgen nach Berlach ins Kloster. Die Wälder waren kaum von einem grünen Schimmer umhaucht; im Schutze der hohen Felsen hoben Anemonen ihre farbigen Köpfchen aus kurzem Rasen empor; hie und da hatte sich eine Hainbuche mit früherem Laube geschmückt und lockte der Vögel fröhliche Schaar unter ihre flüsternden Zweige. Die jungen Blätter der Birken blinkten im Morgenstrahl wie smaragdne Tropfen, und die Quellen rieselten geschwätzig zu dem Bache ins Thal herab, als wollten sie's ihm schnell verkünden, daß auf den Bergen das Leben erwacht sei. Die drei Wanderer beteten, weinten und freuten sich. Monika flehte, daß Gott in ihrem Sohn für und für Leben wirken möchte, wie in seiner herrlichen Welt; Rosa weinte, daß sie den Bruder missen sollte; der Knabe freute sich, daß er nun den Weg antreten solle, auf dem er Heil geben und erringen sollte. Nahe vor Berlach waren die Obstbäume noch kahl, denn der Ostwind bestrich dort das Thal; von dem Städtchen an wendete sich aber dieses, und die südliche Sonne hatte alle Knospen geöffnet. Durch einen Blütenwald traten sie von der Gartenseite in den Klosterhof, und von da, viele Stufen herab, auf besondere Erlaubniß, in die Klausur. Der Prior nahm die schüchternen Fremdlinge gütig auf; er ließ den Pater, der die Schule in Theorrytes Dorfe inspectirte, herbeirufen, hörte sein
282 günstiges Zeugniß mit Wohlgefallen an und versprach, für den Knaben zu sorgen. Er erlaubte darauf der Mutter, selbst die Orte zu sehen, wo ihr Sohn würde schlafen, lernen, essen und in dem Chor der Klosterherren beten. Die großen Lehrsäle kamen Monika in ihrer Stille und Dunkelheit der Andacht würdig vor, die sie in ihrem einfältigen Sinn für den

Hauptzweck des Lernens hielt. Das Refektorium stellte ihr ihren Knaben als Student, als angehenden Geistlichen vor, denn mit dieser Würde hatte sie immer das Bild so eines Ortes verbunden. Bei dem Schlafsaale aber sprach das Mutterherz allein. Da sollte Der ohne sie zur Ruhe gehen, der nie ohne ihren Segen entschlafen war; da sollte Der allein schlafen, über den sie von seiner Geburt an gewacht hatte. Das Bette eines Kindes ist einer Mutter eine theure Stätte; das schlafende Kind ist der Mutter noch ganz anders theuer, wie das Kind im wachenden Leben. In dem kleinen Bette, in dem hilflosen Schlafzustand ist es so ganz ihr und Gott übergeben; und Wünsche und Gebet, die des Tages Arbeit so oft unterbrochen, die des Kindes lärmiges Wesen so oft gestört, brechen neben dem stillen Schläfer aus dem vollen Herzen, strömen aufwärts zu Gott und bedecken das Kind mit Liebesblicken und Thränen. Und der Anblick des *schlafenden* Kindes ist immer wie eine erneute Bürgschaft, daß es gut sei und glücklich sein werde. Es sieht so allversöhnend gut aus! so unberührt schuldlos! so vertrauensvoll ruhig. Am Tage wünscht ihm die Mutter einen Schutzengel; wenn es schläft, sieht sie den Engel selbst in seinen Zügen. – Und nun sollte Monika all diese Freuden nicht mehr genießen! all diesen Trost! – Sie fragte furchtsam: welche Lagerstätte ihrem Sohne bestimmt würde? Als man ihr die ledige Bettstelle zeigte, sah sie den Pater bittend an und kniete neben die leere Schlafstätte hin. Der Mann verstand sie und ließ sie beten an dem niedern Bette und es einsegnen mit unaussprechlichem Segen. Dann ging sie in das Chor, und man zeigte ihr den schönen Altar. Schon das vorderste Blatt erhob sie zur kirchlichen Andacht; wie aber die Flügel geöffnet wurden, nahm sie Theorrites Gesicht wahr, auf dem die schüchterne Unruhe von flammender Begeisterung verdrängt ward. Er zog ihre Aufmerksamkeit auf das Schnitzwerk zur Rechten, wo die Hirten das Kindlein in der Krippe anzubeten kommen. Herzlich und wahr dachte sich der Künstler, was er steif in der rohen Materie darstellte. Die Hirten getrauen sich nicht in den Stall hinein, sondern drängen sich an die Thüre, und suchen mit gestrecktem Halse das Wunderknäblein zu sehen, indeß neben der jungfräulichen Mutter Ochs und Eselein treuherzig drein schauen. Bei der Mutter Anblick, die den Sohn auf ihrem Schooße wiegt, dachte Monika, wie er nachmals ihrem Herzen entrissen und sie verwaist geblieben sei im freundlosen Leben. Aber dann fiel ihr Auge auf das nebenanstehende Blatt, wo die Könige kommen in goldnem Gewand, den Herrn zu verehren. Ehrerbietig steht der Mohr und der Kupferfarbne seitwärts; der Weiße aber in langem farbigen Talar und wallendem Grei-

283

sesbarte ist der Mutter zu Füßen gefallen und drückt recht innig sein Haupt an das freundliche Kindlein. Dieses Bild erregte in Monika tröstliche Gefühle, Ahnungen kirchlicher Würde, günstiger Zukunft, Würde des Priesterthums. Ihr Herz ergriff diesen Halt, der ihr den Abschied erleichterte, und sie konnte beim Heimwege die trostlose Rosa beruhigen.

Nun war Fleiß und Wachen und Beten dem Klosterschüler geweiht. Ihn besser zu kleiden, ward jede Ersparniß leicht, jede Entsagung eine Freude; selbst die blinde Großmutter richtete ihre dunkeln Augen ununterbrochen auf das Strickzeug, um des Enkels Putz am nächsten Schulfest zu verherrlichen. Sonnabends Abends, wenn Rosa ihre Gebete für den Schluß der Woche hergesagt hatte, ging sie dem Bruder bis an die Bergschlucht entgegen; die Mutter eilte, mit ihrem Fegen und Putzen fertig zu sein, setzte sich dann mit der Kunkel ans Fenster, und sah die Straße entlang, bis sie die Kommenden erblickte: Theorrytes den Hut in der Hand, um unter seinen dunkeln Haaren die ernste Kinderstirne zu kühlen: Rosa auf ihn, nicht auf den Weg sehend, und in ihren vereinten Händen einen Blumenstrauß haltend, den ihr der Bruder aus dem Klostergarten erbeten hatte.

Theorrytes reifte zum Jüngling, und seine Seele ward froher und froher, denn er kannte noch keinen Kampf gegen das Böse, und seine Einsichten im Guten nahmen zu. Das Kloster hatte damals einen wakkern Prälaten und würdige Brüder. Ein Theil widmete sich mit Liebe dem Unterricht zahlreicher Schüler, und es gelang ihnen, durch Thätigkeit den Fehlern ihres Standes zu begegnen, dagegen wieder Anerkennung ihres Werthes außer dem Kloster, ihren Eifer lebendig erhielt. Diejenigen, welche weniger Wissenschaft und rohere Anlagen hatten, wußte der Prälat mit den häuslichen Geschäften des Klosters und der dazu gehörigen großen Güter so zweckmäßig zu beschäftigen, daß ihre Fehler weniger Spielraum fanden, oder die Klosterzucht mit ihnen in keinen zu grellen Gegensatz gerieth. Theorrytes wissenschaftlicher Unterricht war freilich nicht nach den Ansichten unserer Zeit geordnet; indem er sich vielmehr auf Autoritäten als auf Selbstforschen begründete, machte er es dem Unthätigen leichter zu schlummern, dem Thätigen zu widerstreben, dem Empfänglichen zu schwärmen. Theorrytes schwärmte, aber für das praktisch Gute. Er machte sich ein idyllisches Bild seines Lebens als Landpriester – denn dahin erstreckte sich das Ziel seiner kühnsten Wünsche. – Wie er dort wolle der Mutter ihr Alter versüßen, wie er von seiner Schwester unterstützt ein Paradies wolle anbauen. Alles, was er Nachtheiliges von den

Pfarrern der Gegend wußte, alles Schlechte, was seine Lehrer an seinen Mitschülern strafte, alle Sünden, die ihn seine Bußbücher lehrten, würde er als Pfarrer vermeiden, vertilgt, verbessert haben. Endlich waren seine Schuljahre vollendet, und der achtzehnjährige Jüngling bezog in Innsbruck die Universität. Der Prälat von Berlach hatte ihm ein Stipendium verschafft, das Fehlende ersetzten Wohlthaten, die in der Denkart jener Gegend und jener Zeit den Empfänger nicht so niederbeugten, wie es jetzt scheint, wo veränderte Verhältnisse sie drückend gemacht haben. Wie die Wohlthat noch dem treuen Glauben, noch um Gottes willen aus der Hand des Gebers ausfloß, war sie ein Band zwischen dem Bedürftigen und dem Wohlhabenden. Der Arme half dem Reichen den Himmel gewinnen, und fühlte darum die Gabe nicht wie Handgeld zur Dienstbarkeit. Der Reiche zahlte sich nicht mit ihr von den Bruderpflichten los, sondern verband sich den Empfänger in der Barmherzigkeit Namen. Seit der Geber so oft nur standesmäßig gibt, denkt er beim Geben, und der Arme beim Empfangen nicht mehr an ihrer Beider Vater, der Gott ist. Darum macht jetzt die Gabe den Spalt, welchen die Verhältnisse zwischen ihnen gerissen haben, nur größer.

286

Nun ward aber die Zeit ungetrübter Harmonie in Theorrytes Wünschen und Hoffen gestört. Er sah die Welt in vielseitigerer Beziehung, und sein Gemüth ward von verschiedenen Seiten berührt als bisher. Sein angenehmes Aeußere und sittliches Betragen verschaffte ihm allgemeines Wohlwollen; seine musikalischen Fertigkeiten vermochten einige Vornehme, ihn bei Concerten in ihr Haus zu berufen. In allen Klöstern ward mehr oder weniger Musik getrieben; Berlach zeichnete sich damals durch seine Kirchenmusik aus; der Prälat, früher ein Weltgeistlicher, hatte mit der österreichischen Gesandtschaft zu August des Zweiten Zeiten in Dresden, damals dem Sitz der Tonkunst in Deutschland, verweilt; und mehrere Mönche waren durch Zufall aus Böhmen, wo Musik von jeher Volksneigung war, gebürtig. Durch dieses Talent kam Theorrytes in seinem groben Röckchen, mit den leinenen Strümpfen, die seine blinde Großmutter ihm strickte, und einem breiten Bruststrief, den die gute Rose mit großen Blumen gestickt hatte, unter Menschen, unter denen er Sorgen und Freuden kennen lernte, von denen er bis dahin nichts gehahnet hatte. Sein Kopf ward ihm voll, sein Herz ward ihm schwer. Das Böse sah in der Wirklichkeit nicht so abschreckend aus, als er es vermeint hatte, und das Gute nicht so deutlich, wie er es sich vorgestellt. Er glaubte als Priester Richter über das Eine und das Andre werden zu müssen, und die Verket-

287

tung der Umstände machten es ihm so schwer zu verurtheilen und zu versöhnen, daß er je länger, je schüchterner an den furchtbaren Zeitpunkt dachte, wo es ihm gegeben werden sollte, zu binden und zu lösen. Doch über dieses gefährliche Vorrecht fand er endlich in dem Geheimniß seiner Priesterweihe eine Beruhigung. Schwerer ward es ihm, die Nothwendigkeit zu einigen, von den innigsten Natur- und Herzensverhältnissen in der bürgerlichen Gesellschaft die genaue Kenntniß zu erlangen, die der Beichtvater, der Seelsorger besitzen soll, da sie ihm selbst zu erfahren, zu empfinden versagt waren. Er hatte keine Wünsche zu bekämpfen; aber er fühlte eine ängstliche Scheue, mit der er seine Augen und Gedanken von Gatten- und Vaterglück abkehrte, welches er doch, dazu zu ermahnen, kennen lernen mußte.

288

In dieser Stimmung kam ein Buch in seine Hände, das wol nicht zunächst darauf abzweckte, seine Ruhe zu stören, dessen lebendige Schilderung aber seine schwankenden Gefühle in einem Wahrheit sprühenden Bilde zusammenfaßte. Ein junger tiroler Edelmann hatte – damals eine seltne Erscheinung in jener Gegend – in Göttingen studirt, und brachte Götz von Berlichingen als ein neues Kunstwerk zurück. Theorrytes erhielt dessen Mittheilung, und bei seiner damaligen Stimmung konnte die Begeisterung, die das Ganze ihm einflößte, nur behülflich sein, die Episode vom Bruder Martin für ihn noch eindringlicher zu machen. In ihm sah er in Flammenzügen das ganze Elend, das sein Stand bereiten konnte – nicht sich, denn ihn hatte ja das Leben noch nie gelockt, nicht der Heldenruhm, nicht die Liebe; er war vor seiner Geburt schon Gott geweiht, er glaubte den Menschen überhaupt zu beweinen mit unaussprechlichen Thränen – den verkrüppelten entstellten Menschen, dem er nie gleichen zu wollen, mit zerfließendem Herzen gelobte. Aber ob der Priester, wie er einer sein wollte, der bessere Mensch, der höhere Priester sei? – dieser Zweifel quälte sein Gemüth. Ob die göttlichen Gaben, nach denen er rang, die irdischen Mühen und Pflichten, denen er entsagte, aufwögen? – Das blieb ihm unverständlich. Da seinem Gemüthe dieser Kampf zu schwer ward, hoffte er endlich mit kindlicher Zuversicht auf eine Erleuchtung seines Innern, und meinte zu dieser durch reinen Wandel auf seiner vorgeschriebenen Bahn am sichersten zu gelangen.

Bald kamen die Vakanzen, und er ging zum ersten Mal zu seiner Mutter auf Besuch. Wie er als Knabe mit den Dorfkindern nicht spielen durfte, mochten ihn die Bauern nicht leiden; sie sahen diese Absonderung eines Kindes, das ärmer war als die ihrigen, als einen Hochmuth an; da

sie hörten, daß er in dem Kloster zu Berlach »auf den geistlichen Herrn« studiren wollte, erwiederten sie, wenn er Samstag seine Mutter zu besuchen kam, seinen Gruß mit zunehmender Freundlichkeit; wie er aber jetzt nach längerer Abwesenheit mit den kleinen Weihen geziert von Innsbruck in die Vakanz kam, traten sie beim Eingang des Dorfs aus ihren Häusern und sahen selbstgefällig auf das neue Kirchenlicht, das aus ihrer Mitte ausgehen sollte. Bei seiner Mutter war die erste Stunde nur der seligsten Freude geweiht. Die blinde Großmutter war ans Fenster getappt, um den Kommenden früher zu hören; Monika hielt seine Hand, und faltete die ihrigen darum, und dankte Gott. Rosa lachte und erröthete, und stellte sich dem Bruder bald näher, bald ferner, um ihn besser zu sehen. Beim Abendbrot nahm Theorryt erst spät wahr, daß die Mutter ihm einen blankgescheuerten zinnernen Teller gegeben, indeß sie mit Rosa ihre Suppe auf irdenem Geschirr aß. Er war in Zweifel, ob das Zufall oder Absicht veranlaßte, und ließ es mit Verlegenheit hingehn. Den folgenden Tag, einen Sonntag, war es eben so, er reichte ihn der Mutter, die ihn gebietend verweigerte, worauf er unsicher nachgab. Aber am nächsten Mittag sah er vor seinem Platze ein Stückchen Fleisch stehen, indeß für seine Lieben nur Suppe und Gemüse bestimmt war. Das durchschnitt sein Herz! er bat mit Thränen: ihm nicht seine Gottesgabe zu verbittern und malte mit lebendigen Farben, wie es ihm zukäme, seiner Mutter, seiner Ahnfrau das Beste zu geben, und wie er in seiner Pfarre ihnen einst täglich den Tisch mit ihren liebsten Bissen besetzen würde. Die Frauen weinten vor Freude, Monika aber erklärte: das sei die Sitte, den geistlichen Sohn zu ehren; die Nachbarschaft würde es ihr verdenken, wenn sie es anders erlaubte. Theorryt bat vergebens, er zog endlich verschämt ein Beutelchen aus dem Busen und reichte der Mutter einige Gulden, die er mit Musikmachen verdient hatte; er hätte, sagte er, ihr und Rosa ein schönes Fürtuch dafür in Berlach kaufen wollen, und bat sie flehentlich, sie sollte nun dafür den Fleischer bezahlen, damit die Nachbarn nicht Ursache hätten zum Tadel; aber für sie und die Ahnfrau sollte sie die Speise bereiten, »nicht«, setzte er ernsthaft hinzu, »nicht, Mutter, für den angehenden Priester, dem Enthaltbarkeit Pflicht ist.« Rosa erröthete; Monika aber faltete die Hände, von dem Grunde überwältigt. Das häusliche Mahl bot nun keine Fleischspeise mehr als an festlichen Tagen, und Monika mit ihrer Tochter putzten sich am nächsten Sonntag mit dem Fürtuch, das sie sich von ihres Sohnes Geschenke gekauft hatten.

Theorrytes hielt es für Pflicht, seinen Wohlthäter den Prälaten in Berlach, dem er seine geistigen Bedürfnisse anzuvertrauen gewohnt war, mit seinen erlittenen Anfechtungen bekannt zu machen. Vielleicht war es Menschenkunde, vielleicht nur Furcht, in den Zwiespalt dieses jungen Gemüths hineingezogen zu werden, warum der Prälat das Einzelne seiner Zweifel nicht berührte, sondern ihm nur rieth, durch Fleiß sich zu zerstreuen, durch Mäßigkeit und Strenge Herr seiner Seelen- und Körperkräfte zu werden. Theorryt fand sich weder erleichtert noch befriedigt; aber er befolgte den Theil des Rathes, den er begriff, und benutzte das nächste in Innsbruck verlebte Jahr mit unermüdlichem Fleiße. Wie er Acha wieder sah, war bei seiner Mutter nichts verändert, nur die Liebe für ihn und die Freude an ihm schien gesteigert. Er brachte der Mutter reichliche Ersparnisse mit, zu denen ihn der Unterricht, den er vornehmen Kindern zu geben im Stande war, verholfen hatte. Wenn er die Freude seiner Lieben sah, und wie die Nachbarn seinen feinern Rock, seine weißere Wäsche achtungsvoller betrachteten, so schien der Stand, dem er gewidmet war, der nothwendigste zu seinem Glück. Aber Rosa war verändert; sie war während des letzten Schuljahres eine blühende Jungfrau geworden, und warum sie so schüchtern gegen ihn war, und so innig zugleich, wie ein Kind, das der lieben Mutter ein Vergehen beichten möchte, das begriff er erst, wie ihm Monika im Vertrauen erzählte: Rentbeamten Joseph habe sie lieb, und glaube, daß, wenn der Graf Theorryt zum Pfarrvikar in Acha ernannte, würde sein Vater seine Heirath nicht wehren. Der Graf war aber nun nach vierzehn Jahren wieder auf seine Güter gekommen, und wollte sie wirklich auf immer bewohnen. Seine Gemahlin, erzählte Monika weiter, sei bei ihm, und eine Tochter von sieben Jahren, schön wie ein Engel, aber auch wol bestimmt, bald einer zu werden; denn sie sei krank, ohne genesen zu können. Da erfuhr Theorryt plötzlich zwei Nachrichten, die seine Zukunft näher rückten; der unwiderrufliche Augenblick seiner höhern Weißen mußte beschleunigt werden und Rosa, deren Gegenwart dem Bilde seiner Zukunft als Pfarrer die mildesten Farben geliehen hatte, wollte mit einem Manne hinwegziehn. Ein schmerzlicher Mismuth wollte in ihm Platz nehmen, und während er mit ihm kämpfte, ward er sich zum ersten Mal bewußt, daß Rosa nicht nur seine Schwester, sondern auch daß sie ein Weib sei. Seine Mutter zerstreute ihn durch die Vorstellung: wie es nöthig sei, sich seinem Gutsherrn, von dem sein und seiner Schwester Glück abhängt, sogleich zu empfehlen. Die Ursachen, die sie dazu angab, führten sie in die Vergangenheit zurück; sie erzählte

ihm – heute vielleicht zum ersten Mal, im Zusammenhang – ihre Ehestandsgeschichte und des Grafen billiges Verfahren bei dem Vergehen ihres Gatten. Sie erzählte mit stillen Thränen. Der ergebene Dulder klagt nicht über vergangenes Weh; aber indem er es betrachtet, erscheint es ihm im historischen Lichte, und er beklagt die leidende Menschheit, nicht sich. Theorryt ward von dem Charakter und dem Vergehen seines Vaters tief erschüttert. Er schlich sich nach dem Abendbrot aus dem Hause und suchte sein Grab. Der Gottesacker erstreckte sich hinter der Kirche in eine kleine Bucht, von felsigen Höhen umgeben, auf welchen kleine Wiesengründe den Duft des Emmethaus herabgossen. Der Abendstern über den Hügeln sank in die letzten Schimmer eines glühenden Abendroths hinab. Es war so still umher, als wolle kein Lüftchen, kein Vogel die Ruhenden stören, die nach langem oder kurzem Tagwerk ermüdet entschliefen. Theorrytes hatte Mühe, die Grabstätte seines Vaters zu finden. Sie war fast versunken, und die Trümmer des Kreuzes, mit dem seine Ueberlebenden sie bezeichnet, waren schon längst zerfallen, von Monika als Andenken zu Hause verwahrt. Endlich erkannte er es an den Blumen, die Rosa jedes Jahr auf ihm zu ziehen pflegte. Hier verweilte er lange in ernste Betrachtungen versunken. Kam es ihm zu, den Glauben seiner Mutter, in dem sie ihr Gelübde that, zu richten? War sein Widerwille, es zu erfüllen, Furcht vor seiner Schwäche? War es Unsicherheit über die Zweckmäßigkeit seines Berufs? – wenn es nun auch eine schwere Bürde war, die er sich auflegte – trug er sie mit Liebe und Treue, so war Gott da, ihm zu helfen. – Und endlich! – Alle, die da schliefen um ihn her, und der todt Vater mitten unter ihnen, hatten sie denn nicht Alle auch Lasten getragen, und Alle sie *hier* abgelegt, wo auch er einst die seinigen niederlegen sollte? – Worauf kam es denn an? auf ein Opfer, auf ein tägliches Opfer zum Besten seiner Geliebten, zum Besten aller seiner Brüder. Konnte das den Geweihten lasten, dem es zu wagen vergönnt ist, täglich das größte der Opfer sinnbildlich seinem Volke zu verkünden? Schwärmend über die Erhabenheit seiner Bestimmung ging er nach Hause, und hielt sich für ruhig.

Das Schloß betrat er um so schüchterner, weil er über seine Empfindung gegen den Grafen nicht einig werden konnte. Gegen seinen Vater war er so gütig gewesen, und seine Mutter hatte er vergessen. Er war unter seine Unterthanen gekommen, mit dem Entschluß, bei ihnen zu leben, und war nach wenigen Jahren von ihnen hinweggezogen, ohne eine seiner Unternehmungen zu ihrem Besten auszuführen. Der Jüngling wußte nicht, daß die Theilnahme der Großen, auch die gefühlteste, von sinnlichen

Eindrücken abhängt; weil ihre Phantasie ihnen Menschenschicksale malt, nicht ihre Erfahrung. Der Hof, der Staat, Bücher lehren dem Labyrinth des menschlichen Herzens nachspüren; im Kreise der Familien, in den Hütten der Armuth allein lernen wir, wie viel der Mensch ertragen, wie viel er zu erringen vermag. Dort kämpft er allein mit der Zeit und dem Schicksal; auf dem Theater der großen Welt gleicht er Homers Helden, die von den Schilden günstiger Götter beschirmt sind. Doch des Grafen Empfang bestimmte bald seine Meinung von ihm. Er war sehr kalt; aber milde und weise; darum ertrug er und belehrte seine Umgebungen. Der Gräfin hatte man schuld gegeben, durch ihren Ehrgeiz ihren Gemahl zum Staatsdienst verleitet zu haben. War dem also, so hatte sie wenigstens mit ihm die vorzüglichere Wirksamkeit des Gutsherrn eingesehen, denn sie arbeitete mit heiterer Thätigkeit, diese Herrschaft zu ihrem beständigen Aufenthalt einzurichten. Mit vorzüglichen Geistesfähigkeiten verband sie das regste Gefühl; beides war ihrem Gemahl und ihren Kindern geweiht. Ihr Sohn ward in Wien erzogen, und auf ihn gründete sie den Stolz ihres Hauses; Sidonia war nie von ihrer Seite gekommen, und sie liebte sie mit der Heftigkeit, die wir unter ihrem Stande bei Müttern oft wahrnehmen. Die Mutterliebe wird bei ihnen leicht zur Leidenschaft, weil sie der einzige Punkt ist, auf dem die Natur nicht vertilgt oder verzerrt ward. Die Fürstin muß mit Schmerzen gebären, wie die Bettlerin, die am Thore ihres Palastes verschmachtet; darum ist ihre Mutterliebe gleich. Aber nur durch das Geboren werden; denn der Tod konnte sich den Einfluß der Größe nicht entziehn. Manche vornehme Mutter läßt sich von ihrem sterbenden Kinde hinwegführen, und sein gebrochenes Auge begegnet fremden Gesichtern. Theorryt ward durch den neuen Umgang nicht ruhiger; aber neue Verhältnisse milderten die Gewalt seiner streitenden Gefühle. In Innsbruck war er in den Häusern der Großen mit der einfachen Güte behandelt, die wahrhaft hohem Adel gegen Untergeordnete eigen ist. Er bedarf keiner besondern Wachsamkeit, Vorzüge zu bezeichnen, die in seinem Lande Jahrhunderte durch anerkannt waren, und an welche seine Geschichte erinnert. Ein geistvolles Familienleben gab es aber unter ihnen nicht; oder der arme Student war nicht zu dessen Anblick gelassen worden. Hier, bei seinem Gutsherrn, ward er als Hausgenosse freundlich und als angehender Priester mit Achtung empfangen. Die Behandlung der Gräfin weckte ein Gefühl in ihm, das von Dank und Bewunderung gemischt, der Sohneszärtlichkeit ähnlich gewesen wäre, hätte es nicht ihre Schönheit und Würde so peinlich als hinreißend gemacht. Aber nicht sie allein be-

schäftigte sein ganzes Gefühl. Das Kind Sidonia schien vielmehr sein vorzüglichster Gegenstand zu sein, und für sie schien es die Gräfin zu genehmigen, zu fodern. Wenn jetzt eine Sidonia lebte, würde sie vielleicht an Mignon erinnern. Das war sie aber gar nicht. Mignon erlag im Kampf um das irdische Leben. Sidonia floß sanft hinüber zu den Engeln, ehe eine irdische Sehnsucht sie erfaßte. Mignon schmachtete nach einer heißen Sonne, um ihre Blüte zu entfalten; Sidonia harrte still der Grabesnacht, um in Eden zu entblühen. Und was war sie denn? – Ein Kind, in dessen Lebensknospe das ganze *Menschsein* gedrängt war. Eine solche Knospe kann sich nicht vollenden, blaß öffnet sich ihr zarter Kelch, ein großer Thautropfen glänzt in seiner Tiefe mit himmlischen Farben; aber er ist zu schwer für den zarten Stengel, der sie trägt, er knickt ihn und sie welkt! – O wollt nicht verstehen, was das arme Leben nicht zu erklären bestimmt ist! –

296

Theorryt forschte nicht, was in ihm vorging; es schien ihm gut und erhob ihn über seinen Kummer, daher folgte er dem Zauber, der ihn anzog. Er ging nicht allein von der Gräfin aus, nicht von Sidonia allein – es war der Zauber weiblicher Herrschaft, des weiblichen Liebreizes. Theorryt war von jeder Täuschung der Phantasie entfernt, auferzogen; war in einem Stande auferzogen, in dem die weiblichen Reize früh verblühen, und kaum in der Blüthe durch die entstellende Kleidung hindurchschimmern. Eben so wenig wie den Liebreiz der Kleidung hatte er den der Stimme, der Rede, kennen gelernt, der eben so viele Seelenblößen der gebildeten Welt umhüllt, wie wohl ersonnener Putz die Nachteile der Gestalt. Er konnte daher nicht Annehmlichkeit von Jugend, nicht Bildung von Seele, nicht Leidenschaftlichkeit von Innigkeit unterscheiden; und betete, so liebenswürdig die Gräfin war, dennoch in ihr eine Traumgestalt an. Sonderbarerweise mußte für sie der arme Schüler, der angehende Priester, Gegenstand einer Art von Theilnahme werden, die ihr bis dahin fremd geblieben war. Wir lächeln über die Märchen, die Prinzessinnen, um drohenden Orakeln zu entgehen, in unzugänglichen Thürmen erziehen lassen; wir zucken die Achseln über die theoretischen Erzieher, die sich in ihren Büchern erst eine Art von Welt erfinden, um dann ihre Zöglinge darin zu bilden; – doch die Erziehung einer vornehmen Tochter in einer Hauptstadt scheidet sie nicht weniger wie jene von der Wirklichkeit ab. Der Unterschied ist nur, daß der königliche Herr Vater im Märchen, und der wohlmeinende Pädagog in der Welt seines Traums, den besten Willen haben, das *Böse* alles von ihrem Zögling zu entfernen, indeß die vornehmen Eltern ihr

297

Kind nur von der *Menschheit* auszuschließen trachten. Aber diese bleibt im Menschen unzerstörbar, und drängt ihn unaufhörlich zum Rechten und Guten zurück. Daher ist liebende Unbefangenheit eine Eigenschaft, die den ergrautesten Weltmann rührt und vornehme Frauen auch in der schlechtesten Nachäffung fesselt. Der Menschenkenner versteht sich schlecht auf das Herz, wenn er die widrigen Erscheinungen nur *verurtheilt*, die ihm ältere Frauen in scheinbarem Einverständniß mit jüngern Männern zeigen. Er könnte darin oft das unzerstörbare Bedürfniß nach Wahrheit des Gefühls erkennen, das der Weltfrau den Ausdruck jugendlicher Neigung so werth macht. Dieses Bedürfniß nach Wahrheit des Gefühls, welches in der Gräfin nebst vielen andern Tugenden lebendig geblieben war, hatte ihr den jungen Mann zum Gegenstand eines ganz neuen Interesses gemacht. Die Innigkeit, mit der er sich Sidonien widmete, gab ihrer Vorliebe für ihn eine Haltung, die alle Bedenklichkeiten hob. Dieses Verhältniß bestimmte die Geschichte von Theorryts Aufenthalt auf dem Schlosse. Seine Vormittage waren vom ersten Tagesstrahl an seinen Studien gewidmet. Da saß er in einem kleinen Kämmerchen neben dem Familienzimmer seiner Mutter, und strebte redlich in den Wissenschaften fort, die zu seiner Zeit nicht so mangelhaft, wie man es in der Ferne sich dachte, auf seiner hohen Schule gelehrt wurden. Das spärliche Mittagsmahl seiner Mutter ließ er sich nicht nehmen, so oft die Gräfin ihm einen Platz an ihrer Tafel auch anbot. Während diese im Schlosse Statt fand, begab er sich zu Sidonien, die ihrer großen Reizbarkeit wegen von ihr ausgeschlossen blieb, theilte ihre phantasiereichen Spiele, oder leitete sie unter den Schatten der nahen Bäume und erzählte ihr heilige Geschichten, denen er, von den verklärten Blicken des Kindes begeistert, einen poetischen Schwung gab. Den übrigen Tag *gehörte er* der Gräfin; – denn seine Herrin war sie. Er schrieb in ihren Geschäften, machte Musik und las ihr vor. Rinaldo in den Gärten der Armida ist ein sehr unwürdiges Bild von dem Zauber, der Theorrytes während dieser Vakanz von den Zweifeln über seinen Stand zerstreute. Nur Rosens beschiednes Liebesglück theilte sein Herz mit den Bewohnern des Schlosses. Der Rentbeamte, der, sowie die ganze Herrschaft, Theorrytes für den Liebling des Gutsherrn ansah, hatte Monika unverhohlen erklärt, daß er Rosa zur Schwiegertochter annehmen wolle, sobald ihr Bruder des Grafen Versprechen über die Anwartschaft zur Ortspfarre erhalten haben würde. Theorrytes fürchtete sich nicht zu bitten; aber er zitterte, eines solchen Amtes, eines solchen Glückes nicht würdig zu sein. Von seiner Mutter gedrängt, von seinen Zweifeln gefesselt,

las man auf seiner Stirne die Unruhe seines Gemüthes. Die Gräfin hatte sich zu oft gefallen, den Ausdruck einer Seele zu beobachten, in der ihr Wink Sturm oder Klarheit hervorrief, um diese von ihr unabhängige Wolke nicht zu bemerken; sie erfragte schnell seine Sorgen und befahl ihm, sie so unverhohlen, wie seine Stirn sie ausgesprochen, dem Grafen zu eröffnen. Dieser Befehl versprach mehr wie Hoffnung. Die Empfindung, die, da er ihn empfing, auf des schweigenden Jünglings Angesicht stralte, hatte die Gräfin in den wortreichen Bethuerungen nie erblickt, die sie von Männern ihres Standes gehört hatte. Sie erröthete freudig, überrascht von der Verklärung, die ein inniges Gefühl über des Menschen Antlitz ergießt. Der Graf, den sein kalter, beobachtender Charakter von dem täglichen Einmischen in das Interesse seiner Hausgenossen getrennt hielt, war dennoch nie darin fremd, wenn sie seine Theilnahme dazu aufrufen. Er hörte den Jüngling gütig an, bewies die Klarheit seiner Ansichten durch die Güte und Entschiedenheit, die er ihm ausdrückte, versprach ihm die Anwartschaft auf die Pfarre in der sichern Form, welche Rosa's Heirath sicherte, und richtete die Vollendung seiner Studien und fernern Ausbildung, sowie er es für einen Mann geschickt hielt, den sein Beruf und die Umstände fortan an seine Nähe anschlössen. Rosa's Hochzeit und Theorrytes Prämiz¹ ward nun auf den nächsten Herbst festgesetzt, bis wohin der Jüngling in dem Priesterseminario zu *** seine Studien vollenden und die höhern Weihen empfangen sollte. Diese Zeitbestimmung von Rosa's und seinem Schicksal, die seine ganze Vergangenheit abschloß, die alle Träume seiner Kindheit erfüllte, war kein ausschließender Schmerz, keine ausschließende Freude. Eine sehnsuchtsvolle, schwankende Unruhe hob seine Brust. Er scheute sich vor ihr, er wendete den Blick von sich selbst ab und heftete ihn nicht fest auf etwas anders; denn wo er hinsah, fürchtete er sich, sein Inneres zu erblicken, und dort drohten ihm Schreckensgestalten. Dieses Mal fragte die Gräfin nicht nach den Wolken auf seiner Stirne. Sie errieth die Gestalten, die dem Jüngling drohten; aber ihre Theilnahme an ihm war mehr durch die Huldigung, als durch ihre Sorge für sein Wohl aufgeregt; ihr unbewachtes Gefühl bewog sie also, mehr ihn zu erfreuen, als ihn zu erleuchten, und deshalb begegnete sie seinem finster funkelnden Auge mit mildem, fast mitleidendem Blick. Aufgescheucht von der Wirkung dieses Ausdrucks floh Theorryt aus der Gräfin Gegenwart zu den Füßen der Altäre seines Klosters in Berlach.

300

1 Die erste Messe.

301

Dort hatte ihn so oft in seiner Knabenzeit die seligste Vorempfindung künftiger Heiligkeit entzückt. Wie das Salve Regina die Kirche zu schließen verkündete, eilte er auf den Gottesacker, der in der Mitte der Kreuzgänge die Todten täglich von dem stillen Umherkreisen ihrer lebenden Brüder umgab. Hohe Stockrosen, bunter Rittersporn und die duftende Blume der spanischen Kresse bekleideten die schwarzen Steingesimse, und zauberten Leben über die Stätten des Todes. Gegen die Abendseite ragte ein hohes Kreuz unter zarten Zweigen der Akazien hervor, und unter ihrem Laube standen die Gestalten der beiden Geliebten des Gekreuzigten, denen er den menschlichsten Trost gab. Gräber und Blumen und Denkmale der Liebe für ein so gequältes Herz, wie Theorrytes auf diese Stätte brachte, führten ihn in den nächtlichen Stunden durch alle Stufen des Schmerzes zur Sehnsucht nach dem Grabe, wo aller Kampf endet und jede Sehnsucht gestillt ist. Wie der Tag wiederkehrte, tönten die einsamen Schritte des alten Pfortners durch den Kreuzgang. Er begab sich zuerst zu dem Bilde des Gottmenschen, dessen hohes Kreuz vom ersten Sonnenstral glänzte, um dort in ruhiger Einfalt zu beten. Bei Theorrytes Anblick, der sein Gesicht auf seine Hände gelegt, vor dem Kreuze kniete, konnte ihm seine Erfahrung keinen andern Begriff darbieten, als den von Heiligkeit oder Buße. Denn was anders als den Himmel zu gewinnen, oder der Hölle zu entgehen, konnte einen Menschen bewegen, die abgemessenen Stunden zu verkehren, und den Schlaf, der einen sichern Theil des Lebens hinnahm, zu versäumen? Der Greis war mit einfältigem Herzen zum Beten gekommen, Andere der Sünde zu verdächtigen, war ihm also fern. Deshalb erregte der Anblick des Jünglings, der sich mit ängstlicher Eile aus betender Stellung aufraffte, seinen Beifall; er grüßte ihn mit dem Lobe des Herrn, und setzte hin: Das ist eine gottselige Kasteiung, und eine Ertödtung, die das Leben gebiert. Hütet Euch aber, junger Streiter in dem Herrn, Euern Eifer zu übertreiben; nun legte er seinen Stab hin, und beugte seine zitternden Knie, um Gott für sein armes, leeres Leben zu danken.

302

Doch sein Gruß erweckte in Theorrytes Busen das Bewußtsein der Schuld. Die dunkeln Gefühle der durchschwärmten Nacht waren nicht die eines Streiters des Herrn gewesen – der Beifall des frommen Greises machte ihn zum Heuchler. Was für Gestalten hatten das Bild des Gekreuzigten, hatten die Getrösteten zu seinen Füßen umschwebt? Und wenn er seine Besinnung erweckte, und zwischen den Grabhügeln umherirrend der Erde und sich selbst zu entfliehen versuchte, wiegte sich auf den Mond umglänzten Blumen, auf den stillschwimmenden Wolken wieder Sidoniens

Gestalt. Mit nagender Reue und doch ohne Erkenntniß von Schuld brachte der Jüngling die übrigen Tage zu, die bis zu seiner Abreise in das Seminarium noch verstrichen. In seinen Verhältnissen änderte er nichts; das zu thun, hätte er sich selbst besser erkennen müssen; in untergeordneten Lagen ist es auch nicht vergönnt, seine Verhältnisse zu ändern. Die Kraft wird da einzig aus dem Gemüthe, nicht von den Umständen entwickelt. Für die Gräfin war der Zustand des Jünglings kein Räthsel, aber seine Wichtigkeit wußte sie nicht zu ermessen. Nicht Sorge, aber weibliche Zartheit bewog sie, seine Beschäftigung unter ihren Augen zu verhindern. Sie gab Abhaltungen vor und trug ihm auf, die Pflege Sidoniens zu übernehmen. Das Unschuldigste war gewiß dieser Ausweg, aber das Zweckmäßigste nicht. Sidonie nöthigte ihn, die sinnigen Spiele mit Blumen, Farben und Tönen – denn Kränze binden, die Regenbogenfarben eines Thautropfens oder eines Diamants zu betrachten, das Rauschen eines Springbrunnens zu hören, waren ihre häufigsten Spiele – mit Gesprächen abzuwechseln, bei denen sie stets zwischen kindischen Bildern und hohen Ahnungen schwankte. Ihre überspannten Nerven stellten ihr alle ihre Träume als Erscheinungen dar, und als stets beschränkte Kranke selbst von der Wirklichkeit der Kinderwelt geschieden, verhinderte sie ihre völlige Unkunde im Leben, diese Erscheinungen von den wirklichen Begebenheiten zu trennen. Sie erzählte daher ihrem »frommen Freunde«, wie sie Theorrytes mit geheimnißvollem Ausdruck nannte, jeden Tag Gespräche, die sie mit phantastischen Gestalten gehalten, Botschaften, die sie bekommen haben wollte. In den Tagen, die Theorrytes Abreise nach dem Seminarium zuvorgingen, fand er sie eines Tages, wie sie einen Kranz von weißen Rosen wand, über den sie ihm, sehr beschäftigt, doch gleichgültig auf seine Frage die Antwort gab: daß er für sie als seine Braut bestimmt sei. Scham und Schrecken machten den Jüngling verstummen. Er konnte sich nicht denken, daß Sidoniens Kindlichkeit je mit einem rohen Scherz, der sie zu solchen Vorstellungen hätte führen können, entweiht worden wäre. Er schwieg, bis ihr Geschäft vollendet war, dann nahm er den Kranz und nahte sich einem großen Gemälde, das Maria als Kind darstellte, auf des alten Zacharias Knie gelehnt. Sie streckt mit entzückten Blicken ihre Hände nach einem Lilienstengel aus, den der Greis in der Hand hält und bei ihrer Bewegung mit einem Ausdruck des Erstaunens und der Ahnung sie betrachtet. »Hier, der kindlichen Jungfrau wollen wir den Kranz weihen«, sagte Theorrytes, im Begriff, ihn über dem Bilde zu befestigen. Nein, diesen nicht! rief die Kranke, kommen Sie! den legen wir auf mein Grab.

303

304

Mit diesen Worten ergriff sie seine Hand und zog ihn durch den Garten an einen Platz, wo man auf ihre Bitte das Gebüsch zu einer Laube hatte biegen müssen; dort hatte sie, ein Fußpolster unter Blumen und Laub verbergend, die Erhöhung eines kleinen Grabhügels nachgeahmt. Darauf, sagte sie, legen Sie den Kranz; er gebührt der geistlichen Braut. Nun führte sie ihn unbefangen weiter, und erzählte ihm, wie der verstorbene Pater Hyazinth sie besucht und angerathen habe, »im nächsten Frühjahr am Gottesfeste alle Knospen der weißen Rosen abzubrechen, dann würden sie am Tage von Theorrytes Premize Blüten genug treiben.« Obgleich der Jüngling nun den Sinn von des Kindes Reden verstand, war er doch zu heftig ergriffen, um ihren Phantasien Einhalt zu thun. Er folgte ihrer kindlichen Darstellung von Leben, Tod und wieder erwachendem Dasein. Sie drängte das ganze Geheimniß der Verwandlung in das Bild eines Rosenstocks, und glaubte Alles erklärt, wenn sie nach dem tiefen Winterschlaf das Anschwellen der Knospen bewiesen hatte. Indem sie sprach, blieb sie bei einem Rosenstock stehen, und brach eine der blühendsten Knospen – sehen Sie, mein frommer Freund, sagte sie im Ton der Ueberzeugung, so werde ich einst wieder blühen, und so, setzte sie leise hinzu, indem sie die Blätter herabriß und auf den Rasen umherstreute, so wird bald der Sturm mich verwehen. Solche Gespräche wiederholten sich oft. Wenn die Gräfin auf eine Viertelstunde zu ihnen kam, ward die zärtliche Trauer in des Jünglings Herzen nicht gestört. Sie war neben dem der Erde entschwebenden Kinde nur zärtliche Mutter, und unter dieser Gestalt beschwichtigte sie den Sturm in des Jünglings Gemüth.

Den Abend vor seiner Abreise, wie er mit der mühseligsten Fassung Abschied zu nehmen ins Schloß kam, hatte die Gräfin so eben einen Pack Bücher erhalten, den sie, um für diesen Auftritt Zerstreung zu finden, ihm zu öffnen befahl. Sie lief sie flüchtig durch, bis sie auf *Werthers Leiden* kam, die damals als eine ganz neue Erscheinung dieser Grenze von Deutschland nur durch Anzeigen bekannt waren. Schon lange erwartete sie das Buch; Theorryt hatte sich schon lange das Glück versprochen, es ihr vorlesen zu dürfen, und drückte nun seine Fehlschlagung, diesen Genuß entbehren zu müssen, aus. Von dem Wunsch, dem Jüngling beim Scheiden Freude zu machen, ergriffen, reichte sie ihm das Buch: »da! ich habe noch in acht Tagen nicht Zeit, es zu lesen. Nehmen Sie's mit, und schreiben Sie mir beim Zurücksenden Ihre Ansicht davon.« Und mit diesem Buch in der Hand verließ Theorryt am andern Tage seine Heimath, um sie erst als geweihter Priester wieder zu betreten.

Göthe's Bruder Martin hatte den Wolken, die über Theorryts Kinderparadies aufstiegen, eine bestimmte Gestalt gegeben; es war aber auch seiner Zaubermacht aufbewahrt, den Sturm, den Natur und Bestimmung in seinem Jünglingsbusen erregt hatten, zu beschwören. Die matte Ergebung des Bruder Martin hatte ihm gezeigt, was der Mensch würde, der Menschenglück und Männerrechten entsagte, und so ihn gelehrt, Glück und Rechte zu erwägen. Seitdem war Göthe's Name dem Jüngling nicht wieder zu Ohren gekommen; wie er ihn von neuem erblickte, schien er ihm ein gefährliches Zeichen, und mit der Furcht, noch einmal elend zu werden, nahm er den Werther in die Hand. Die Außenwelt, in der Werther sich bewegte, war ihm neu; aber seine innere war auch die Welt *seines* Herzens. Aengstlich wirkte auf ihn Werthers gewaltiges Streben in eine unbestimmte Ferne, sein Unwille über Formen und Begrenzungen, die er immer so tief, daß sie ihn nicht einmal beengt hatten, verehrte. Abschreckend auf sein strenges Pflichtgefühl wirkte sein bestimmtes Begehren, sein muthloses Verzweifeln. Aber Werther liebte wie er, und zweifelte wie er, deshalb verlor er sich ganz in Liebe und Mitleid für den Unglücklichen, der ihm für tausend bisher unverständliche Gefühle den Namen genannt hatte, mit dem seine Seele tausendmal im Einklang gewesen war, ehe er ihn gekannt hatte. Tage und Wochen brachte er zu in ängstlicher Spannung, als lebte er neben Werther und sähe sein Schicksal vor sich reifen, und müsse ein Mittel finden, ihn vom Verderben zu retten. Oft drängte es ihn ihm zuzurufen, wie er tausend Mal sich zurief: Bete, arbeite und kämpfe mit der Hoffnung zu siegen. Ach, daß Werther das nicht that, schien dem beschränkten, ins prosaische Leben gebannten Jüngling ein Vorwurf, den jeder fromme Mensch ihm machen würde, wenn er seinen Tod erführe. Unmöglich hätte er deshalb mit irgend Jemand von dem Buche sprechen können, aus Furcht, ein hartes Urtheil zu hören, einen Tadel über den Unglücklichen, den er so innig beweinte. Nicht seine Geschichte las er in Werthers anmaßlichem Leben; dafür hütete ihn seine kindliche Demuth. Er glaubte nie für eine Welt, die ihn nicht verstehe, zu gut zu sein; nein, er fürchtete der Zukunft, die ihn erwartete, nicht zu genügen. Theorryt war auf der festbezeichneten Bahn täglicher Pflichterfüllung mit der unfehlbaren Aussicht auf täglich wohlthätige Wirksamkeit fortgeschritten, erhoben durch das stete Hinblicken aufs Ziel. Dann kam die Zeit, wo die menschliche Bedürftigkeit mit seinem Streben in Streit trat; da seine Phantasie rein und seine Sinne zu keiner Herrschaft gewöhnt waren, konnte er sich zwar der Macht der Gefühle nicht entziehn, aber

308 die Geschichte ihrer Willkür, die Werther ihm darstellte, rief alle seine geistigen Kräfte auf, ihnen keinen Sieg zu gestatten. Er gestand sich nun kühn, daß er liebte, wie Werther geliebt hatte; aber glücklicher wie jener, nicht herrischer Begehrlichkeit ausgesetzt sei, sondern aufgefordert, das höchste Opfer um den höchsten Preis zu erfüllen. Was er bitter und unmuthsvoll an jenem Abend an seines Vaters Grabhügel empfunden hatte: das müde Schleppen der täglichen Last, bis der Abend allvergessenden Schlaf brächte, fühlte er nun mit emporstrebendem Muthe als Aussicht auf täglichen Sieg, bis die Palme erkämpft sei. Also dieser Liebe entsagen, die er nun deutlich erkannte, in einer Gestalt, vor der seine schüchterne Rose mit ihrer Schwesterliebe verschwand, um die das vergeisterte Kind Sidonie, wie ein Genius schwebte, – dieser Liebe entsagen, und aller Seligkeit, die er nur erschrocken geahnet hatte, Allem, von dem er sich bewußt war: *das* habe Werther zerstört, – alle Dem entsagen und täglich freudig erfüllen, was der ahnende Mensch ergrübelt hatte, um im dunkeln Symbol den Unbekannten, Erhabenen zu verkünden, zu dessen Priester er bestimmt war, das ward sein Siegesruf und seine Begeisterung im Streit. Wie mit diesem Entschluß seine Liebe für Werther begründet ward, wie er jedem profanen Auge sein Schicksal entzog, und wie er in den Momenten seiner frömmsten Entzückung um Werther, wie einst der gekrönte Sänger um Jonathan seinen Bruder weinte, das begreift nur, wer die Allgewalt eines mächtigen Gefühls, eines außerordentlichen Eindrucks bei Menschen beobachtete, in deren einfachem Leben jede Begebenheit einen so großen Raum einzunehmen findet, daß sie ihr Schicksal auf Jahre lang bestimmt.

Theorryt fühlte sich nicht im Stande, der Gräfin eine bestimmte Rechen-schaft von seiner Ansicht über Göthe's Buch zu geben. Er schrieb ihr erst spät, meldete ihr mit Begeisterung den Empfang der höheren Weihen, und setzte zum Schlusse hinzu: »Werther ist gewiß kein Roman; ich sehne mich, als Priester für diesen Unglücklichen zu beten.«

309 Nun las ihn die Gräfin auch, und da die Gegenwart des Jünglings ihre weibliche Selbstsucht nicht beschäftigte, ihr lebhaftes Gefühl nicht verleitete, sah sie mit Bestürzung, wie traurig dieses Buch hätte auf ihn wirken können. Diese Einsicht bewog sie, ihm bald, aber mit Ernst und Herzlichkeit zu schreiben. Geist- und gefühlvoll, wie sie war, mußte ein solcher Briefwechsel, wie sich nun zwischen ihr und dem Jüngling entspann, geeignet sein, dieses letztern Gefühle ganz zu verklären. Sidoniens zunehmende Gefahr machte ihn der Gräfin bald zum Bedürfniß. Der Schmerz

des Mutterherzens ist ein veredelnder Schmerz; er führt zur Sehnsucht nach höheren, ernsteren Dingen, und hier zeigte sich Theorryts Gemüth in seinen Briefen mit einer Kraft und Innigkeit, welche die Gräfin für den leeren Trost lästiger Besuche und die stoische Ruhe ihres Gemahls entschädigte.

Monika arbeitete indeß emsig an der kleinen Aussteuer der Tochter. Die Gräfin hatte sie mit einem reichen Geschenk an Leinwand und Geld vermehrt, und sich dadurch in den Herzen von Theorryts einfachen Verwandten einen so festen Tempel gebaut, daß sie die Sorgen, die bei seinem letzten Aufenthalt manchmal in ihnen aufgestiegen waren, gänzlich vergaßen. Theorryts häufigere, theilnehmende Briefe vermehrten der frommen Mutter Zufriedenheit, und ließen sie der Feier von Rosa's Hochzeit und ihres Sohnes Premiz mit den Worten des glückseligen hohen Priesters gedenken, der das höchste Menschenglück genossen zu haben glaubte.

Theorryt hatte nun seinen Aufenthalt im Seminarium vollendet, und trat mit dem Muth der Begeisterung seinen Weg nach Acha an, um in der Kirche, wo seiner Eltern Ehe eingesegnet war, wo er die Taufe empfangen, wo die Gemeinde für die Seele seines Vaters gebetet, die erste Messe zu lesen. Mit zitternder Freude empfing die Mutter den Gesalbten des Herrn; sie wußte nun, was es sei, wenn der Mensch wähnet, Gott zu schauen. Rosa stand mit ihrem Bräutigam demüthig von ferne. Ihr hatte es immer gedünkt, als habe sie durch die Liebe, die sie dem Geliebten geschenkt, den Bruder beraubt; darum wäre sie gern doppelt zärtlich gegen ihn gewesen, denn es trieb sie unbewußt ihm zu zeigen, daß an Liebe wie an Licht der Gebende nie verarme. Bei seinem vorigen Aufenthalt war er bei dem innern Sturm seines Gemüths wenig geschickt, dieses liebende Verlangen zu erkennen; er nahm es stürmend auf, oder wies es scheu zurück. Mit froher Ueberraschung nahm sie deshalb den innigen Ausdruck wahr, mit welchem der Ankommende aus der Mutter Armen nach ihr hinüberblickte; wie er aber den mütterlichen Armen sich entwindend auf seine Knie sank, und Monika's segnende Hände zurückhielt, und nach ihr sich wendend, sie und ihren Geliebten herbeiwinkte, neben ihn zu knien, und diese höchste Weihe der Menschheit zu theilen, – da lobte sie den Geber der Freuden mit heißen Thränen und Dank.

Der Graf, dem er gleich nach seiner Ankunft aufwartete, empfing ihn mit der Achtungsbezeugung, durch welche Vornehme den Platz Geringerer für ihre Hausgenossen bezeichnen. Er wollte dem Menschen wohl, dessen

Glückes Schöpfer er war, und den Priester wollte er geehrt wissen. Eine Schrift, die er ihm zustellte, ernannte ihn zu seinem Hauscaplan und zum Nachfolger des Gemeindepfarrers, der alt war. Die Aeußerung eines männlichen Beifalls über den Gebrauch seiner Zeit im Seminar, worüber der Graf genaue Nachricht eingezogen hatte, einige sehr strenge Ermahnungen über seine künftige Laufbahn, versetzten Theorrt in eine schmerzhaft Zerstreuung. Er hatte nach Ruhe und Stille des Gemüths gerungen, um leidenschaftlos vor der Gräfin zu erscheinen. Hätte in des Grafen Betragen irgend Etwas gelegen, das ihm erlaubt hätte, sein Gefühl für ihn, für seine Güte überfließen zu lassen, so wäre ihm das gelungen; allein der Graf drückte jeden Gefühlsausbruch nieder durch die klare Winterhelle seiner Vernunft. Des jungen Mannes Dank selbst prallte von ihr wie eine Welle vom Felsen zurück, und so wird auch der stille Wasserspiegel zur Brandung. Wenig gefaßt trat er zur Gräfin ein. Dort fand er aber einen mächtigen Ehrfurchtgebieter, der alle Wellen und Wogen des menschlichen Busens beschwichtigt. Er trug die lieblichste Gestalt in Sidoniens verklärten Zügen. Sie saß neben der Gräfin und rief ihm lebhaft entgegen: O daß Sie endlich da sind! meine Rosen wollten nicht länger mehr blühen, und ich ward so müde, so müde, daß ich oft dachte, es würde Abend, ehe Sie kämen. Nun kann ich den Kranz binden; denn das Grab ist bereit. – Sidonie! rief die Gräfin, und brach in Thränen aus, der Kranz ist für die geistliche Braut, nicht für das Grab. – Für die geistliche Braut, wiederholte das Kind bestätigend, und blickte Theorrt an, wie jemanden, der ihr Geheimniß wohl wüßte, mit glänzenden Augen winkend; für die geistliche Braut, mein frommer Freund, und dann wissen Sie wohl, wo er hinkömmt, setzte sie noch einmal bedeutend hinzu. Theorrt riß sich gewaltsam aus der niederwerfenden Wehmuth, die ihn bei den drohenden Phantasien dieses, dem Sterben geweihten Kindes ergriff. Um sie wieder zur Wirklichkeit zurückzuführen und ihrem Umherschweifen das Angewöhnte entgegenzusetzen, verwies er sie auf seinen Vorschlag vom vorigen Jahre und sagte: Gewiß weiß ich, wo er hinkömmt dieser Kranz. Nachdem Sie ihn auf dem Altare geopfert, weihen Sie ihn der kindlichen Jungfrau, die Sie schon voriges Jahr so schön schmückten. – Die hat meinen Kranz von weißen Rosen voriges Jahr nicht erhalten, das wissen Sie wohl, nahm Sidonie unwillig das Wort; der Jungfrau gebührt eine weiße Lilie zum Schmuck. Ihr seid wunderliche Leute, setzte sie, das Bild anblickend, hinzu; warum wollt ihr den Kindern ihre Blumen nicht lassen?

Der Alte da weigert die Lilie, welche Maria begehrt, und Sie bestreiten mir meinen Kranz, der Ueberwinderin Zierde. –

Theorryt erfuhr nun, daß sich die Kleine die Freude, als geistliche Braut seiner Premize beizuwohnen, sich nicht hätte nehmen lassen. Man fürchtete die Ueberspannung des Augenblicks, die Menschenmenge in der Kirche; aber Sidonie hatte so vielfältig davon gesprochen, daß das ganze Dorf darauf hoffte, und alle Leute die Rückkehr alter Frömmigkeit voraussahen, weil ihre Herrschaft das Priesterthum so hoch zu ehren gedachte; in der Gräfin wurden fromme Eindrücke ihrer Erziehung wieder lebendig; ihre Phantasie reihte dunkle Gefühle von dem Unrecht daran, dessen Sie sich gegen Theorrytes bewußt war, und das sie durch die poetische Feier seines geistlichen Festes für versöhnt hielt. Bei dem Grafen war es Grundsatz, den Priester vor dem Volke zu ehren, und selbst den Gefühlseindrücken nicht unterworfen, maß er ihnen wenig Wichtigkeit bei; Sidoniens Wunsch ward also gewährt, so sichtbar er ihre befremdlichen Träume beförderte.

313

In Erwartung des feierlichen Tages wallfahrtete Theorrytes mit tiefer Andacht von einer Stätte der Erinnerung zur andern, und brachte an einer jeden die Sehnsucht seiner Vergangenheit den Entschlüssen für seine Zukunft zum Opfer. Die verfallene Steinkluft, wo er als Knabe eine Kapelle ausgeschmückt; das Grab seines Vaters, wo sich seine quälenden Zweifel in müde Ergebung auflösten; der Gottesacker im Kloster, wo er die Schaam, als Heuchler zu erscheinen, empfunden – dort überall betete er um den kindlichen Geist, der den Bitten entsagt und im Danken sein Glück findet.

Der feierliche Tag brach an; das ganze Dorf strömte herbei, den Knaben, den es so lange nicht geachtet hatte, als Priester zu verehren. Siegend legte die bessere Menschheit einen freundlichen Zug auf eines Jeden, auch des Rohesten Gesicht, wie er Monika auf dem Kirchgange begegnete. Sie ging demüthig und jauchzend in ihrem Herzen – denn ihre Demuth vereinte sich mit ihrem Stolz, einen Priester des Herrn geboren zu haben – zwischen Rosa und ihrem Eidam einher. Am Grabe ihres Gatten kniete sie nieder; sie hatte ihr Gelübde gelöst, und wenn noch etwas im Reiche der Seligen ihm abging, so mußte es in dem Augenblick ihm zuströmen, wo der Erlöser auf das Gebet seines Sohnes versichtbart herabstieg. Der Prälat von Berlach, der die Predigt übernommen hatte, sprach mit Begeisterung von der Würde des Priesters, mit Strenge von den Pflichten seines Berufs, mit väterlicher Freude von dem Zögling seines Hauses, der Tugen-

314

den genug habe, sie alle zu erfüllen. Demuth, Dank und Andacht erhoben Theorrytes Herz. Sein Blick übersah, der Wirklichkeit entschwungen und von ihr überwältigt, die ganze Versammlung. Seinen geehrten Lehrer, die erhabene Frau, die jetzt mit keiner phantastischen Nebenidee beschäftigt, voll Hoheit und Milde auf ihn – seinen Ehrentag, als ihr Werk genießend – herabsah; seine Mutter, deren Blick von Seligkeit strömend, in dem Altar, vor dem er stand, den ganzen Himmel erblickte – – und unter allen diesen Gegenständen irdischer Wonne trat Sidonie wie eine Botin höherer Welten hervor. Sie stand nahe am Altar, den Augenblick ihrer Theilnahme an der Feierlichkeit erwartend. Weiß gekleidet, den Kranz weißer Rosen im Haar, hatte sie sich einen hohen Lilienstengel gebrochen, den sie, ungeachtet der Ermahnung ihrer Begleiter, in der Hand hielt. Ihr Haar floß in großen goldenen Locken auf ihre Schultern; die Kindergestalt schien kaum verkörpert; ihre Farbe glich dem Schimmer des Abendrothes, wenn es auf nie berührten Schnee fällt; ihr Auge allein sprach Leben aus, und deutete doch weit über dieses Leben hinaus. – Endlich winkte der Akolith der Wärterin des Kindes; die Worte der Einsegnung waren gesprochen; Sidonie, der man die Ceremonie erklärt hatte, nahm mit holdseliger Andacht den Kranz von ihrem Haupt, und legte ihn auf den Altar – indem sah ihre Begleiterin sie wanken, und hob sie auf ihre Arme. Das Kind blickte entzückt zur Mutter empor, indem sie ihren Lilienstengel gegen sie neigte, sie machte noch einmal diese Bewegung, als sollte sie an den Vermählten der Kirche vor dem Altare gerichtet sein – aber wie ermattet sank ihre Hand und ihr Haupt auf der Begleiterin Schulter, die dem erhaltenen Befehle gemäß: sie, sobald ihre Theilnahme an der Feierlichkeit stattgefunden hätte, zu entfernen, augenblicklich die Kirche verließ.

Nach alt hergebrachtem Brauche waren Monika und Rosa, als nächste Verwandte, im Fortgang der heiligen Feier die ersten in der Reihe der Gläubigen, die dem Altare sich nahten. Schon der Augenblick der Verwandlung hatte Theorryts Seele aus der Sinnenwelt entrückt; wie er aber jetzt der Mutter das Pfand einer Seligkeit zutheilte, deren Begriff keines Menschen Vernunft zu fassen im Stande ist, wie er es mit Priesterhand der Mutter darbot, die für ihn sich in Liebe geopfert sein Lebelang, da stritt in ihm die Dankbarkeit, die ihn auf seine Knie zog, und die Hoheit seines Berufs, daß er dem Kampfe fast unterlag.

Das Abendmahl war gereicht und der neue Priester hatte jetzt Zeit, sich im Gebete zu sammeln, da bemerkte er eine unruhige Bewegung in einem Theile der Kirche; er nahm wahr, wie die Gräfin ängstlich dahin

blickte und endlich ihr Chor vor dem Segensspruche verließ. Eine unaussprechliche Angst trieb ihn, das Ende der Handlung zu beschleunigen; er eilte in die Sakristei, sich der priesterlichen Kleidung zu entledigen und dort empfing ihn die Nachricht, Sidonie sei schlummernd aus der Kirche getragen und ihr Schlummer schiene Tod. – Theorrytes eilte unverzüglich aufs Schloß. Sidoniens leichte Hülle lag, den Lilienstengel fest in der Hand haltend, im ewigen Schlaf. Ihre Begleiterin hatte, sie ins Schloß tragend, verspürt, daß sie schwerer ward, und länger von ihren Armen herunter reichte; auf ihr ängstliches Fragen nach ihrem Befinden fühlte sie, wie das Mädchen seinen Kopf freundlich an ihren Hals zu drücken bemüht war; in das Zimmer getreten, legte sie es ängstlich auf das Ruhebett, aber sie wußte nicht, ob sie damals noch gelebt. – Sie lag, als hätte sie sich willkürlich gelegt, eine Hand auf dem Herzen, die linke, die den Lilienstengel hielt, neben sich gestreckt. Der Graf, den Unpäßlichkeit aus der Kirche zurückgehalten hatte, eilte auf der Wärterin Rufen herbei; seine erste Sorge ging dahin, die Nachricht seiner Gemahlin nicht in der Kirche zu kommen zu lassen; er schloß alle Anwesende in Sidoniens Zimmer ein, schickte zum Arzt, und versuchte indeß alle Mittel, welche bei Nervenohnmachten des Kindes schon ehemals angewandt worden. Dennoch drang das Gerücht in die Kirche. Die Gräfin nahm Unruhe unter der Gemeine wahr und eilte, von Ahnung getrieben, nach Hause. Jetzt fand sie Theorrytes vor der Hülle der Verklärten in erstarrtem Schmerz. Der Graf kam dem jungen Priester mit Anstand entgegen; aber Thränen rannen aus den ruhigen Augen über die ruhigen Züge, wie das lebendige Wasser des Felsquells über die Eisdecke der ihn empfangenden Flur. Verrichten Sie Ihr erstes Amt in meinem Hause, sagte er fest, und deutete mit dennoch zitternder Hand auf die Todte. Theorrytes kniete vor das Ruhebett, der Graf faßte seiner Gemahlin Hände und zog die starre Trauergestalt zum Gebet nieder, alles Schloßgesinde, das sich im Zimmer gesammelt hatte, sank zu Boden, und der Anblick der festlich gekleideten Beter glich einer Blumenflur von Gottes Wettern geschlagen, in deren Mitte Sidonie dalag, wie ein schlafendes Kind. Nach einer Weile tiefer Stille erhob Theorrytes sein Haupt, und betete laut mit der Begeisterung des Glaubens und des Schmerzes. Der Mutter Thränen flossen; der Graf winkte, und das Zimmer ward leer. Nun bat der Graf den Priester, die Gräfin auch zu entfernen. Jetzt ward Theorrytes von seinen Gefühlen überwältigt; er hob die gefalteten Hände gen Himmel und rief: mit dir sinkt mein letzter Erdengedanken ins Grab! – Der Graf sah ihn durchdringend, aber nicht vorwurfsvoll

317

an, reichte ihm seiner Gattin Hand, als wolle er sie ihm zu leiten übergeben, und sagte: Nun ruhe die Todte. Ihnen liegt es ob, die Lebende zu unterstützen.

318 Und Theorrytes that es. Wenn er bis zu seiner ersten Amtsverwaltung, wenn er neben Sidoniens Leiche noch leidenschaftliche Spannung verrieth, so war er nun durch die Folge geistiger Kraftentwicklung zur Herrschaft über sie gelangt. Wie viel überirdische Einwirkung dabei Statt fand, gebührt uns nicht zu entscheiden. Von dieser ganz abgesehn, muß sich der denkende Mensch Augenblicke seines Lebens erinnern, die er als die reinsten, höchsten, für Stufen seiner Veredlung erkennt. Von da an weiß er, was er fähig ist, nachzustreben, zu erringen, und die Sinnenwelt überwältigt ihn nicht mehr.

Die Frau von vierzig Jahren

»Nun wäre es doch Zeit«, sagte der Major von Helm zur Präsidentin von Helm; »nun wäre es doch Zeit, gute Mutter, daß Sie etwas Ruhe genießen. Sie haben sich auf mehr als eine Art angegriffen, ungewohnt angegriffen; Tochter und Enkel schlummern, beide in ihrer neuen Existenz; schlummern Sie auch einen Augenblick.«

»Nein, lieber Sohn«, erwiderte die Präsidentin, »daraus wird nichts. Sie wollen mich mit der Wartefrau und der Bademutter wegschicken, weil ich ihre Gehülfin gewesen bin, so lange es Noth that; meinen Sie denn aber, wenn ich mich in diesen peinlichen Stunden wirklich abmattete, daß ich mich nicht hier am besten erholen werde?«

»Unsere liebe Mutter mag Recht haben«, fiel Feldberg ein, »und ich glaube, sie weiß, welche Seelendiät ihr zuschlägt.«

Das Trio ward also nun einig, an dem duftenden Sommermorgen bei aufgehender Sonne in der lieblichen Gartenlaube beisammenzubleiben, um ein Frühstück oder Abendessen zu genießen: zum Frühstück machte es die Tageszeit; aber keines aus der kleinen Gesellschaft hatte sich in der vergangenen Nacht zur Ruhe begeben, weil während derselben eines von den Geschöpfen, welche so unmerklich langsam emporkeimen, um dann in einem Augenblick plötzlich wieder zu verschwinden, dieses räthselhafte Dasein zum ersten Mal schreiend begrüßt hatte. Der neue Weltbürger war Sohn des Majors von Helm, ehemals Offiziers in französischen Diensten, und Stiefgroßsohn der Präsidentin. Feldberg, ein Freund vom Hause, hatte jene Stunden des Schmerzes, der Hoffnung und Furcht mit seinen Lieben theilen wollen. »Sie weiß«, sagte er, »welche Seelendiät ihr zuschlägt. Von Ermüdungen dieser Art – versteht sich, so oft Ihr Weibchen, lieber Helm, sie ihr verursachen kann – fürchte ich nichts für das warme Herz, für die unruhige Thätigkeit meiner Freundin. Was Ihrer ersten Jugend fehlte, um sie zu beglücken«, setzte er mit einem bedeutenden Blick hinzu und küßte der Frau von Helm achtungsvoll die Hand, »fanden Sie späterhin, um eine zweite, schönere Jugend zu beleben.«

Frau von Helm sah gerührt ihren Freund an: »Ja, ich holte meine verfehlte Bestimmung noch ein.« Jetzt erröthete sie, unterbrach sich, zog ihre Hand zurück und ging eine Weile am Eingang der Laube auf und ab, indeß der junge Helm den Thee bereitete und sie geflissentlich sich selbst überließ, zugleich aber durch einige Blicke, die er auf Feldberg warf, wel-

cher sinnend die Flamme unter dem Kessel betrachtete, seine innige Theilnahme bezeugte.

122 Sie trat nun wieder zu ihnen. »Halten Sie mich, hier, um Sie, neben Ihnen, für glücklich, mein guter Sohn?« – »Ja«, erwiderte der junge Mann lebhaft und legte die Hand betheuernd auf die Brust, »ich halte Sie dafür, weil Sie uns glücklich machen, weil wir Ihnen Vieles, Alles verdanken.«

»Lieber Karl«, sagte sie lächelnd, »Sie führen die wahre Ursache nicht an. Feldberg da wird aufrichtiger sein; nicht wahr?«

»Nun wohl«, sagte Feldberg; »Sie sind auch darum glücklich, weil Sie wichtigen Täuschungen entsagt haben, weil Sie die schlichte Wirklichkeit lieben lernten, weil Sie Ihre Phantasie nur noch die Lücken des täglichen Lebens ausfüllen, nicht dessen unabänderliche Bedingungen mit falschen Farben malen lassen.«

»Halten Sie, halten Sie! Was Sie auch sagen mögen, so hat es doch eine ungalante Seite, und so drücken Sie es immer lieber geradezu aus: weil ich sonst ein eitles, selbstisches Weib war und nun Pflichten erfülle und an Andern Theil nehme. Und das danke ich Ihnen, Karl, Ihrem guten Weibe, dem süßen Kinde, das ich eben in meine Arme empfang; nicht Ihren weisen Lehren, Herr Philosoph, denen ich übrigens doch alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. O lieben Freunde, die Kenntniß, was zum wahren Glücke gehörte, hatte ich schon lange, aber die Mittel dazu fehlten mir. Es rühme sich doch kein frecher Weiser, unabhängig von Dem, was ihn drückte, trotz Dem, was ihm fehlte, glücklich gewesen zu sein; Selbstverleugnung, Unempfindlichkeit ist Alles, was er errungen haben kann: glücklich macht nur Befriedigung, nicht aller, aber doch eines oder des andern unsrer Wünsche.«

123

Feldberg lächelte gerührt: »Da würden Sie also den armen Epiktet ohne Umstände Lügen strafen?«

»Von dem spreche ich nicht; nicht von Euch grob fühlenden, heftig verlangenden, im Genuß einschlafenden, durch Herrschen verdorbenen Geschöpfen; ich spreche von uns Weibern, denen die Natur Gefühle gab, die kein Menschenleben erschöpft, die wir unserm Geschlecht nicht mittheilen mögen und die das Eure nicht zu fassen vermag.«

Helm sagte sanft: »Die Brust eines Sohnes vermag es doch, und das Herz einer Tochter und der Kindersinn, der sich nun unter Ihren Augen in dem Neugeborenen entwickeln soll« –

Sie umfaßte ihren Sohn und hob ihr Gesicht von seiner Schulter zu Feldberg auf, der zweideutig aussah: »Ihr sarkastisches Lächeln verstehe

ich schon; sagen Sie nur immer: sei ruhig, Großmütterchen; denn Sie meinen doch, ich schwärme. Davor fürchte ich mich aber nicht mehr; ich habe ja so lange geschwärmt, habe so lange gesucht, nicht zu schwärmen, daß ich mich endlich beurtheilen kann.«

»That ich Ihnen weh?« fragte Feldberg; »nein, diese Schwärmerei, von der ich einst so viel litt, macht jetzt unser Aller Glück und erhält Sie in ewigblühender Jugend.« – Er sah sie mit ernstern, aber lebhaften Blicken lange an: »Sagen Sie selbst, lieber Helm, sieht sie sich noch ähnlich? Sie erinnern sich doch, wie ehemals ihre kalte Schönheit uns niederschlug, und jetzt– o wie verschönert innerer Frieden auch das schöne Weib!«

124

»Kalt? – Ja, das war ich, ich war sehr unglücklich, sehr verstimmt! Ein langer Miston war mein ganzes Dasein gewesen, seit – seit einem Zeitpunkt« – Sie schwieg, mit einem flüchtigen Blick auf Feldberg. Nun sammelte sie sich zu ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit und fuhr fort: »Es war ein Zeitpunkt, der die Krise meines Jugendglücks machte, sowie ich nun die meiner spätern Jahre überstanden zu haben glaube. Ich weiß aber nicht recht, lieber Sohn, wie wir gerade zu diesem wunderlichen Gespräch kommen. Im Grunde geht es dem Menschen doch immer so: in der ersten Hälfte seines Lebens strebt seine Einbildungskraft gern in die Zukunft hinaus, in der andern blickt er mit seiner Erinnerung in die Vergangenheit zurück. Und es ist ja auch ganz natürlich: wenn Erfahrung die Schwingen unserer Hoffnung gelähmt hat, wollen wir uns doch noch an etwas halten und geben Dem, was nicht mehr ist, ungefähr den nämlichen Werth, wie vorher Dem, was noch nicht war.«

»Wie schwarz ist dieses, meine gute Mutter!« sagte Helm. »Wirklich, wenn Sie mich jetzt wieder fragten, ob ich Sie für glücklich halte: ich wüßte nicht mehr, was ich antworten sollte.«

»Doch, doch, mein Freund!« antwortete sie mit nassen Augen; »dies war nur ein Gefühl von alten Zeiten her, die vorüber sind. Gewiß, wenn ich die Spuren der Vergangenheit aufsuche, so ist es nur, um mich an der Vergleichung zu erfreuen.«

125

Schweigend saßen jetzt die Drei eine Weile beisammen. »Karl«, fing endlich die Frau Helm wieder an, »in unserm Verhältniß ist etwas, das Ihnen nicht angenehm sein kann.«

»Was könnte das wol sein?«

»Wie Sie nach Ihrer vieljährigen Entfernung von Ihres Vaters Hause dahin zurückkamen, fanden Sie mich unglücklich; ich spreche oft mit

Schmerz von meiner Vergangenheit, von meiner Ehe, und Ihr Vater war mein Gemahl.«

Helm küßte ihr ehrerbietig die Hand: »Meines Vaters Briefe lehrten mich Sie ehren, ehe ich in Ihrer Nähe war; so oft Sie seinen Namen nennen, ehrt ihn die Art, wie Sie es thun. Vermochte er nicht, meine gute Mutter zu beglücken, so war er gewiß unglücklich, so oft er es empfand.« –

»Gute, wahre Seele!« sagte die Mutter und streichelte nachdenkend seine offene Stirn; – »lieben Kinder, ich besitze Eure ganze Liebe, ich verdiene sie auch; es liegt aber ein Theil Glauben in ihr. Ihr sollt mich ganz beurtheilen lernen, auf die Gefahr hin, mich zu misbilligen. Wir werden jetzt manche ruhige Stunden haben, so lange das Weibchen durch ihre Ammenpflicht zu einem eingezogenen Leben berechtigt ist. Ich möchte mir gern jedes Recht auf Euer Vertrauen erwerben; wenn wir nächstens einmal um Gertrudens Bett versammelt sind, erzähle ich Euch meine Geschichte.«

126 Helm küßte ihr dankbar die Hand: »Nicht um unser Vertrauen und unsre Liebe mehr zu erwerben, sondern weil Sie uns damit Ihrem Herzen näher anschließen, hat dieses Versprechen den größten Werth für mich. Oft, wenn wir Ihre Güte gegen uns am lebhaftesten empfanden, fragte meine Gertrude: warum war aber die theure Frau nicht immer so herzlich gegen Dich? – Verzeihen Sie, meine Mutter.«

»Nein, lieber Karl, das braucht es nicht: gegen Sie und Ihre Schwester habe ich mir nur Unterlassungsfehler vorzuwerfen; nur thun mir Ihrer Gertrude Worte jetzt weh.«

Der junge Mann war betreten, sie leitete das Gespräch wieder in einen heitern Ton; man trennte sich. Gertrude war voll Freude über das Versprechen der Mutter, sie wollte schon den nächsten Tag zu dessen Erfüllung festsetzen, was aber geradezu abgeschlagen wurde, indem man Gertruden zur strengen Beobachtung aller Vorsichtsregeln anhielt, über welche eine junge Mutter im seligen Gefühl ihrer Kraft, das gesunde Kind im Arm, so gern spottet. Sie bat, schmolle; mehre Tage war Alles umsonst. Endlich sagte Frau von Helm: »Wohl denn: morgen, wenn der Junge recht brav und Mütterchen hübsch fromm war, komme ich zum Thee herunter; dann schließen wir die Thüre vor allen Vettern und Basen, und Großmutter nimmt das Wort.«

Den andern Tag um fünf Uhr Abends war der Kleine beschwichtigt, das Theewasser kochte, der Bediente war aus dem Zimmer geschickt, als Feldberg hereintrat und sich neben dem Bett der Wöchnerin niederließ.

Helm sah lächelnd seine Frau an, die gute Lust hatte, den armen Feldberg ohne Umstände fortzuschicken.

127

Indem erschien Amalie. »Holla, mein guter Freund«, sagte sie, als sie Feldberg erblickte; »so war es mit nichten gemeint, daß Sie unter meinen Zuhörern sein sollten; daraus wird nichts, Sie begreifen es, wissen es – und müssen die Güte haben, sich zu empfehlen.«

»Wie? meine Freundin, sind Sie jetzt freimüthig? sind Sie billig? sind Sie vergeltend? sind Sie großmüthig?« –

»Ah – h!« rief Frau von Helm, als schöpfte sie tief Athem; »bald sind Sie auf der rechten Höhe! Nun wohl, ob es billig, vergeltend, großmüthig ist, davon ist alleweile nicht die Frage; ob es in der Natur der Sache ist, ob ich in Ihrer Gegenwart meinen Kindern Alles sagen werde, was ich hinter Ihrem Rücken sagen würde, ob ich – o fort, fort mit Ihnen! Wäre es denn nicht lächerlich, vor Ihnen von Ihnen zu schwazen?« – Frau von Helm erröthete, die liebe Wöchnerin und ihr Mann schauten neugierig auf, betroffen und scherzhaft zürnend rief die Mutter: »Nun da haben wir's! Meinen ganzen Plan verderben Sie mir, und nun ist den Kindern schon verrathen, was das Salz meiner Geschichte ausmachen sollte. Adieu, adieu!« – Sie drängte Feldberg gegen die Thüre, indeß er ihre Hand hielt und an den Mund führte und sie dadurch glauben machte, er wolle sich ihrem Willen fügen.

»Nein, Amalie«, sagte er, wie er zum Worte kommen konnte, »Ihrer Geschichte wird an Interesse nichts abgehen, wenn Sie mir erlauben, Ihren Kindern zu sagen, daß Sie meine innigste, feurigste Liebe waren, daß eben das Gefühl, welches mich in meiner Jugend aus meinem Vaterlande vertrieb, mich vereinzelt, und langem, scheuem Unglück hingab, jetzt meine stille Zufriedenheit, meinen Genuß, mein Band an die besten, liebsten Menschen ausmacht« – Amaliens schöne Züge wurden jetzt von einer Röthe überstrahlt, die den Reiz der Jugend zurückzauberte. Feldberg sah Thränen in ihren Augen zittern; indem er ihre Hand losließ, sprach er mit ehrerbietiger Zärtlichkeit: »o meine Freundin, *jetzt* könnte ich wirklich fortgehen – in dieser Thräne, in diesem Blick auf Ihre Kinder, in dem liebevollen Ausdrücke dieser beiden glücklichen Menschen, läge Entschädigung – läge Belohnung wenigstens für das Entsagen, zu welchem Sie mich damals zwangen – soll ich also gehen, meine Freundin?«

128

»Wirklich, wie Sie wollen«, erwiderte Frau von Helm; »etwas mehr oder weniger armsündermäßig, wenn man einmal beichtet, kommt im Grunde doch auf Eins heraus –«

»Ich werde Ihnen aber heute zum ersten Male sagen, wie unbillig Sie waren –«

»Zu seiner Zeit, wenn ich es erlaube, auch das! – Jetzt bitte ich mir Stille aus.«

Sie setzte sich, meist gegen Gertrudens Bett, und durch Zufall gegen Feldberg, der seitwärts saß, mehr mit dem Rücken gekehrt; Karl stand gelehnt am Kopfe des Bettes.

129 »Sie werden es bezeugen, Feldberg: wie Sie in ** studirten – ich war damals acht Jahre alt – galt ich für ein sehr hübsches und gescheites Mädchen, und um so mehr, als meines Vaters Geschäfte ungemein zu glücken anfangen. Sie erinnern sich vielleicht noch, wie er während der vier Jahre Ihres Aufenthaltes seine Ausgaben vermehrte, den Bau seines schönen Hauses unternahm, mit immer größerem Aufwande zahlreiche Gäste bewirthete. Mein Vater hatte viel Handelsgeist; er hatte sich durch viele Anstrengungen und große Mühseligkeiten bis zum Wohlstande, und zuletzt bis zum Überflusse durchgearbeitet – wenn er jetzt Andere eben das leiden sah, was ihn gedrückt hatte, überließ er es ohne sonderliche Theilnahme ihrem Schicksale, ob es sie endlich so gut oder schlechter bedenken würde, als ihn das seinige bedacht hatte. Er war nichts weniger als geizig, setzte aber einen so hohen Werth auf das Geld, daß es nichts gab, was er nicht damit erkaufen zu können glaubte. Er kaufte sich also auch den Adel – das muß wol nach Ihrer Abreise geschehen sein – sein Fabrikwesen übergab er den Brüdern meiner Mutter und schaffte sich ein sehr schönes Landhaus an, wo er die Sommermonate zubrachte.

130 Meine Mutter kannten Sie, lieber Feldberg – ich habe nicht vergessen, daß Ihre ersten Worte, als Sie mich nach achtjähriger Abwesenheit wieder sahen, ihr Andenken feierten. Sie war eine sanfte, edle Frau; sie hatte einen hellen Verstand, dem keiner von den falschen Schritten meines Vaters entging. Allein zu weich, um seine Handlungen zu leiten, ließ sie es nur ihr tägliches Geschäft sein, jede üble Folge, die sie hatten, bestmöglich zu mildern. Am meisten trieb sie dies Geschäft in Ansehung meiner und meines nachmals verstorbenen Bruders. Ich habe erst spät begreifen gelernt, wie sehr sie leiden mußte, in meiner Erziehung den Keim der Verkehrtheiten entstehen und pflegen zu sehen, aus denen in der Folge mein – mein *Nichtglück* erwuchs. Mit welcher Sorgfalt liebte sie dem wenigen Guten in mir, was das Schicksal erst nach so vieler Mühe von seinen Schlacken gereinigt hat! Unterdessen sparte mein Vater keinen Aufwand, um jedes glänzende Talent bei mir ausbilden zu lassen, und

ehe ich es noch in irgend einem zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, wurde ich schon durch sein schmeichelndes, von der Gesellschaft, in der wir lebten, gefällig nachgesprochenes Lob überredet, daß ich den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hätte.

Diese verderblichen Eindrücke waren mächtiger, als das sanfte Gegenstreben meiner guten Mutter. Ich fühlte zwar oft, daß sie Recht hatte; wenn ich aber in den Augenblicken, wo mir Alles lächelte, auf ihren Ernst und Tadel stieß, konnte ich, so mild beide waren, doch nicht umhin, sie als freudestörend zu empfinden.

Freilich gab es wol auch Augenblicke, wo die Wahrheit siegte. Ich erinnere mich, daß meine Mutter mich zuweilen von meinen glänzenden Beschäftigungen unmerklich und spielend an ihren Arbeitstisch herüberlockte. Sie machte Hemdchen, Häubchen, einen ganzen Kram für arme Kinder, wie denn überhaupt thätige Frömmigkeit ein Zug dieser schönen Seele war. Wenn ich dann einen Nachmittag lang mit ihr gearbeitet, ja wol gar irgend eine Gesellschaft, zu der ich berufen war, freiwillig darüber versäumt hatte, so leitete es ihre liebende, fromme Absicht dahin ein, mich fühlen zu lassen, wie viel lohnender es wäre, in der Freude der armen Mutter, die ihr Kind gekleidet sähe, in der Behaglichkeit des kleinen Geschöpfchens, das nicht mehr von der Blöße litte, ein bleibendes Denkmal dieses Abends gestiftet zu haben, als wenn ich ihn in meinem gewöhnlichen Cirkel von Zerstreungen hätte verhallen lassen.

131

Ich war bei solchen Gelegenheiten nicht ohne tiefe Rührung – aber wie wenig gelang es dennoch der einfachen, himmlischen Seele, mich dadurch zu sich emporzuheben! Einmal an Außenseite gewöhnt, mischte meine Einbildungskraft fremdartiges Gepränge hinzu: ich spielte in meinen eignen Augen die Rolle einer schönen Wohlthätigen; meiner Eitelkeit waren die Flügel nicht beschnitten, und meine Vernunft gewann nichts.

Ich war ungefähr in meinem vierzehnten Jahre, als mein Vater den Adel kaufte. Ich konnte bemerken, daß meine gute Mutter sich vielfältig dagegen sträubte, und ich höre noch, wie sanft sie unter Thränen mir zusprach, mich zu der schweren Rolle tüchtig zu machen, die mir zuwachsen würde, wenn mein Vater seinen Entschluß ausführte.

An einem von jenen süßen, zu spät mir unvergeßlich gewordenen vernünftigen Abenden, trat mein Vater, halb beschämt, weil er meiner Mutter Gesinnungen kannte, halb entzückt, mit seinem Diplom in der Hand, in unser Zimmer. Eine Frau, deren Mann in unsern Gärten arbeitete, war im Kindbette; meine Mutter, die mir ein Recht verschaffen

wollte, diesen äußerst armen Leuten zu helfen, hatte mich zur Pathin vorgeschlagen und ließ mich ein artiges Taufzeug nähen: bei dieser Arbeit schwatzte sie freundlich mit mir – das ist, sagte sie, eine traurige Barmherzigkeit von reichen Leuten, die den Armen immer nur vom Stehlen oder Verhungern rettet. Die Vorsehung gab den Menschen Genuß als Sporn zum Guten, und wie oft sehen wir ihn sogar als Zweck unsers Thuns an! Um aber Gottes Ebenbild auf Erden zu sein, meine Amalie, wollen wir dem Armen, so wir es vermögen, nicht bloß geben, daß er sich im Schweiß seines Angesichtes Brot verdiene, sondern wir wollen ihn zuweilen auch durch einen frohen Tag uns näher bringen, ihm ein besseres Bewußtsein, als das eines bloßen Lastthieres, verschaffen. So wird schon das Tauffest, und noch mehr der jedesmalige Anblick dieses Wämschens, dieses Häubchens, die armen Richters ergötzen, und jedesmal wird die angenehme Erinnerung einen süßen Tropfen in den Kelch ihrer Mühseligkeiten mischen, und *das* hilft die Menschen gut machen – ach, setzte sie hinzu und faltete wie betend die Hände, könnte man nur Jedem, der im Begriffe steht, eine tadelnswürdige Handlung zu begehen, sogleich eine reine Freude in den Weg werfen, es würde viel weniger Böses geschehen.

Dies Gespräch unterbrach mein Vater durch seinen Eintritt und begrüßte mich als *Fräulein* Amalie. Meine Mutter senkte ihre Blicke auf ihre Näharbeit und schwieg. Er kündigte eine Menge kostbarer Veränderungen an, wie neue Equipage, Ameublements und dergleichen; mir gab er eine Börse mit zwanzig Louisdors, um bei dieser Gelegenheit meine Garderobe zu vermehren.

Dadurch war freilich die sanfte mütterliche Weisheit bei mir verdrängt, und leider mischte sich dadurch auch dem milden Charakter der trefflichen Frau ein wenig Bitterkeit bei, sodaß sie weniger im Stande war, durch überlegte Theilnahme der Eitelkeit, die jetzt in meinem Gemüthe die Oberhand gewann, ihren Spielraum zu beschränken.

Sie litt viel, die gute Mutter, und meine erste Freude war auch nicht von langer Dauer. Man ließ es meinen Vater gern empfinden, daß man den Ursprung seines Adels nicht aus den Augen verlöre; er hingegen vergaß ihn nur zu oft und setzte sich mancher Verlegenheit aus, die auch auf mich zurückfiel.

Doch jung und schön wie ich war, besaß ich bei Männern einen vollgültigen Adelsbrief, und die Weiber vollends hätten mir darum fast einen himmlischen Ursprung beigelegt; denn sie waren zuweilen versucht, mir nicht nur Ahnen, sondern gar Vater und Mutter abzusprechen.

Diese Stimmung bei meinem Geschlechte mußte mich natürlicherweise von seinem Umgange entfernen, und ebenso natürlich mußte ich an der Gesellschaft von Männern Vergnügen finden – daraus entstand in meinem Betragen etwas, das man nicht säumte, für Koketterie zu nehmen, ungeachtet es das damals noch nicht war: gern hätte ich die allgemeine Bewunderung für ein Wesen, das mich geliebt hätte, hingegen; ein solches Wesen suchte ich unter der Menge meiner sogenannten Anbeter, und wenn ich, lebhaft fühlend, verzogen, zart, romantisch, es nicht fand, so war mein Gutes daran ebenso sehr schuld wie meine Fehler. Indessen war es doch immer ein Zug mehr, der wie Koketterie aussah, der zur Gewohnheit wurde und zuletzt wirklich mit einigem Rechte Koketterie heißen konnte. Mein Herz, das sich nach Liebe gesehnt und theils keine gefunden, theils nicht verstanden hatte, sie zu finden, hielt sich endlich an kleine Sensationen, die nothdürftig ein tiefes Gefühl beschwichtigten; von diesen nährte es sich kümmerlich von einem Tage zum andern, indeß sich meiner übersatten Eitelkeit immer neue Speisen aufdrängten, und meine widerstrebende Vernunft ein sophistisches System von Jugendgenuß zusammensetzte, zu welchem sie auf keinen Fall stark noch reif genug war.

134

Mein einziger Schutzgeist ward mir auch entrissen. Meine Mutter starb – ich war siebzehn Jahre alt, als ich mich nun ganz mir selbst überlassen fand. Ein Gefühl meiner Lage gährte verworren in mir, als eine neue Bekanntschaft meinem Wesen neue Empfindungen beimischte – –«

Amalie hielt hier inne; sie sah, halb muthwillig, halb gerührt, auf ihre Kinder, die sie stillschweigend liebkosten, gleichsam zum Danke für ihre Erzählung und zur Bitte um die Fortsetzung. Feldberg hatte mit tiefer Aufmerksamkeit zugehört; jetzt war sein geistvolles Gesicht von einer brennenden Röthe überflogen – Wie Amalie immer noch schwieg, stand er auf, unentschlossen, ob er sich nicht entfernen wollte; nun fing sie aber ihre Erzählung wieder an, und er ging leise im Zimmer auf und ab.

135

»Zum ersten Male nach dem Tode meiner Mutter erschien ich in einer zahlreichen Gesellschaft. Wie meine Toilette vollendet war, konnte ich mir nicht verhehlen, daß sie mir sehr geglückt wäre. Die Veranlassung, wegen deren ich dieses schwarze Gewand trug, regte zugleich mein Gefühl auf eine andere Weise auf. Die Neuheit des Wirrwarrs nach einigen in der Einsamkeit verlebten Wochen, die schmeichelhafte Bewegung, die bei meinem Eintritt entstand, der Gedanke, zum ersten Mal als Waise das Getümmel der Welt wieder vor mir zu haben – Alles trug dazu bei, mich in eine solche Rührung, in einen solchen Aufruhr der Empfindungen und

Gedanken zu versetzen, daß ich die Anreden, mit denen man sich zu mir drängte, kaum beantworten konnte.

Unter Andern stand aber ein Fremder vor mir und sagte: wie freue ich mich, in dem Ausdrucke dieser schönen Züge zu lesen, daß unter dem schwarzen Gewande ein *Herz* schlägt, welches die beste Mutter betrauert! – Ich stutzte, denn des jungen Mannes Gesicht war mir ganz unbekannt. Er nahm bescheiden wieder das Wort: »Ich heiße Feldberg – verzeihen Sie, daß die Lebhaftigkeit, mit der ich mich erinnerte, vor einigen Jahren Ihrer Frau Mutter prophezeit zu haben, was Sie jetzt so schön wahr machen, mich vergessen ließ, daß Ihnen der Weissager längst aus dem Sinne gekommen sein mußte.«

136

Feldberg war – nicht so liebenswürdig als er jetzt ist; er war mit der Welt unzufrieden, weil er mehr taugte als die Welt, und doch war er nicht gut genug, um die Bösen zu bedauern und es dem *Bessern* nachzusehen, daß es nicht das *Beste* ist. Von unserm Geschlechte hatte er sich ein Ideal ausgedacht, das er in seiner Geliebten realisiren wollte. Das Ideal war aller Ehren werth, aber der Bildner war – wenigstens ein Pedant.«

Feldberg hielt im Gehen Amalien gegenüber inne und machte ihr stillschweigend eine tiefe Verbeugung.

»Ein Pedant« – wiederholte sie, ohne ihren Ton zu verändern und gleichsam nur um den Faden ihrer Rede wieder anzuknüpfen: »noch an demselben Abend ward ich hinlänglich inne, daß sich mein Gefolge um ihn vermehrt hatte – so stolz war ich noch nie auf eine Eroberung gewesen; ein Mann, dessen Jünglingsalter von acht Jahren her ein allgemein geschätztes Andenken zurückgelassen hatte, der jetzt auf die ehrenvollsten Bedingungen, als ein noch sehr junger Mann, in ein Landescollegium berufen war, das wenige Fremde unter seinen Mitgliedern zählte, der sich als Gelehrter durch den feinsten Ton, als Weltmann durch die gründlichsten Kenntnisse auszeichnete –«

»Aber, liebe Freundin, bedenken Sie doch nur einen Augenblick, wie des alten Feldbergs Bescheidenheit gefoltert wird, wenn er seiner Jugend solche Verdienste ...«

137

»Still, mein Herr! die Rede ist nicht von Ihnen. Ich war mehr als geschmeichelt; ich war mit furchtsamer Freude besorgt, die *Achtung* des Mannes zu fesseln, dem ich *gefallen* hatte. Ich ließ ihn in mein ungebildetes, vielleicht verkehrtes aber warmes Herz blicken. Der Mann verstand aber nicht, mich zu behandeln; voll sehnlichen Verlangens nach einem Hafen für das unstete Treiben meiner Empfindungen, ging ich unachtsam

einen raschen Schritt; er, neben einem warmen Herzen im Besitz eines kalten Sinnes, folgte gemessen einer steifen Methode. Feldberg erkannte die Gewalt, die er über mich gewann; er ward mein Mentor, tadelte mich, gab mir Rath – ich folgte ihm gern; ich ergrimte über seine Vernunft und ehrte sie, versagte mir Zerstreungen, erwarb mir Kenntnisse, bekämpfte Launen, brachte ihm tausend kleine Opfer und hoffte jedes Mal, nun – nun ihn liebend, anbetend zu meinen Füßen zu sehen, um ihn wieder zu lieben, um endlich ...«

»O Amalie!« rief jetzt Feldberg, der mit der lebhaftesten Bewegung bisher zugehört hatte, und faßte ihre Hände. Sie sah ihn mit nassem Auge und angenommener Kälte an. »Mein Herr«, sagte sie, »verwechseln Sie hier nicht Geschichte und Gedicht. Meinten Sie, meiner Erzählung eine dramatische Form zu geben, so hätten wir andere Abreden nehmen müssen. Sogleich ex tempore eine Rolle zu spielen, die doch nicht zu den leichtesten gehören würde, könnte nur einer – sehr schlechten Schauspielerin zugemuthet werden.«

»Ja, ja! Nach zwanzig Jahren – und noch dieser peinigende Wechsel von Gefühl und Muthwillen!«

»Nach zwanzig Jahren? – Das war grob! Jetzt, Kinder, bittet einmal den Herrn, daß er schweigt, oder wenn er's nicht lassen kann, hinübergeht und dem Bambino vordeclamirt; dort findet er ein geneigtes Publicum, bei welchem seine artigen Complimente nichts auf sich haben.«

138

Feldberg legte, demüthig sich bückend, den Finger auf den Mund, und Frau von Helm fuhr fort.

»Und consequent zu sein, vermochte der arme Pygmaeon doch nicht; wenn er sein Werk betrachtete, vergaß er oft, daß es nur erst *rohe* Materie war, und stand davor, in Entzücken verloren. Da vermaß sich dann die *Statue* wol auch, solche Augenblicke ein klein wenig zu merken, und ein ziemlich unartiges *Mädchen* zu sein und sich rächen zu wollen an seiner systematischen Kälte, an seiner pedantischen Gewalt über sein Herz –«

»Darf ich reden?« unterbrach jetzt Feldberg noch einmal.

»Um mir zu widersprechen? – Nein, noch nicht; vielleicht nachher – Mein Bruder starb, und ich war nun die einzige Erbin von meines Vaters sehr ansehnlichem Vermögen. Ich hatte meinen Bruder geliebt und beweinte ihn, noch mehr aber beweinte ich ihn, als mir mein Vater erklärte, jetzt könnte er auf einen Schwiegersohn Anspruch machen, der mir an Rang und Ehre Alles gäbe, was er mir mit Geld allein nicht verschaffen könnte.

In der Zeit, wo sich mein Vater mit diesen Gedanken trug, lernte ich Ihren Vater kennen, lieber Karl.

139 Sie wissen, daß ich sein Andenken ehre, daß ich seine Tugenden immer zu schätzen wußte. Ich darf glauben, daß ich ihm nicht in den Weg zu einem höhern Glücke getreten bin. Sie sind aber ein Mann und rechnen es nicht zu den kindlichen Pflichten, auf die Unfehlbarkeit seiner Ältern zu schwören. Ihr Vater besaß bei vielen Kenntnissen ein gutes, ja oft sehr edles Herz; aber als letzter Zweig einer alten Familie, die auf ihren Namen um so mehr hielt, als sein Glanz nicht durch Glücksgüter erhöht wurde, war er von Jugend auf verzogen worden. Seine wirklich ausgezeichneten Fähigkeiten wurden frühzeitig bewundert; aber seine Ältern bildeten sie gerade nur standesmäßig aus: alles Solidere, was er besaß, verdankte er einer glücklichen Zusammenstimmung von Umständen, die den Ehrgeiz in ihm erregt hatten, sich durch eignes Verdienst hervorzuthun. Er war noch jung, als er schon anfang, dem Staat in ansehnlichen Ämtern zu dienen; er stellte den erlöschenden Glanz seiner Ahnen wieder her. Aber diese Selbstbildung unter alltäglich verkehrten Leuten hatte auch ihr Schädliches gehabt. Es war etwas Weichliches in ihn gekommen, und da Andere ihn vollkommen fanden, und er sich wahrer Tugenden bewußt war, lernte er sich zu vortheilhaft beurtheilen.

140 Er war gereist, hatte gelebt, hatte ziemlich spät zum ersten Mal geheirathet; durch unglückliche Zufälle war Ihre würdige Mutter um ihr ansehnliches Erbe gekommen: sie hatte ihn im vierzigsten Jahre als Witwer und ohne Vermögen zurückgelassen. Ihm that das wenig; da er Alles, was ihn anging, sich auf einem erhöhten Gerüste gleichsam historisch vorzustellen pflegte, sah er die Zukunft seiner Kinder unter diesen Umständen nur in einem interessanten Lichte. Junge Leute, die bei der edelsten Geburt durch ihres Vaters und ihre Verdienste allein zu glänzen haben werden! so dachte er, und fing schon an, Weltbürger aus ihnen zu bilden. Die Familie dachte aber anders; sie seufzte, daß die letzten Zweige eines solchen Stammes vielleicht als Krippenreiter und Gesellschaftsfräulein würden verderben müssen. Da war besonders eine alte Tante – Sie haben sie nie gekannt – diese hatte eine edle betagte Wittib mit ungeheuern Vermögen in Bereitschaft, welche durch eine Heiratth mit Ihrem Vater das Öl in die erlöschende Adelslampe liefern sollte –«

Feldberg sah ernsthaft aus; Amalie erröthete und fuhr fort.

»Sie waren damals vier Jahre alt, und Ihre Schwester sechs. Ich traf Sie eines Tages in dem **schen Garten. Ihre Lebhaftigkeit freute mich. Sie

schleuderten Steine in den Teich; bei einem ungeschickten Wurf mit einem zu schweren Steine verloren Sie das Gleichgewicht, Sie fielen auf den groben Kies am Ufer und bluteten stark an der Stirne. Ich eilte auf Sie zu; indeß Sie und Ihre Schwester gewaltig schrien und ihre französische Mamsell wie eine Gans schnatterte, wusch ich Ihre Stirne, legte etwas Balsam darauf, den ich bei mir hatte, und so mit dem artigen Knaben beschäftigt, war ich leider nicht ganz ohne ein gewisses Bewußtsein, daß ein schönes junges Mädchen, die sich eines blutenden Kindes so thätig annähme, ein hübsches Tableau geben müßte. Auf einmal hörte ich *Ma Bonne* eine Octave tiefer schnattern: sie war mit einem feinen Manne im Gespräch, der auf mich zuging, den Knaben bei der Hand nahm, und mir einige verbindliche Worte sagte, aus denen ich erst klug wurde, als ich das Junkerchen weinerlich rufen hörte: *Papa, ma bonne a bien vu que ce n'était pas ma faute.*

141

Auf diese Art also lernte mich Herr von Helm kennen. Der Auftritt bestimmte wahrscheinlich mein ganzes Schicksal. Ich gefiel Ihrem Vater, und es ward ihm leicht, mir alle Tugenden beizulegen, die seine Gattin, die seiner Kinder Mutter haben sollte. Als seine Absichten merklich wurden, frohlockte mein Vater und ich – brachte bald Feldberg auf durch geflissentlichen Leichtsinn, bald verwirrte ich ihn durch die natürliche Ergießung meines Gefühls, oder befremdete ihn durch Kälte: kurz, ich that Alles, um ein Geständniß von ihm zu erhalten, das mich in den Stand gesetzt hätte, einen Willen zu haben. Um eine Heirath mit dem Präsidenten zu fürchten, war ich zu eitel, zu gewohnt, Rang und Titel als etwas Vorzügliches zu schätzen. Überdem war Ihr Vater ein Mann, dessen Aufmerksamkeit in manchem andern Betracht schmeicheln mußte, und da ich mich mit allem Unangenehmen wenig abzugeben pflegte, drang ich in die Ursachen einer Abneigung, die ich im Hintergrunde meines Herzens spürte, eben nicht ein.

Für Feldberg war mein Gefühl zu wenig einfach, um Leidenschaft zu sein. Es setzte sich zusammen, erstlich auch aus Eitelkeit, dann aus Eigensinn, diesen Menschen unterjochen zu wollen, aus Achtung – und so wäre es dann wol Liebe geworden, wenn – wenn es also hätte sein sollen.

142

Ihre obbemeldete Tante, lieber Karl, hatte ihres Bruders häufige Besuche in unserm Hause erfahren und von den Vermuthungen der Stadt über seine Absichten Wind bekommen. Sie schauderte vor dem Gedanken einer solchen Misheirath, die ihr überdem auch aus persönlichen Gründen verhaßt war, weil ihr Mann mit meinem Vater in Geschäftsverhältnissen

gestanden hatte, bei denen Ihre Frau Tante – leider, wenigstens nicht gewann.

Ich kannte die Stimmung der Frau von Z. gegen mich, und war also unangenehm betroffen, als ich sie eines Abends ganz unerwartet in einer großen Gesellschaft fand, die ihr Bruder, wie ich wußte, diesen Tag nicht besuchen konnte. In dem, für die kindliche Achtung peinigenden, Falle, mit Menschen zusammenzukommen, die in Geschäften mit meinem Vater den Kürzern gezogen zu haben meinten, hatte ich mich schon öfters befunden, und es war mir meistens schwer geworden, in meine Höflichkeit gegen sie nicht ein gewisses wehmüthiges Gefühl zu legen, das sie leicht misdeuten konnten.

143 Frau von Z. drängte sich zu mir, überhäufte mich mit Schmeicheleien aller Art, zog mich in einen Zirkel von Verwandten und – fing nun an, mich auf die unbarmherzigste Weise zu persifliren. Ich war Anfangs bei dieser Frau blos mit meiner eignen Empfindung, die ihr zu günstig war, um sich eines solchen Angriffs zu versehen, beschäftigt. Zudem war ich zu jung und hatte zu wenig eigentliche Erfahrung von der Welt, um sogleich einzusehen, was man mit mir vorhatte. Ich fühlte mich lange unbehaglich, ehe ich die Bedeutung des Gesprächs verstand, und kam erst dahinter, als Feldberg, der zu uns getreten war, über das Betragen der Frau von Z. höchst unwillig, mich mit eben den Waffen vertheidigte, mit denen ich angegriffen wurde, und so wenigstens ihre Aufmerksamkeit von mir abzuziehen suchte. Das war aber nicht so leicht. Sie hatte diese Gesellschaft, in welche sie sonst nicht kam, absichtlich besucht, um das Geschöpfchen da anzutreffen, welches so viel Unheil in ihrer Familie anstiften wollte, und da sie es wirklich etwas gefährlich fand, sollte es nun einen Begriff erhalten, welche Aufnahme es in derselben zu erwarten hätte.

Während sie, weil ihre Absicht durch Feldbergs Dazwischenkunft zum Theil vereitelt war, noch boshafter wurde, verlor ich, sobald ich diese Absicht verstand, alle Fassung. Doch schlug sie Feldberg, der ohne Leidenschaft spottete, endlich aus dem Felde. Er half mir den Zirkel verlassen, und ich eilte sobald als möglich, von ihm begleitet, nach Haus.

Kaum hatte ich den Gesellschaftssaal verlassen, so brach ich in Thränen aus. Ich fühlte die unverdiente Demüthigung sehr bitter, sah in Feldberg meinen Schutzengel – da ergoß sich vor ihm ein ganzes eitles, gekränktes, gutes Herz, ein Herz, das gern geliebt hätte, und das der kalte Mensch um seines selbstischen Plans willen – wie denn? – zappeln ließ –«

»Nein, nicht ein Wort weiter« – unterbrach Feldberg hastig; »ich muß mich rechtfertigen!«

144

»Jetzt nicht«, erwiderte Amalie ruhig, »und *rechtfertigen* nie; daß ich meinen Freund Feldberg anhören lasse, wie ich einst meinen Liebhaber Feldberg beurtheilte, ist der sicherste Beweis, daß dieser nur eine historische Rolle spielt, wie Seneca, oder Marc Aurel, oder welchen großen Stoiker des Alterthums Sie sonst wollen. Bleiben Sie ruhig, Feldberg; die Reihe wird endlich schon an Sie kommen, Ihre Memoiren herauszugeben.

Einen peinlichern Abend, eine kummervollere Nacht, hatte ich noch nie zugebracht; ja kaum seitdem eine. Ich war ohne Leidenschaft, und doch in allen Winkeln meines Herzens zerquetscht. Eitelkeit, Stolz, Gutherzigkeit, Vertrauen und das bisschen Liebe in mir waren gleich gekränkt. Der Morgen kam, und ehe es Mittag war, hatte mich mein Vater rufen lassen, um mir anzukündigen, daß der Präsident soeben um meine Hand angehalten hätte und diesen Abend mein Jawort holen würde.

Bedenkt meine Jugend, und daß Alles, was mich umgab, mich immer von der Kenntniß und der Bildung meines Herzens abgehalten hatte; bedenkt, meine Kinder, daß ich meinen Leichtsinns durch ein verfehltes Leben gebüßt habe. Ich dachte mir nur meinen Triumph über die boshafte Tante, nur meine Rache an Feldberg; ich antwortete meinem Vater, ich würde gehorchen.

Ihr Vater, mein guter Karl, erwähnte des gestrigen Auftritts, bat mich, ihm zu erlauben, daß er mich an eine Stelle setzte, wo seine Schwester Gelegenheit haben würde, ihre Unart wieder gut zu machen. Ich fühlte einen Stich ins Herz – und ward Braut.

145

Meine Verbindung wurde drei Tage darauf in einer großen Gesellschaft, die mein Vater gab, bekanntgemacht. Der Triumph über den Augenblick, wo Feldberg sie erfahren würde, war mir in den drei Tagen vergangen. Er kam in diese Gesellschaft, und ich glühte vor Scham, als mir der strenge Mann Glück wünschte, zu einer Verbindung Glück wünschte, die nur Eitelkeit und Leichtsinns geknüpft hatten –«

»O jener Abend!« rief Feldberg, und Amalie schwieg – »darf ich *nun* reden? Jener Abend, der das Grab meiner Wünsche ward! Darf ich endlich Ihnen sagen, wie groß Ihr Unrecht war, und wie richtig Sie mich dennoch beurtheilten? Ich hatte keinen Adel, aber ein Amt, das mich in der Gesellschaft dem Adel gleichstellte; mein Ruf, ich durfte es mir eingestehen, gab mir vor dem Publicum ein Recht, die Hand des schönsten Mädchens zu suchen, und mein Vermögen erlaubte mir, auf ein reiches Mädchen

146 Anspruch zu machen. Als ich Sie aber kennen lernte, meine Freundin, traten diese Betrachtungen in den Schatten anderer, die meinem Herzen und meiner Vernunft näher waren. Ich fand ein weibliches Geschöpf, mit allen Anlagen geschmückt, das durch Umstände in Gefahr war, weder glücklich zu werden noch glücklich zu machen. Ich war kein Knabe mehr; ich hatte geliebt und war betrogen worden: jetzt strebte ich danach, den Gegenstand meiner Liebe ewig zu verehren, ihm meinen ganzen sittlichen und bürgerlichen Werth in die Hände zu legen. War es mir zu verdenken, wenn ich zögerte, untersuchte, desto strenger untersuchte, je lebhafter ich fühlte, daß ich als erklärter Liebhaber diese Gewalt über meine Liebe nimmer würde behaupten können?

Ich war glücklich in diesem Kampfe«, fuhr Feldberg fort, »glücklicher als Pygmalion; denn ich flehte von keiner Göttin Leben in das todte Gebilde: bei der leisesten geistigen Berührung sprühte ja himmlisches Feuer aus dem schönsten Stoff; wie oft, wenn ich Sie im Gespräch mit mir, sich selbst unbewußt, von Ihrem reizenden Leichtsinn zu der Äußerung des feinsten Gefühls, des reinsten Sinnes für das Gute führte, verbarg ich den Drang, Ihnen meine Liebe zu gestehen, hinter eine Mentorsmiene! Wie oft mußte ich das ABC meiner Weisheit hervorsuchen, um in andern Augenblicken die Kälte, mit welcher Sie mich, die mädchenhafte Gefälligkeit, mit der Sie Andere aufnahmen, zu ertragen!

147 An jenem Abend, wo Frau von Z. jedes weibliche Gefühl und jedes Gesetz der gesellschaftlichen Höflichkeit mit ihrem giftigen Aufziehen eines jungen, unerfahrenen, schutzlosen Mädchens verletzte: o meine Freundin, Sie mußten von Ihren eignen Gefühlen so hingerissen, so überwallend voll sein, um meinen Kampf bei dem lieben Ausbruch Ihres Schmerzes nicht zu bemerken! Wie offen, wie achtungswerth, wie edel erschienen Sie mir in diesem Augenblicke, der ein *gemeines* Wesen Ihres Geschlechts so blosgestellt hätte!

Nun glaubte, nun hoffte ich, Sie glücklicher machen zu können, als es eine glänzendere Aussicht, die ein Anderer Ihnen etwa böte, vermögen würde. An jenem Tage aber war ich zu stolz, mein Schicksal und das Ihrige waren mir zu heilig, als daß ich Sie in einer Aufwallung gekränkter Eitelkeit hätte überraschen wollen. Deswegen schwieg ich, belohnt für die Gewalt, die ich mir anthat, durch den Vorsatz, die nächste Gelegenheit zu benutzen, um – Ihnen die Unsträflichkeit Ihres lieben Leichtsinns und mir das Recht, Sie vor dessen Folgen zu schützen, zuzusichern.«

»Ich wollte, Sie scherzten nicht«, unterbrach hier die junge Wöchnerin, indem ihre bisher von Rührung glänzenden Augen etwas Unwillen ausdrückten; »auf diesem Wege mußte uns das Schicksal die geliebteste Mutter zuführen; aber Ihr Männer, o Ihr Männer!«

»Nicht scherzen?« erwiderte Feldberg. »Auch nicht, wenn ich scherze, um – um meinem jungen Freunde hier ein Beispiel zu geben – das er nie nachzuahmen haben möge –, wie man unwiederbringlich verlornen Glücks gedenken soll?«

»Genug«, fiel Amalie ein, »genug, Feldberg! Jenseits des Styx erzählt man sich nur; man leidet, empfindet, handelt nicht mehr.«

»Aber vor Minos' Thron darf auch der schuldigste Schatten sich vertheidigen.«

»Sie verkennen den Unbestechlichen – fahren Sie fort.«

Feldberg beugte sich vor dem komischen Richterernst auf der Stirn seiner Freundin und gehorchte. »Mit Träumen von der schönsten Zukunft war ich beschäftigt, als mich ein Freund, der einige Meilen von der Stadt gefährlich krank lag, dringend zu sich berief. Zwei Tage mußte ich bei ihm zubringen. Es war fast Abend, als ich zurückkam. Ich fand eine Einladungskarte von Ihrem Vater; ich hatte nur die Zeit mich anzukleiden und eilte nach Ihrem Hause. Eine zahlreiche Gesellschaft ist schon dort versammelt; auf den ersten Blick unterscheide ich Amalien im ausgesuchtesten Putz; neben ihr der Präsident: eine Ahnung steigt in mir auf; einer von den Anwesenden, der mich unentschlossen stehen sieht, fragt mich, ob ich dem Brautpaare schon Glück gewünscht habe?

O Amalie, ich sah Sie erblassen, in dem Augenblick, wo ich zu Ihnen trat; hörte ihre Stimme, sanfter als sonst, sanfter als je, zu mir sagen: ich weiß, daß Ihnen mein Glück werth ist! – Was ich sprach, was sonst voring, davon ist mir keine Erinnerung geblieben. Ich zwang mich, der Gesellschaft anzugehören. Auf Ihrer Stirne schwebte eine Wolke, Helm schien in seiner Glückseligkeit verschmolzen. Ich schützte die Müdigkeit von meiner kleinen Reise vor, um mich nach einer Stunde zu entfernen.

Drei lange Wochen kämpfte ich. Umsonst! Ich konnte nicht länger ausdauern an dem Orte, wo Amalie, berauscht vom Taumel der Gesellschaft, sich selbst entrissen durch die Bewunderung, die sie umgab, vergessen hatte – ihre weibliche Würde und das liebende Herz eines Mannes vergessen hatte! – Mein älterer Bruder, der unser Vermögen verwaltet hatte, starb in dieser Zeit: jetzt hatte ich einen Vorwand; ich nahm meinen Abschied und verließ Deutschland, wie ich glaubte, auf immer.«

»Wahrlich, Feldberg«, sagte Frau von Helm, »das ahnete ich nicht. Ich hielt Sie für einen gefühlvollen Pedanten und glaubte endlich gar, das Gefühl stünde bei Ihnen der Pedanterie so sehr nach, daß Sie mein Herz Ihrer Menschenkunde aufopferten; aber unser Weibchen hier möchte ruhen, und der dicke Bube möchte essen; wir wollen also unsere Erinnerungen ein wenig beiseite setzen und dieser sehr reellen Gegenwart ihr Recht lassen.«

Man fand sich einen andern Abend wieder zusammen. Da saß die junge Frau mit ihrem Knaben am Busen im freundlichen Zirkel. Feldberg stand am Kamin und las Zeitungen. Amalie machte ein Häubchen für den Kleinen, dem man es fast zum moralischen Verdienst anrechnete, schon in den ersten acht Tagen seines Lebens aus dem ihm vor Anbeginn seines irdischen Daseins bestimmten Mützchen herausgewachsen zu sein. – »Da, liebe Mama«, sagte Gertrude, nachdem sie sich heimlich mit ihrem Mann besprochen hatte, »da«, sagte sie leise und entzog sachte dem Knaben die Brust; »der Kleine schläft, ich brauche keine Ruhe, und unser liebes Mütterchen merkt wohl, wie sehr mich zu wissen verlangt, warum sie so gut, so gut, und doch nicht glücklich war.«

150

»Liebe Seele!« erwiderte Amalie; »so gut und doch nicht glücklich? Weil wir zum Theil unsers Schicksals Werkmeister sind; und um es sehr gebrechlich und verkehrt aufzubauen, braucht es nicht einmal Bosheit – o die reinste Güte könnte an der Strafe ihrer Fehler verschmachten! Und das war *mein* Fall nicht; ich hatte nicht aus Güte gehandelt: aus Leichtsinn, Unerfahrenheit, Eitelkeit hatte ich über das Loos meines Lebens entschieden –

Doch was entscheidet denn gewöhnlich unser Loos in der Ehe? – Unserer Ältern Weisheit? Die kann unser Herz nicht bedenken. Vernunft? Welcher traurige Wahlmann, wo es darauf ankommt, zwei Menschen zu einem Verhältnisse zu vereinen, welches so schwer, so ernst, so dauernd ist, daß nur Liebe, die Alles trägt, es ertragen kann! Also Leidenschaft? Und wenn die Flamme verlöscht, wie sie verlöschen muß, weil sie aus irdischem Stoffe entbrannte? – Was soll uns aber schützen, retten, uns, die wir in diesem Verhältniß nicht unser Glück allein, sondern unsern ganzen Werth niederlegen mußten? Der unglückliche Gatte, ja der schuldige Gatte kann noch Freund, noch Bürger, sogar Vater könnte er noch sein. *Wir* sind nichts, wenn wir nicht glückliche Weiber sind; Selbstachtung, Muth,

Duldung, Alles verschwindet, und wir versinken in Erniedrigung, oder kämpfen den zerstörenden Kampf zwischen Gewissen und Herz.

Was soll uns also retten? – Nur Eines, meine Kinder: nur deutliche Ansicht unsrer Pflichten als Gattinnen und Mütter in ihrem ganzen Umfang. Ein Mädchen, das sich frühzeitig gewöhnt hat, diese Pflichten in allen ihren Theilen, ohne falsche Scham, mit allem Ernst, den der Gegenstand gebietet, zu überlegen, frage sich alsdann: wirst Du auch Muth haben, diese Pflichten alle durch deine Verbindung mit diesem Manne zu übernehmen? Aber nicht blos einmal, und dann ein ander Mal nicht, nicht stückweise und in Augenblicken leidenschaftlicher Spannung, sondern zusammenhängend, mit gleicher Aufmerksamkeit auf alle Schritte des Lebensganges, auch nicht jene heroischen, tragischen Pflichten allein, sondern alle die kleinen Obliegenheiten des häuslichen Beisammenseins; ich könnte einen Mann Monate lang in der beschwerlichsten Krankheit pflegen, ihn mit heldenmüthiger Selbstverleugnung, mit unausgesetzt zärtlicher Theilnahme behandeln, während es mir unmöglich wäre, ohne Widerwillen mit ihm zu frühstücken, während er mir die Galle erhitze, so oft ich ihn seine Nachthaube aufsetzen sähe. An die Misgestalt eines Mannes kann sich eine Frau gewöhnen; aber ein schöner Mann kann ihrer Achtung den ersten Stoß geben, wenn er mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze im Hause umherschlendert.

Ihr findet wol, ich misbrauche mein Privilegium als Großmutter. Genug des Geschwätzes, und will's Gott, meine Geliebten, des überflüssigen Geschwätzes! Vergeßt es aber nicht, haltet es werth und heilig, dies ewige Jugendmittel der Liebe: sorgsame Feinheit im häuslichen Umgange. Der kleine Zwang macht es allein möglich, die Ehe vor Ausartung in erniedrigende Gemeinheit zu verwahren; gute Eheleute schützt er vor Vergröberung ihres Glücks, zwischen unglücklichen erhält er Anstand und äußere Achtung, die nicht Heuchelei ist und also einen Grad von innerer voraussetzt; dies letzte habe ich oft erfahren.

Ich war also Braut. Für ein gutes, unschuldig, leidenschaftliches Mädchen ist die Seligkeit dieses Zustandes ziemlich zweideutig. Wäre die Eitelkeit nicht gewesen, so hätte ich ihn nur traurig empfinden können, oder mein Schicksal würde eine ganz andere Wendung genommen haben. Alles, was mich umgab, wirkte auf mich wie ein Traum. Ich fand den Traum wol ergötzend, aber er hatte doch Augenblicke, die an Erwasen grenzten. Ihr vermuthet schwerlich, welches diese Augenblicke waren: ganz besonders die einfältigen, frommen Glückwünsche einiger Hausbe-

kannten von der niedrigern Classe, wie Handwerker, Näherinnen und dergleichen. Eine sagte mir mit einem andächtigen Blicke gen Himmel: ach, daß die gnädige Frau Mama die Freude nicht erlebten. Ein gutes altes Mütterchen seufzte: nun, Gott gebe Ihnen Freude an Ihren Kindern, wie Ihre wohlgebornen Ältern an Ihnen hatten. Lacht nur nicht! Die albernen Worte gaben mir einen ernsten Fingerzeig auf meine Zukunft, während alles Übrige um mich her nichts als Schaum und Tand war: der Aufwand, den mein Vater machte, die Schmeicheleien meines Bräutigams, die feinem oder gröbern Zweideutigkeiten in den Glückwünschen unserer männlichen Bekannten. Doch auch die letztern regten mich auf eine andere Weise in meinem Traume an. Sie stellten mir die Verbindung, die ich eingehen sollte, in ein von mir noch unbedachtes Licht. Ich schauderte und scheute den Mann, dem ich auf eine mir unbekannte Art angehören sollte.

Mein Gefühl rettete sich hinter eine dunkle Ideenverbindung. Ich fing an, Herrn von Helm viel über seine Kinder zu befragen, die in dieser Zeit auf dem Lande waren. Mein Wunsch, sie bald zu sehen, machte ihn verlegen; ich brachte heraus, daß er sie dem Adelstolze seiner Verwandten geopfert hatte. Julie war der Frau von Z. übergeben, und Sie sollten nach Kolmar geschickt werden. Ihr Vater wendete alle Feinheit an, um das Demüthigende dieser Abfindung mit seiner Schwester vor mir zu verbergen; ich empfand es aber sehr bitter.

Hätte ich weisen Rath gehabt, so hätte mein mit Recht gereiztes Gefühl auf einen guten Weg geleitet werden können; allein wie ich war, verfehlte ich ihn.

Von dem wehmüthigen Gedanken: ich würde die Kinder geliebt haben, ging ich zum herzlichen Hasse gegen die Familie des Herrn von Helm über; sie diesen empfinden zu lassen, wußte ich nichts Besseres, als meinen Mann ganz zu fesseln und allgemeine Bewunderung zu erwerben. Nach der Hochzeit machte ich der Frau von Z. meinen Besuch, suchte sie durch meinen glänzenden Anzug zu ärgern und Juliens Herz, so geschickt als es mir in der kurzen Zeit möglich war, zu gewinnen. Die Kleine fand die junge, lebhaft Mama, die ihr eine Menge Bonbons und eine Puppe mitbrachte, die so schön und geschmackvoll angezogen war, als die Mama selbst, viel liebenswürdiger als die grämliche Tante. Als ich Abschied nahm, wollte sie mit mir gehn; ich ließ gegen die theuere gnädige Schwägerin ein beißend empfindsames Schwärmerchen fliegen und stieg mit kindischem Triumphe in den Wagen.

Mit Ihnen, Karl, ging es anders. Sie waren ein schöner, trotziger Knabe, verzogen, aber nicht verzärtelt, abgehärtet, ohne roh zu sein. Sie erkannten das hübsche Fräulein, das Ihnen Balsam auf die Stirn gestrichen hatte. Sehen Sie, es ist geheilt! sagten Sie und wiesen mir Ihre glatte Stirn. Ich liebte Ihnen fast wehmüthig, denn Ihre Tante war nicht da, und dieser Augenblick machte mir Ihren Vater lieber, als er mir noch je gewesen war. ›Nimm dich aber in Acht, daß Du nicht wieder fällst.‹ – ›Haben Sie noch von dem Balsam?‹ – ›Gewiß.‹ – ›Nun so sollen Sie mich auch wieder heilen.‹ – Und dabei schlangen Sie Ihre Arme um mich.

Sie reisten ab, und für Alles blieb mir nur Eitelkeit zum Ersatz. So lebte ich einige Jahre in nichtsbedeutenden Zerstreungen. Herr von Helm genoß meiner Triumphe, genoß des allgemeinen Geständnisses, sein Haus wäre das artigste, seine Frau die schönste in der ganzen Stadt.

Nach vier Jahren sollte ich Mutter werden. Meines Mannes Freude war sehr groß. Ich war zu verirrt, mein Gefühl war zu unausgebildet, zu tief eingeschlafen, als daß ich mich eigentlich gefreut hätte. Gute Gertrude! Dies ist der einzige Zeitpunkt meines Lebens, an dessen Erinnerung sich wirkliche Reue geknüpft hat. Das Andenken von Irrthümern, die aus Leidenschaft, aus Schwäche begangen wurden, wird von der Zeit wohlthätig gemildert; aber Vergessen der Natur! – O meine Tochter, liebe Deinen holden Knaben, freue Dich seiner. Ich sah seitdem manche Mutter an der Leiche ihres Kindes verzweifeln und beneidete ihre Thränen, ihr Geschrei.

155

Es war beschlossen worden, daß ich meinen Knaben nicht selbst stillen sollte. Der Gebrauch war damals allgemein; Anstand, Sittsamkeit, Philosophie, Empfindsamkeit, Alles schien ihn in Schutz zu nehmen, alle Welt betete nach, und überall hatte man Ammen. Auch mein Knabe hatte eine. Er bekam Zahnfieber, ließ sie nicht schlafen; sie gab ihm aus Ungeduld eine große Dosis Opium – das Kind starb.«

Frau von Helm schwieg; sie hatte die letzten Worte kaum mit zitternden Lippen aussprechen können. Gertrude weinte und drückte ihren Knaben, der auf ihrem Schoose schlief, an ihr Herz.

Nach langer Stille fing Amalie gefaßter wieder an: »Wie verworren ist der Menschen Urtheil und Sinn. Ein unbesonnenes Weib kann durch Vernachlässigung mehre Kinder kränklich zur Welt bringen, kann die zarte Pflanze verdorren oder ausarten lassen: der Gatte ist darum nicht beschimpft, das Weib nicht entehrt; keine sittliche Übereinkunft rächt, statt des Gesetzes, diese fürchterliche Unnatur, diesen schaudervollsten Mord. Und jenes arme, verirrtte Weib, die treu über ihre Kinder wachte,

die von ihnen allein Freude empfing, begegnet einem Manne, der ihr alles Das sein kann, was derjenige *nicht* ist, der die Güte hatte, sie bei der Geburt jedes dieser Kinder, von den Gesetzen autorisirt, dem Tode auszusetzen – und ihre Ehre, ihre Ruhe, ihr Bewußtsein sind auf immer dahin, sind mit *Recht* verwirkt! Sagt mir aber, Ihr Weisen und Menschenkenner, ob es nie möglich sein wird, die Erziehung und die Gesetze, die Sitten und die Sittlichkeit mit einander in Übereinstimmung zu bringen?«

Frau von Helm glaubte sich damit wieder gleichgültig *raisonnirt* zu haben und fuhr in ihrer Erzählung fort.

»Um mich zu zerstreuen, machte ich eine Reise. Kurz vor ** brach unser Wagen und mußte in einem Dorfe ausgebessert werden. Die Längeweile trieb mich umher, ich sah einen Haufen Kinder spielen, unter diesen ein sehr zerlumptes und ausnehmend schönes Mädchen von etwa acht Jahren. Ich rief sie zu mir; die große Freimüthigkeit, mit der sie mir antwortete, entzückte mich. Sie sagte mir, sie wäre die Tochter des Herrn von K., ihre Mutter wäre bald nach ihrer Entbindung gestorben, und nun lebte sie bei dem Großvater. – Ich fragte, ob der Vater denn Kostgeld für sie zahlte? – ›Bewahre!‹ antwortete sie, ›der T... bezahlt Kostgeld! Großvater sagt, er hätte wie ein Heide an mir gehandelt.‹

Wenn ich etwas Menschenkenntniß und ein gebildetes Gefühl gehabt hätte, so würde ich hier nicht Schamlosigkeit und Härte mit Naivetät und interessantem Trotze verwechselt haben. Das Kind bezauberte mich. Ich dachte mir es als eine höchst angenehme Beschäftigung, als etwas Rührendes, Schönes, die Bildung dieses unglücklichen Geschöpfes über mich zu nehmen; ein dunkles Gefühl von Wehmuth in der Erinnerung an mein Kind kam hinzu; ich bat Herrn von Helm, mir die Kleine von ihren Verwandten zu verschaffen. Er bot mir mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit bei meinem Projecte die Hand. Die Unterhandlung ging sehr leicht von Statten: die Großältern der armen Verlassenen schienen jedes Gefühl von Menschlichkeit in ihrer Mutter Grab verscharrt zu haben, und die rohen gräßlichen Flüche, die sie gegen des Kindes Vater aussprachen, waren die einzige Anerkennung ihrer Verwandtschaft mit der Tochter.

Ich nahm die kleine Christine mit nach M., wo wir uns einige Zeit aufhalten wollten. Ich kleidete sie, putzte sie, setzte sie in alle Rechte eines Schooshündchens oder Eichhörnchens ein. Wozu ich sie bestimmte, das war meine geringste Sorge; fürs erste freute ich mich nur, daß sie so schön war: ich ließ zehnerlei neue Kleidungsstücke für sie zurechtmachen, und

so oft ich ihr etwas anprobirte, erzählte ich ihr, wie elend ihr voriger Zustand gewesen wäre, und wie lieb sie mich haben müßte.

Wir kehrten nach Hause zurück. Ich fing an, ihr Unterricht zu geben. Sie hatte noch weniger Kopf zum Lernen als ich zum Lehren; aber zur Musik zeigte sie Anlage. Diese allein bildete ich aus, weil es mir leicht wurde, weil es mir den Genuß verschaffte, Christinchen bewundern zu hören, und ich erschuf mir den *Grundsatz*, zum Lesen, Schreiben, Nähen, Stricken wäre das Kind noch zu jung. Sie wurde bald unleidlich eitel, und in dem Maße, wie Andere sie bewunderten, nachlässig gegen mich. Ich legte mich nun darauf, ihr über Undankbarkeit vorzupredigen, ihr die Aussicht vorzuhalten, daß sie ohne meine Wohlthaten verhungern müßte. Das Mädchen fühlte mich ungroßmüthig, tyrannisch und sann auf Unabhängigkeit.

158

Man hält Kinder für zu unerfahren, für zu beschränkt, um einige Consequenz zu haben; vornehmlich um es sich selbst bequem zu machen, überläßt man sich gern dieser Meinung. Aber man kennt die Kinder nicht; man weiß nicht, aus wie vielen Abstractionen einerseits ein Kind sein Ideengebäude zusammensetzt, und wie sehr es auf der andern Seite Alles um sich her nur aus Einem Gesichtspunkte betrachtet, sobald es diesen Einen gefaßt hat. Christine hatte sich einmal überzeugt, ich thäte ihr Unrecht, weil ich den Neigungen zum Putze, zur Weichlichkeit, zur Trägheit, zur Koketterie, die ich selbst in ihr erweckt hatte, widerstreben wollte. Nun mochte ich thun, was ich wollte, so stimmte sie Alles zur Undankbarkeit und führte sie zum Verderbniß.

Bewunderte man ihren Gesang, ihr Spiel auf der Zither, so stimmte ich bald selbst mit ein; oft riß mich ihre wirklich reizende Gestalt hin, oft schmeichelte ich ihr um der Andern willen. Dagegen spielte sie ihrerseits auch, zuweilen durch eine angenehme Empfindung bestochen, zuweilen aus List, um noch mehr Lob zu ernten, die Komödie der Zärtlichkeit gegen mich. So kam Falschheit zu ihren Fehlern hinzu, und Verdacht, daß ich falsch gegen sie wäre, und Geringschätzung und Nichtachten meines Rathes, und Nichtachten des Guten und Rechten.

159

Doch lernt im Ganzen ein Kind das Böse immer erst, nachdem es Böses gethan hat; Anfangs hat es nur Nachahmung, oder Instinct, zu versuchen. Könnte man ihm verbergen, daß es gelogen hat, so wüßte es nicht, was Lügen ist und wozu es nützt. Im System der Strafen müßte es gegründet werden, daß ein Kind in dem Lügen nicht den Nutzen, unangenehme

Empfindungen zu vermeiden, erkannte, bis die reife Vernunft es lehrte, die Lüge zu verachten.

Ich aber säumte nicht, Christinen der Heuchelei zu beschuldigen. Nun wußte sie, wie das hieß, worauf sie ohne Vorsatz verfallen war; sie lernte, was damit ausgerichtet würde; sie wußte, es wäre etwas Böses für Die, gegen welche man es gebrauchte, für sie, wenn man es gegen sie gebrauchte, aber etwas, das sie zu einem angenehmen Zweck führte, wenn sie es zur rechten Zeit und klug und glücklich gebrauchte.

Welcher schöne Stoff, über die menschliche Verderbniß zu wehklagen, was ziemlich darauf hinausläuft, daß man sich um diese keine grauen Haare wachsen läßt, oder über einen satanischen Charakter Wunder auszurufen, was so manchen Schauspieldichtern und Romanenschreibern gewonnene Sache macht.

160 Das Mädchen war zwölf Jahre alt geworden. Ihre Lust an den Opern, die bei uns gegeben wurden, ging bis zur ausschweifendsten Leidenschaft: meiner Verkehrtheit getreu, bestimmte ich ihr das Besuchen der Oper zur Belohnung, das Zuhausebleiben zur Strafe.

Ihr musikalisches Talent gab Anlaß, daß Sänger von der Oper in unser Haus kamen. Ich bemerkte, daß sich Empfindungen in ihr entwickelten, zu denen es noch sehr früh war. Diese Entdeckung stieß so unsanft gegen die Reinheit meiner Sitten und meiner Begriffe, daß sie mein innerstes Gefühl traf und mir endlich die Augen öffnete. Ich sah, daß ich das Mädchen völlig falsch erzog; aber wie wenig erkannte ich, was ich an ihr verschuldet hatte! Ich, die ich nie deutlich an ihre Bestimmung gedacht hatte, nahm mir plötzlich vor, sie auf dem Lande zur künftigen Frau eines braven Schulmeisters oder Verwalters bilden zu lassen. Aus Trägheit, Weichlichkeit, Blindheit fuhr ich fort, mit ausgesuchter Unvernunft zu handeln. Ich hielt dem Mädchen eine äußerst überdachte Rede, die ich mir einbildete, aus dem Grunde meines Herzens geschöpft zu haben. Ich stellte ihr – sie war gegen vierzehn Jahre alt – ihr Unrecht, ihre Falschheit, ihre Lasterhaftigkeit vor, und verkündigte ihr die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umänderung ihrer Lebensart; ich setzte ihr auseinander, wie es künftig auf dem Lande, wo man sie zu allen Hausarbeiten anleiten würde, mit ihrer Kleidung gehalten werden sollte; im Gefühl, wie besonders kitzlich dieser Punkt war, führte ich gleichsam als Entschuldigungsgrund an, sie sei kein Kind mehr, und die schönen Kleider, die Flöre, Bänder, Blumen seien in ihrem Alter nicht mehr schicklich.

161

Das Mädchen hörte mich stöckisch an, veränderte keinen Zug und sah doch mit jedem Augenblick widerwärtiger aus. Als sie ging, weinte ich; denn ich liebte sie, sofern man unvernünftig lieben kann; sie machte bei meinen Thränen ein Gesicht. Ich fühlte mich von ihr verachtet und schauderte – und wie ich nach sechs Wochen erfuhr, daß sie mit einem Opersänger entlaufen war, wunderte ich mich nicht, und wie mir nach vier Jahren zu Ohren kam, sie wäre in B. als Operistin an einer gewaltsamen Faussecouche gestorben, ahnete ich nicht, daß ich ein Hauptglied in der Kette dieses abscheulichsten Schicksals gewesen war.

Ich habe jetzt Alles zusammengefaßt, was Christinen betraf. Ich kehrte zurück. Während ich meine leichtsinnige, leere Rolle in der Welt fortspielte, hatte ich im Innern meines Hauses zuweilen trübere Stunden. Der Verlust unsers Sohnes hatte meinen Gemahl ernster gerührt als mich, oder vielmehr, er hatte die Rührung nicht, wie ich, zurückgewiesen. Er fing an, sich nach seiner Tochter zu sehnen: sie war mit ihrer Tante dem Herrn von Z. nach ** gefolgt, wo er einen Gesandtschaftsposten bekleidete; er sprach oft von ihr, und ich war unbillig genug, mich dadurch für beeinträchtigt zu halten. Unbefriedigt durch meine glänzende Lebensart, überredete ich mich, daß ich sie nur um seinetwillen, um ihm zu gefallen und ihm Ehre zu machen, gewählt hätte: mit aller Kleinlichkeit eines verzogenen Weibes meinte ich hintangesetzt zu sein, weil ein Vater, ein einsamer Vater nach seinen Kindern verlangte.

Herr von Helm reiste endlich nach Kolmar, um seinen Sohn dort abzuholen und ihn auf einer Universität seine Erziehung vollenden zu lassen. Es war gerade in der Zeit, da Christine aus unserm Hause entfernt wurde. Mit eigennützigem Vergnügen – so verkehrt und verdorrt war mein Herz – erfuhr ich, daß Sie durch ein sonderbares Ungefahr, in dem nämlichen Augenblick, wo Ihr Vater die gelehrte Laufbahn für Sie erwählte, die vortheilhafteste und ehrenvollste Gelegenheit gefunden hatten, in den Kriegsdienst des Königs von Frankreich zu treten. Herr von Helm kam äußerst erfreut, obschon durch jene unerwartete Wendung Ihres Schicksals auf die unbestimmteste Zeit von Ihnen getrennt, wieder zurück. Christinens Entweichung war während seiner Abwesenheit vorgefallen, und gab den Anlaß zu einer ganz neuen, sehr stürmischen Epoche meines Lebens.

An dem Tage, wo ich diese Nachricht erhalten hatte, besuchte ich eine Gesellschaft. Ich erschien sehr betroffen von dem widrigen Vorfall; er wurde mit aller verkehrten Weichlichkeit, aller leeren Ziererei des Gefühls, womit ein Zirkel artiger Damen so etwas behandelt, zum Gegenstande

des Gesprächs. Es waren mehre Fremde zugegen, unter Andern ein Officier, den man mir vorgestellt hatte; aber ich hatte nur auf den Titel und nicht auf den Namen gemerkt. Man sprach natürlicherweise von *meiner schönen Handlungsweise an dieser Schlange, die ich in meinem Busen genährt hätte*. Ein paar liebe Freundinnen, die im Grunde ihres Herzens spotten mochten, daß meine Phantasterei mit diesem Mädchen so zu Schanden geworden war, strichen meinen Edelmuth heraus, und veranlaßten mich endlich, die Art, wie ich Christinen gefunden hatte, selbst zu erzählen. Die Umstände, unter denen ich mich heute jenes Vorfalls erinnern mußte, rührten mich wirklich, und ich gerieth bei meiner Erzählung in ein sehr gefühltes Pathos. Natürlich verschwieg ich den Namen, unter dem man mir des Mädchens Vater angegeben hatte; indem ich aber bemerkte, daß der fremde Officier mir mit einer auffallenden Spannung zuhörte und jener Name mir während des Erzählens durch das Gedächtniß ging, war ich plötzlich versichert, daß es der nämliche war, unter dem man mir den Mann vorgestellt hatte.

Das war nun wirklich einmal etwas wirklich Pikantes! Ich betrachtete den Officier mit vieler Aufmerksamkeit; er nahte sich mir und suchte, ob er gleich durch einen fremden Gegenstand zerstreut schien, den ganzen übrigen Abend mich zu unterhalten.

Er war ein schöner Mann, etwas über dreißig; er hatte in der Welt, die ihn erzogen hatte, alles Gift eingesogen, was frühe Erfahrung, männlicher Muth, eine eisenfeste Gesundheit und ein kaltes Herz ihn nur aufnehmen ließen. Der Augenblick unserer Bekanntschaft war sonderbar und spannend. So lange hatte ich das Kind dieses Mannes um mich gehabt, er war mir so lange als Verbrecher bekannt gewesen, und in diesem Augenblick spielte ich den anklagenden Engel gegen ihn, rief die Geister seiner Sünden auf – Alles kam zusammen, um mir den Mann interessant zu machen.

Indem wir zusammen sprachen, trat ein Bedienter herein, der etwas an ihn auszurichten hatte und ihn bei seinem Namen nannte. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war der Name von Christinens Vater, und sein Betragen dazu gerechnet, wurde meine Vermuthung zur Gewißheit. Ich fühlte mein Gesicht glühen; sein Auge traf eben auf das meinige: er bat mich mit einiger Verwirrung um die Erlaubniß, sich in meinem Hause aufzuführen zu lassen und ging.« –

Amalie hielt hier inne. Sie hatte heute mit weit mehr Ernst und trüben Erinnerungen gesprochen, als den ersten Tag. Auch die Zuhörer waren

in einer Stimmung, die es ihnen nicht nahe legte, auf die Fortsetzung zu dringen. Feldberg besonders sah finster vor sich hin.

Nach einigem Stillschweigen, während dessen Frau von Helm sich mit ihrer Handarbeit beschäftigt hatte, richtete sie ihre Augen, die von einer trüben Wolke überschattet waren, auf Gertruden: »Laß mich heute, liebe Tochter«, sagte sie; »morgen komme ich wieder zu Euch.« Sie küßte Gertruden und ging aus dem Zimmer.

Sie ließ ihre Freunde in einer unbehaglichen Stille zurück. Feldberg entfernte sich. Gertrude beschäftigte sich mit ihrem Knaben; ihr Mann betrachtete sie beide schweigend: stille, kindlich ehrerbietige Furcht, das Unrecht einer geliebten Mutter zu erfahren, sprach aus dem Schweigen des edeln Paares.

Gertrude war sehr betroffen, den ganzen folgenden Tag ihre Mutter nicht zu sehen. Am Abend schickte sie zu Amalien und ließ zärtlich nach ihrem Befinden fragen. Sie erhielt ein Zettelchen voll Liebe zur Antwort. Amalie schrieb, daß sie heute durch nothwendige Briefe abgehalten würde.

Am zweiten Tag schickte sie, anstatt selbst zu kommen, ein Packet Papiere, deren Inhalt wir hier mittheilen.

»Es wird mir unmöglich, Euch heute mündlich zu erzählen, und doch quält es mich, daß ich Euch nicht vor Augen haben werde, indem Ihr dieses leset.

Lieben Kinder, guter Feldberg – denn Sie werden ja diese Blätter auch lesen – meine Eitelkeit leidet nicht darunter, daß meine Verirrungen Euch bekannt werden. Was that ich anders, als einen Menschen für gut halten, der es nicht war? Ich ward betrogen, weil ich redlich war. Ein zweites Mal betrog ich mich selbst.

Ich habe hier einige Blätter für Euch aufgesucht, einige geschrieben. Als ich Euch neulich zu erzählen anfang, fühlte ich das Ziel, an welchem ich mich befinde, lebhafter als die Erinnerung des Weges, der mich dahin geführt hat. Nachher aber empfand ich vieles heftiger, als mein ruhig schlagendes Herz es jetzt gewohnt ist – darum ist mir Schreiben nun lieber. Auch mußte ich ein paar Mal Ihres Vaters, mein guter Karl, erwähnen. Ich darf hoffen, daß er neben mir keines größeren Glücks entbehrte; ich bin mir bewußt, keinen seiner Wünsche vereitelt zu haben – aber bei dem Gedanken, meine Gertrude werde dieses lesen, erröthen zu müssen, ist für mein weiches, stolzes Herz eine hinreichende Strafe, wenn ich auf eine

165

166

Glückseligkeit Anspruch machte, zu der mich die Natur bestimmt hatte, der zu entsagen aber mir Klugheit und Sitte geboten.«

»Am Morgen nach jener Gesellschaft empfing ich diesen Brief:

›Sie könnten den Schritt, den ich wage, auf das härteste auslegen: Sie würden mir durch eine solche Auslegung das bitterste Unrecht thun.

Ich stelle mich freiwillig als Schuldigen vor den Richterstuhl, vor welchem rein zu erscheinen ich am sehnlichsten wünschte; ich bitte da um Schonung, um Nachsicht, wo ich gern mit allen Vorzügen des Verdienstes begünstigt erschienen wäre.

Gnädige Frau – ich bin Christinens Vater!

Eher kann ich aus dem reizenden Munde, der gestern dieses unglücklichen Mädchens Schicksal beklagte, den strengsten Urtheilsspruch vernehmen, als meinem Herzen, das Sie so neue, so schmerzlich schöne Empfindungen lehrten, Stillschweigen auferlegen. Zu meiner Entschuldigung weiß ich nichts – gar nichts zu sagen. Und die wunderbarste Verzauberung treibt mich, meine Schuld noch durch das Bekenntniß zu erschweren, daß ich bis gestern Abend den ganzen Vorfall nicht für wichtig ansah, daß noch jetzt mein lebhaftestes Gefühl Dank gegen *Sie* ist, die Sie einen Theil meines Unrechts gut machten und mir das Mittel verschafften, weiter gut zu machen.

Dieser Gedanke gibt mir den Muth, diese Zeilen zu schreiben; denn noch bin ich ungewiß, ob ich recht urtheilte, wie es mir gestern schien, daß Sie in mir Christinens Vater erkannt hätten. Ich sah Ihr Auge, bestürzt, dann forschend auf mir ruhen, dann sich ernst abwenden und nicht wieder dem meinen begegnen.

Aber nicht *das* allein beobachtete ich; ich erkannte auch die sanfte Güte, mit welcher Sie gegen einige der Anwesenden die schmerzliche Reue mit in Anschlag brachten, die der Verführer von Christinens Mutter empfinden mußte, wenn er sein Kind auf der Bahn herzloser Thorheit, so nannten Sie es, fände.

So menschlich fühlten Sie meine Beschämung und suchten die Seite des Verbrechens hervor, welche am ersten Mitleiden verdienen konnte –

Edle Seele! Sie wurden nicht verstanden; man schalt fort: der Leichtsinige, dessen Gegenwart außer Ihnen Niemand geahnet hatte, ward unbarmherzig verurtheilt, und Sie standen in Ihrer reinen Milde allein.

Christine hat sich Ihrem Schutz entrissen, und Sie können nichts mehr für sie thun. Mich aber binden Geschlecht und Sitte nicht; ich kann noch

auf ihr Schicksal wirken. Herr von ***, bei dem ich gestern das Glück hatte, Sie zu sehen, bot mir an, mich bei Ihnen einzuführen; ich konnte mich nicht entschließen, in zweideutiger Ungewißheit vor Ihnen zu erscheinen. Sollte Ihre strenge Tugend mich zurückweisen wollen, so spreche wenigstens der Wunsch, Gutes zu befördern, in Ihrem Herzen für mich. – *Alexander von K.*

168

Der Brief überraschte, befremdete, ärgerte mich. Um ihn ganz zu beurtheilen, hatte ich zu wenig Erfahrung und Menschenkenntniß; doch fand ihn mein Gefühl schwankend, grundsatzlos, süßlich. Ich war einen Augenblick versucht, den Besuch abzuwehren; nur besorgte ich, K. möchte mich für einen Tugenddrachen halten, und zudem schien es mir Gewissenssache, Christinen eine Stütze zu verschaffen und sie dadurch vielleicht auf einen bessern Weg zu bringen. Ich ließ Herrn von K. sagen, sein Besuch würde mir angenehm sein.

Sein Betragen war voll der feinsten Aufmerksamkeit; seine Äußerungen verriethen Leichtsinns und Verderbniß, aber gegen die gewöhnliche Politik oder vielmehr den gemeinen Schlendrian der Männer seiner Art, schien er von einer exaltirten Meinung von dem Werth unsers Geschlechts durchdrungen, und hatte, wie soll ich sagen? wissenschaftlich, ein sehr feines Gefühl für alles weibliche Schöne.

Zufällig und ohne Arg erwähnte Herr von ***, der ihn bei mir einführte, bei diesem ersten Besuch der Lebensart, in welche Christine sich geworfen hatte. Das Gespräch spann sich aus; es befremdete mich sehr, daß K. diese Laufbahn für ebenso gut als eine andere erklärte. Nach seiner Meinung hatte Christine, um ihren Schritt zu rechtfertigen, keine andere Bedingung auf sich, als es in ihrer Kunst zu wirklicher Vollkommenheit zu bringen. Er sprach natürlicherweise als unbefangener Dritter – ich müßte, sagte er, wofern ich mich des Mädchens noch annehmen möchte, sie nur von dieser umherziehenden Truppe zu trennen suchen, und sie in Hände geben, welche ihr Talent gehörig ausbilden könnten.

169

Ich erklärte lebhaft, daß ich mich nie mit meinem Gewissen dahin abfinden würde, eine Person meines Geschlechts freiwillig einer Lebensweise zu übergeben, die sie so weit von aller weiblichen Bestimmung abführte. Alles, was er darüber gegen mich vorbrachte, war geistreich und schmeichelhaft; auf vieles hatte ich nichts zu erwidern, aber es hatte einen lügenhaften Glanz, den ich um so lieber in seiner Blöße aufgedeckt hätte, als ich selten über solche Gegenstände mit Jemandem gestritten hatte, der so viel über unsre Lage in der Gesellschaft nachgedacht zu haben schien.

Ich müßte Euch nun meine innere Stimmung in jenem Zeitpunkt schildern können. Es war, als wenn alle meine Gefühle langsam einer heftigen Gährung entgegengereift wären. Der tägliche Wirbel von Vergnügungen war mir nachgerade so schaal geworden, daß ich hatte versuchen wollen, mehr zu Haus zu sein. Ich las: bei meiner Art zu sein, fiel ich zu meiner Zerstreung besonders auf Romane. Der Zufall machte mich jetzt zum ersten Mal mit einigen Meisterwerken in diesem Fache bekannt. Die Schilderung von *Saint-Preux* Leidenschaft für *Julien*, das schöne, abscheuliche Schicksal der *Manon Lescaut* und ihres Geliebten, ein paar andere Gemälde von gleichem Werth, lehrten mich einsehen, was es wäre, geliebt zu werden: ich empfand, daß dies die Blüte des Lebens, der Punkt sei, wo unser Glück zur höchsten Entwicklung gedeiht, und dann berechnete ich, daß die Jahre meiner Jugend ohne dieses Gefühl entschwunden waren: ich *verblühte*, ohne *geblüht* zu haben. Weich, schwermüthig brauchte ich Empfindung, und Befriedigung dieses Bedürfnisses konnte ich bei meinem Gemahl nicht hoffen. Ich las also mehr, und immer mehr, und nie mochte es einen vom Romanenlesen verdrehteren Kopf gegeben haben, als der meinige damals war.

An Romanenschicksale glaubte ich nicht, ich rechnete nicht auf solche, ich liebte sie nicht: Romane, die viel Geschichte enthielten, fesselten mich nicht einmal; mich zog nur Ausdruck der Liebe, Ausdruck feiner, inniger Gefühle an, wie in den *Briefen der Babet*, in den *Briefen der Miß Fanny Butler*, in den *Liebesbriefen einer portugiesischen Nonne*. So las ich in den Tagen, wo K's Besuche anfangen, eine englische Sammlung von Briefen, unter dem Titel *Love and madness*, die ich immer für mehr als erfunden hielt, besonders da der Handlung des kleinen Romans eine bekannte wirkliche Geschichte zum Grunde liegt – und indem ich mit der Theilnahme eines achtzehnjährigen Mädchens bei diesen Büchern weinte, mischten sich unter meine Thränen auch bitterere, über das Lächerliche, im vierunddreißigsten Jahre zum erstenmal über *fremde* Liebesqualen zu weinen!

Ich erinnerte mich dann wol an jenen Augenblick meiner ersten Jugend, wo Leichtsinns und Eitelkeit mich zur Undankbarkeit gegen Feldberg verleiteten; er schien mir jetzt der einzige beneidenswerthe meines ganzen Lebens, der einzige, der eine Geltung gehabt hatte.

K.'s Bekanntschaft hatte etwas Romanhaftes in ihrem Ursprung. Seine ersten einsameren Unterredungen mit mir bewiesen, daß er das zu benutzen wußte. Wir geriethen in weitläufige Streitigkeiten über die Strafbarkeit

des Umgangs, dem Christine das Leben zu verdanken gehabt hatte; er wollte ihn in allen Stücken rechtfertigen, und bekannte sich nur wegen der Vernachlässigung seines Kindes für schuldig. Meine Grundsätze waren streng, aber erlernt, also auf Treue und Glauben angenommen; mein Thun war von meinem Sein immer getrennt gewesen, und die Alltäglichkeit meines Schicksals hatte bisher keine Zwietracht unter beiden entstehen lassen; meine Sitten aber waren rein, und sie sträubten sich gegen K.'s System von freier Liebe und Rechten der Natur; aber es fehlte ihnen die einzige sichere Grundlage der Religion.

Doch die gefährlichste Seite dieser Moral für ein unverdorbenes weibliches Herz habe ich in so Manchem, was dagegen gesagt worden ist, nur umgangen gefunden – es ist die Abhängigkeit von dem Gegenstande unserer Liebe, das Gefühl, ihm ganz geweiht zu sein, das uns so werth ist. Der Mann erscheint uns stärker durch unsere Schwäche, und wir fühlen uns reich an Allem, was wir ihm geben.

So sehr diese Idee in jedem Systeme der Verderbniß und der Sinnlichkeit entartet, so sehr sie in einem solchen nur durch entheiligenden, frechen Mißbrauch ihren Platz finden kann, so wußte doch K., der sie aufgefaßt hatte, sie mit Lebhaftigkeit und Feuer zu behandeln. Hatte er mir den Eindruck, den sie auf mich machte, abgemerkt, oder war sie ihm ohnehin eine Marotte, die er sich zusammengesetzt hatte, genug, er kam nach mancher Erörterung so weit, mich zu dem Geständnisse zu bringen, daß, wenn die Menschen einfach und gut wären, Liebe allein hinreichend sein würde, um Treue zu erzeugen, und ich mußte ihm mit einem inneren Seufzer zugeben, daß die Kette der Gesetze überflüssig sein würde, um Verbindungen zusammenzuhalten, die von der Natur nie zwischen ungleichartigen Wesen gestiftet werden könnten.

Bei uns Weibern bleiben solche Verirrungen unsers Verstandes nie ohne einen Zusammenhang mit dieser oder jener Faser unsers Herzens, der sie ebenso gefährlich als unschuldig, und oft je edler, desto verderblicher macht. K.'s Reden erhielten nach und nach Beziehung. Der Gedanke, daß ich meine Bestimmung durch meine Heirath verfehlt hätte, schimmerte zwischen uns anfangs nur aus der Theilnahme hervor, die er in trüben Stunden – und diese wurden mir nun häufiger zugezählt – gegen mich äußerte. Diese Theilnahme zerstreute und tröstete mich nicht; aber sie bildete in mir das bestimmte Gefühl, eine solche Empfindung bei einem liebenswürdigen Manne zu erregen, sei ein schönes Glück – und sei mir verboten.

Die feste Überzeugung, daß ich für die Liebe todt wäre, ohne jemals für sie gelebt zu haben, verführte mich zu der gemeinen Chimäre, mich mit Freundschaft zu begnügen. Nun folgte ein langer Zeitraum verworrener Gefühle, wo von meiner Seite Glück und Schmerz, Reue und Zufriedenheit unablässig zusammen abwechselten. Bei aller Unruhe dieses Zustandes, war er doch dem eiteln Treiben und der unbestimmten Sehnsucht, die mich seit meiner Heirath beschäftigt hatten, weit vorzuziehen. Die Gewalt, die ich anwandte, um gegen K.'s Liebe zu kämpfen, überzeugte mich von der Stärke und Wahrheit seiner Empfindung; die Entsagungen, auf welchen ich beharrte, waren mir leicht: ich suchte nicht, mich über meine Gefühle zu täuschen, ich wollte meinem Herzen etwas einräumen, aber mich mit Zucht und Tugend abzufinden, fiel mir nicht ein.

K. mochte bemerken, daß ein Weib, welches Liebe gestand, indem es Erhörung versagte, welches mit Freudenthränen sich jeder Liebkosung entzog, – daß ein solches Weib zur Verführung noch nicht reif wäre. Er ließ mir also zu, zwischen Liebe und Pflicht einen Vertrag zu stiften, bei dem ich hoffte – zwar nicht glücklich zu sein, aber doch den mir einzig übrig gebliebenen Genuß, unglücklich zu lieben, mit meinem Gewissen vereinigen zu dürfen. Dem ersten Freundschaftstraume entwachsen, beschloß ich doch, wenigstens nur Freundschaft zu äußern und nur von Freundschaft zu hören. K. setzte zwar Anfangs allen Widerstand entgegen, der mich fester von seiner Liebe überzeugen und mir die Nothwendigkeit meines Entschlusses fühlbarer machen konnte; aber er sah mich gern in dem redlichen Wahne, meiner Pflicht Genüge geleistet zu haben, weil die leidenschaftlichen Szenen aufhörten, in denen wir lange zusammen fortgestürmt hatten.

Meine und meines Mannes Ehre schien mir jetzt vor dem Publicum sichergestellt, weil die launischen Anfälle von Lustigkeit, Eifersucht, Schmerz, Vertraulichkeit, Entfernung wegfielen, an denen man in der Gesellschaft die geheime Geschichte eines Liebeshandels so leicht zu errathen pflegt. Ich bedachte nicht, daß man nunmehr die gleiche Freundlichkeit, die vertrauliche Theilnahme in meinem Verhältnisse mit K. für einen Beweis ansehen mußte, daß wenigstens Präliminarartikel zwischen uns richtig wären.

Besser als ich bedachte K. das Alles; denn es gehörte wesentlich zu seiner Absicht, daß ich meinen Ruf befleckte. Es ist, als foderte es von dem Verführer sein Gefühl, daß er öffentliche Nichtachtung auf die Un-

glückliche Lade, die er dahin zu bringen sucht, wo auch er sie nicht mehr achten wird.

Ich war inzwischen ruhig. K. hatte viel Kenntnisse, wir lasen und stritten viel zusammen: Er bildete meinen Geist und brauchte wenig Mühe dazu, denn es kam fast nur darauf an, eine Menge Ideen, die ich aufgefaßt hatte, eine Menge Anschauungen, die in mir lagen, zu ordnen. Unsere Streitigkeiten betrafen meistens seine Grundsätze; ich bemühte mich mit innigem Eifer, ihn tugendhaft zu machen – ich spiegelte mir nicht etwa vor, daß es mir gelänge; aber die Schwärmerei, mit welcher er meine Tugend anzubeten vorgab, schien mir, von Leidenschaft und Eitelkeit verblendet, wie ich war, ihn der Tugend schon zu nähern.

Nachdem diese gefährliche, künstliche Verbindung einige Monate gedauert hatte, machte es mich stutzig, daß unter den Büchern, die er mir gab, mehre sehr verführerische, ja sogar sittenlose waren. Ich ging sein Betragen sorgfältig durch, und fand sonst nichts, was mein bitteres Gefühl, daß er es an Achtung gegen mich fehlen ließe, gerechtfertigt hätte. Einige Tage war ich tiefsinnig; er verdoppelte seine zärtliche Theilnahme, ohne je den Ausdruck der ehrerbietigsten Freundschaft zu überschreiten. Nach vielen dringenden Bitten von seiner Seite, gestand ich ihm freimüthig, was mich beleidigt, beschämt, erschreckt hatte. Er gab sich viele Mühe, mir einen Gesichtspunkt aufzustellen, aus welchem man solche Bücher betrachten mußte; er zog eine Scheidungslinie zwischen dem Schönen und dem Belehrenden oder Schädlichen. Das Wahre von Dem, was er sagte, litt aber durch die innere Verlegenheit, die er empfand, mir eine Blöße gegeben zu haben, und ob ich ihn gleich nicht durchschaute, so machten doch seine Sophistereien keinen andern Eindruck auf mich, als daß ich mich beschied, sie nicht zu verstehen, mithin zu streiten aufhörte, und es bei der schlichten, freundlichen Bitte bewenden ließ, er möchte die Bücher zurücknehmen.

Dies war seit langer Zeit wieder der erste Streit zwischen uns. Er störte unser Verhältniß: K. schien beleidigt, ich war unbefriedigt und fühlte es doch als eine unertägliche Last, ihm den geringsten Anlaß zum Unwillen zu geben. Wir schieden mit einiger Heftigkeit von einander; den folgenden Tag sahen wir uns erst in großer Gesellschaft wieder.

Es war Ihrer Schwester Hochzeitstag, lieber Karl. Julie hatte ihren Bräutigam an dem Hofe kennen gelernt, wo ihr Onkel Gesandter war; er war jüngerer Sohn einer Familie, welche lauter Lehngüter besaß, und hatte es nur mit der äußersten Mühe erlangt, daß er statt des geistlichen

Standes, zu dem ihn sein Vater bestimmte, Kriegsdienste nehmen durfte. In einer von Seiten des Vermögens so ungünstigen Lage liebte er unsere Julie ohne Hoffnung, und doch unter tausend jugendlichen Entwürfen, als der Tod von zwei älteren Brüdern, die bei einer Lustfahrt im Wasser umkamen, ihn plötzlich reich und unabhängig machte. Die Hochzeit wurde in unserm Hause gefeiert. Julie war erst seit wenigen Tagen bei mir; aber ich hatte sie genug gesehen, um bitter zu bereuen, daß ich mir das Glück, mit diesem sanften, liebevollen Geschöpfe zu leben, entzogen hatte. Ich erstaunte über meine Verkehrtheit, ein fremdes Kind auferzogen und meines Mannes Tochter Fremden überlassen zu haben. Ich erröthete vor Scham, daß es der verhaßten Frau von Z. gelungen war, Julien so auszubilden, indeß ich aus Christinen – Mit dem Mismuthe über mich selbst, den ich bei diesen Vergleichen empfand, verband sich ein wehmüthiges Gefühl bei dem Anblicke des Glückes der beiden Liebenden: sie hatten gelitten, gehofft, ertragen; nun waren sie vereint, sie durften lieben, sie konnten noch lange glücklich sein – sie waren jung.

177 In dieser Stimmung hatte ich Julien an ihrem Hochzeitstage geschmückt. Mit zärtlichen, ja reuigen Thränen sagte ich ihr, daß ich kein Recht als Mutter hätte, ihr Lehren zu geben für ihr künftiges Glück, denn ich wäre nie Mutter gewesen; daß ich kein Recht hätte, als Gattin – Meine Empfindung hatte mich überrascht; denn ich kannte das Glück der Liebe nie, wollte ich sagen, aber Julie schlug erröthend ihre Arme um mich und sagte etwas mir damals Unverständliches, äußerst Zartes und Liebreiches, worüber ich erst späterhin Licht erhielt, wie ich erfuhr, daß man mich als Gattin des Herrn von Helm viel härter beurtheilt hatte, als ich es verdiente.

Für Julien und ihren Geliebten, die nichts als glücklich waren, ging das Ernste der heutigen Feierlichkeit verloren; mich erinnerte sie an jene, die vor so vielen Jahren meine Ansprüche auf ein Glück, das ich jetzt erst kennen lernte, durchstrichen hatte. K. bemerkte meine Rührung, meine Weichheit; er benutzte die Betäubung vom gesellschaftlichen Geräusch, die Spannung von dem Zwang, den die Nothwendigkeit, sich zu beobachten, auflegt, den Ausdruck, der so leicht in halb verständliche, vor Zeugen gesprochene Worte kommt, das Anziehende einzelner, unbeobachteter Augenblicke: mein Herz gerieth in den schmerzlichen Aufruhr; daß ich ihn in das tiefe Gefühl meiner verfehlten Bestimmung blicken ließ, galt für ihn dem Geständniß der zärtlichsten Gegenliebe gleich. Ich konnte nicht länger unter Menschen sein und floh in mein Zimmer. Der Ball war

nach der Abendmahlzeit wiedereröffnet worden; ich glaubte mich allein, ging in der heftigsten Bewegung auf und ab, als K. unangemeldet hereintrat.

Du bist ein sittsames, weichfühlendes Weib, Gertrude; du denkst und empfindest männlich, mein Sohn, und Ihr schaudert vor der Infamie, ein vertrauendes Weib betrügen zu wollen. Denkt Euch mein Entsetzen, als K. meine Bitte, mich jetzt zu verlassen, mir mit Muth beizustehen, damit kein Rausch der Leidenschaft jedes Band zwischen uns zerrisse, mit einem Ungestüm beantwortete, der mir mit Blitzesschnelle entdeckte, aus welchem schimpflichen Gesichtspunkt er mein ganzes Betragen beurtheilte, welche Absicht das seinige leitete.

178

Meine erste Bewegung war Verzweiflung, betrogen und beschimpft zu sein; sogleich aber hob sich mein Stolz – ich befahl ihm, mich zu lassen, und strebte mit meinem Arm, den er hielt, nach der Schelle über dem Kamin. Er sah meine Bewegungen halb mit Erstaunen, halb mit Spott und ließ mich betroffen los, da ich die Schelle wirklich ergriff und heftig klingelte. Meine Kammerfrau stürzte erschrocken herein; ich sagte ihr trocken, Herr von K. befinde sich nicht wohl und wünsche eine Sänfte, um sich nach Hause zu begeben; ich machte ihm eine Verbeugung und taumelte – denn mein Herz brach – aus dem Zimmer.

Ich sah ihn nie wieder; aber jeder Tag belehrte mich durch Erinnerung mehr und mehr, wie sehr mich Leidenschaft verblendet hatte – Leidenschaft! Mich, das verblühende Weib, die Gattin eines Greises! An dem Tage, wo ich seine Tochter zum Altar führte, hatte ich durch meine Schuld in solcher Gefahr gestanden!

Mit jedem Tage durchbohrte mich die Erkenntniß neuer Fäden des Gewebes, in welches er mich verstrickt hatte: freie Grundsätze, verführerische Lecture, künstliche Zurückhaltung – nur ein Wunder hatte mich vor dem Elend verwahrt, durch meinen Fall Dem unterthan zu werden, den ich, früher oder später, immer verachtet hätte.

179

Ein Wunder dünkte es mich damals, zu meiner gerechten Strafe. Jetzt darf ich es ohne Unbescheidenheit denken, der Augenblick mußte immer erscheinen, wo wir Beide erfuhren, das wir uns geirrt hatten.

Mein Wohnort war mir unerträglich, meine Gesundheit litt durch die Stürme in mir; ich nahm des Arztes Rath, nach dem **er Bade zu reisen, willig an. Ich konnte es in dem Geräusch, das mich hier umgab, nicht aushalten und zog mich nach den ersten acht Tagen von allen gesellschaftlichen Zirkeln zurück, um allein auf meinem Zimmer zu bleiben.

Einst wurde ich des Nachts durch einen ungewöhnlichen Lärm in einer anstoßenden Wohnung aufgeweckt. Ich erkundigte mich, was es gäbe; ich hörte, eine französische Dame, die erst den vorigen Abend spät angekommen wäre, hätte einen heftigen Blutsturz bekommen und ränge mit dem Tode. Ich vernahm deutlich in den stillern Augenblicken das Schluchzen und die schmerzlichen Ausrufungen einer, wie mir schien, weiblichen Stimme. Das Mitleiden trieb mich aus dem Bette; es fiel mir ein, daß die Leute, von lauter Deutschen umgeben, Mühe haben könnten, sich verständlich zu machen, und ich entschloß mich, zu meiner unglücklichen Nachbarin hinüberzugehen.

180

Ich fand eine ältliche Frau in der traurigsten Erschöpfung auf ihrem Bette; ihre Bedienten waren wirklich in der größten Verlegenheit, mit den Hausleuten fertig zu werden. Ich trat leise an das Bett und sagte zu der Kranken in ihrer Muttersprache, ich sei ihre Nachbarin und wünsche ihr dienen zu können. Sie schlug ein paar schöne, nun erloschene Augen auf und bewegte lebhaft ihre vorher matt hingestreckten Arme gegen ihren Sohn. Dieser war es, dessen Stimme ich für eine weibliche gehalten hatte; er richtete sich bei meinen Worten rasch auf und rief mir mit dem Ausdruck der Verzweiflung zu: O Gott, retten Sie meine Mutter! – Der junge Mensch wäre mir von diesem ersten Anblick unvergeßlich geworden: ein feines, schwarzes Haar, das eine blendend weiße Stirn bedeckte, ein ovales Gesicht, worin Schwärmerei und Muthwille stritten, eine Gestalt, die für siebzehn Jahre zu zart und doch kein Alter bezeichnete. Ich sagte ihm einige tröstende Worte. Eine bejahrte Kammerfrau und ein noch älterer Bedienter wußten ihre dankbare Freude, sich Jemanden verständlich machen zu können, nicht genug auszudrücken; ich ging ihnen in Wartung der Kranken zur Hand; allein unsre Sorgfalt war vergeblich, gegen den Morgen kam ein neuer Anfall, und die Kranke erstickte in meinen Armen.

181

Den Augenblick vorher hatte sie in convulsivischer Angst mit einer Hand eine der meinigen an sich gerissen und mit der andern ihren Sohn gefaßt. Ich war unendlich erschüttert. Der Schmerz des jungen Menschen hatte die ganze Heftigkeit bisher glücklicher Jugend, die überzeugt ist, schrecklicher könne kein Schicksal sein als das ihre; zugleich kämpfte er gegen seinen Schmerz mit einer Anstrengung des Willens, die weit über seine Jahre ging.

Die Bedienten sagten mir, ihre Herrschaft sei aus Lothringen gewesen, sie habe einen berühmten deutschen Arzt über ihre Gesundheit zu Rathe gezogen und auf seine Weisung dieses Bad besucht, wo der Vater des

jungen Chevaliers in wenigen Tagen auch eintreffen werde, um ihn von da nach *** zu bringen; der Vater liebe Deutschland und sei darum Willens, seinen Sohn auf einer deutschen Universität seine Studien vollenden zu lassen.

Es wurde beschlossen, den Marquis, der unterwegs sein mußte, hier zu erwarten. Unterdessen verließ mich der Chevalier keinen Augenblick; die Sonderbarkeit unsrer ersten Zusammenkunft hatte uns des Bekanntschaftmachens überhoben. Als Zeugin des Todes seiner Mutter war ich gleichsam in einen Theil ihrer Rechte getreten: nur ich hatte sie gesehen, nur mit mir konnte er von ihr reden. Er hatte sie unendlich geliebt; sie war durch fortwährende Kränklichkeit in den Stand gesetzt worden, ihrem Hang zum häuslichen Leben zu folgen, und erfreute sich ihrer ununterbrochenen Sorgfalt für die Erziehung ihres Sohnes um so mehr, als sie einen Gehülfen gefunden hatte, der allen ihren Wünschen entsprach. Dieser war vor wenigen Monaten gestorben; sein Tod hatte den Entschluß der Ältern bestimmt, den Chevalier bis zu seinem Eintritt in die Welt in Deutschland leben zu lassen.

Der Anstand erlaubte dem Chevalier nicht, Gesellschaft zu sehen; meine Stimmung verleitete sie mir, und nichts konnte mich auf eine angenehmere, schmeichelhaftere Weise beschäftigen, als die Anhänglichkeit dieses sonderbaren kindlichen Jünglings.

Ich weiß nicht, wie seine Führer die unschuldige Naivetät neben der Heftigkeit von Gefühl, in einem Alter, wo die Sinne ungestüm erwachten, hatten leiten wollen. In der Folge unsers Umgangs erkannte ich mit Erstaunen, welche richtige Begriffe von Recht, die er sich selbst immer nur als Gesetze der Ehre vorstellte, ihn in seiner raschen Handlungsweise stets begleiteten.

Sein Vater kam endlich an, ein Weltmann, der über den Tod seiner Gemahlin nicht sehr betroffen war, dafür aber meine Theilnahme für seinen Sohn mit etwas zweideutiger Beflissenheit erkannte und durch ein feines Lächeln mein Herz schmerzhaft schlagen machte, als der Chevalier, mit dem Ausdruck der süßesten Schmeichelei gegen mich und mit wirklicher Heftigkeit gegen seinen Vater, dessen galante Dankbarkeit ihn entrüstete, zu ihm sagte, er nähme es auf sich, seiner schönen Mutter – so nannte er mich – selbst abzutragen, was sie um ihn verdient hätte.

Der Marquis ergötzte sich sehr an dem lebhaften Jüngling; er besprach sich mit mir über seines Sohnes Aufenthalt in Deutschland, und da ihm nur daran lag, ihn an einen Ort zu bringen, wo er ihn Bekannten empfeh-

len könnte, so willigte er gern in die Bitten seines Sohnes, der, anstatt nach *** zu gehen, mich nach unsrer Residenz zu begleiten wünschte. Ich meinerseits konnte ihm versprechen, daß mein Gemahl väterlich für den jungen Menschen sorgen würde. Der Chevalier war außer sich vor Freude; er küßte meine Hände, rief tausend Mal, nun sei er wieder unter den Augen seiner Mutter – Wollen Sie aber auch ganz meine Mutter sein? fragte er; werde ich Ihnen Alles sagen, Alles von Ihnen bitten dürfen? – Ich streichelte lächelnd dem kindischen Schwätzer die Stirn; er hielt meine Hand an seinen Mund, und von seinen Augen fiel eine Thräne auf sie herab.

Mein Zögling kam wenige Tage nach mir in der Residenz an. Er fand sich durch die Bemühungen des Herrn von Helm, der meiner Theilnahme an dem jungen Menschen auf das gütigste zur Hand gegangen war, gleich völlig eingerichtet. Er entzückte jede Gesellschaft durch seine Schönheit, seine Alles vor sich hinreißende Lebhaftigkeit; er interessirte alle Männer durch seine Lernbegierde; mir schuf er eine neue Welt in meinem Herzen durch seine schwärmende, kindische, herrschsüchtige Anhänglichkeit.

Beschriebe ich sein Betragen, so würde Niemand begreifen, wie es nicht hätte befremden müssen, und Niemanden, der es sah, fiel der Gedanke ein, warum man dieses Kind – denn ihn ein Kind zu nennen war die Aushülfe aller Derer, die nicht Muth hatten, sich über seine Unarten zu ärgern – dieses Kind so duldeten.

Er schwatzte mit mir das thörichtste Zeug, plagte mich, machte mich ungeduldig, bis ich ernsthaft sagte: Chevalier, Sie misbrauchen meine Nachsicht; dann wandte er sich gegen Herrn von Helm: O mein Herr, rief er, Ihnen dürfte sie das nicht sagen! Nie durfte sie es Ihnen sagen, und Sie machten sie noch nie ungeduldig– ich möchte so vernünftig sein als Sie, so alt als Sie, damit ich nur meiner schönen Mutter Zorn nie mehr zu fürchten hätte. Herr von Helm lachte zu gutherzig; ich erröthete vielleicht mehr, als ich um des Chevaliers willen hätte thun sollen, denn in seinem Geschwätz war mehr Instinct als Schelmerei.

Ich fühlte indessen bald, daß in des jungen Menschen Betragen eine Leidenschaftlichkeit kam, die mich in Verlegenheit setzte. Ich sah mich – und hier war nicht Verführung, nicht Falschheit – ich sah mich geliebt über Alles, mit allen Kräften einer Feuerseele geliebt, die nichts hoffte und nichts fürchtete, keinen Zweck, keine Absicht hatte, unwillkürlich brannte, und *für mich* brannte.

Nur in einem Bilde kann ich meine Stimmung beschreiben. Es war die Wirkung der unverhofft belebenden Sonne in Oktobertagen; sie vergoldet das sterbende Laub, lockt junge Blumen hervor, die sich, freundlich verwundert über ihr unerwartetes Dasein, dem Lichte öffnen; aber ehe ihr Kelch den warmen Stral aufnimmt, tödtet sie der kalte Nachtreif.

Der Chevalier wurde plötzlich tiefsinnig, ernst, weich. Diese Erscheinung war mir unbegreiflich: ich zitterte für seine Gesundheit, für seine Sittlichkeit. Anfangs suchte ich ihn aufzuheitern; er erkannte es mit der lebhaftesten Zärtlichkeit, ging auf Augenblicke in ausgelassenen Muthwillen über, verließ mich dann plötzlich, um sogleich zurückzukehren und wieder in die vorige Laune zu fallen.

In meiner Unruhe äußerte ich gegen Herrn von Helm den Wunsch, über seine Gänge und Gesellschaften nähere Auskunft zu haben. Wir erfuhren, daß der Chevalier vor einiger Zeit einen Abend unter sehr übel berufenen Menschen zugebracht hatte, seitdem aber nicht wieder mit ihnen gesehen wurde, sondern allein blieb, oder auf dem Lande umherschwärzte. Diese Nachrichten hatten für mich etwas unaussprechlich Schmerzliches und Empörendes. Ich fühlte als Mutter meinen Sohn dem Laster hingegeben, als Weib ein Wesen, das mir so ganz angehörte, mir so schändlich entrissen; ich fühlte – mit Schamröthe, mit demüthigendem Schmerz fühlte das alternde Weib Eifersucht, Neid – Meine Vernunft zürnte über meine Phantasie, und ich zitterte vor des Jünglings Anblick.

Doch siegte nach langem Kampfe mein besserer Geist. Unsere Verhältnisse, des jungen Menschen Lage, wie er gefehlt habe, was er fühlen mochte: das Alles stand hell vor mir, und meine Schwäche selbst zeigte mir den einzigen Weg, den ich hier zu gehen hatte. Bei seinem nächsten Besuch war der Chevalier launischer, heftiger als je. Ich redete ihm freundlich zu; ich bat ihn, in keinem Falle sein Vertrauen zu mir schwächen zu lassen, nie, auf welche Abwege er auch gerathen sein möchte, zu fürchten, daß mir irgend ein Geständniß weher thun könnte als die unerklärte Veränderung in seinem Charakter.

Er setzte sich in unruhiger Zerstreung neben mich. Wie er aber anfang ruhiger zu werden, sagte ich liebeich zu ihm: bin ich nicht ihre Mutter? muß ich nicht an meinem Sohne Theil nehmen, wie er sich mir auch zeige? – Er ließ mich kaum ausreden und rief, heftig aufspringend: Nein, nein! Nicht diesen Namen, diesen theuern Namen, den ich nicht hassen möchte –

Ich sah ihn voll Entsetzen an. Ich fühlte nur das undankbar Harte seiner Worte; wirklich ich fühlte jetzt nur *mütterlich*. – *Louis!* rief ich durchdrungen, mit einem Strom von Thränen, als er vor mir niederstürzte, unter Schluchzen, mit Zittern, mit der Furchtsamkeit und der Glut erster Jugend mir ein Geständniß that, vor dem ich zitterte, das ich erwartete, und zu dessen Empfang ich darum nicht gefaßter war.

Ich suchte den Gesichtspunkt, aus welchem ich den Vorfall betrachten, nehmen sollte; aber ich konnte die beiden Bilder: diesen Jüngling in der Gesellschaft, die er vor einigen Tagen besucht hatte, und nun liebend zu meinen Füßen, nicht neben einander ertragen; mein Gefühl empörte sich immer heftiger. Sie haben Recht, Chevalier, sagte ich endlich, indem ich kalt vor ihm hintrat: nicht mehr Mutter! Der unglückliche Jüngling, der das Gefühl der Schande so verlor, den Hauptmann von O. auf seinen Gelagen zu begleiten, der die Freundin so beleidigte, die ihm seine Mutter auf dem Todtenbette gegeben hatte, kann und soll mir diesen Namen nicht mehr geben.

Er erhob sich und sagte ruhig: Gefühl der Schande verloren? – Er schien nachzudenken. Ich war mit dem Hauptmann, meine Mutter, sagte er; ich ging aus Thorheit mit ihm, ich kam rein von seinem Gelage zurück, rein wie ein Kind – wie ein Gimpel, meine gütige, ungerechte Mutter! setzte der junge Thor hinzu; mich ekelte jene Gesellschaft an, denn ich liebe Sie, ich bete Sie an –

187

Ich war nun gefaßt; ich erinnerte mich, wie ich alle die Kindereien vor diesem Auftritt angesehen hatte, und ich fing ein freundliches Gespräch an, worin ich ihn selbst zu bereden suchte, der jetzige Vorfall sei eine Verirrung seiner Einbildungskraft, die er leicht wieder auf den rechten Weg lenken würde.

Meine Bemühungen gelangen nur halb; es folgte noch mancher Augenblick, wo mir das Gefühl, daß nur Vernunft, die kälteste Vernunft mich leiten dürfte, daß ich über Louis' Leidenschaft nur lächeln dürfte, schwer und bitter ankam. Nach mehren Monaten – denn über diese Vorfälle war der Chevalier nahe an ein Jahr bei uns – ward sein Betragen ruhiger; er war nicht mehr stürmisch und ungleich, er nannte mich wieder seine Mutter, aber nicht mehr seine schöne Mutter; er war weniger muthwillig, gegen mich ehrerbietiger, achtsamer gegen Herrn von Helm; ich genoß seufzend die Freude, den tändelnden Knaben zum Mann werden zu sehen.

Während der Winterlustbarkeiten begleitete mich der Chevalier, so oft ich ausging, und so oft er allein in einer Gesellschaft gewesen war, erzählte

er mir am andern Morgen mit all' seinem Leben und Leichtsinn die Geschichte des verflossenen Abends. Ein hartnäckiges Schnupfenfieber hatte mich aber eine Zeitlang zu Hause gehalten; anfangs wollte der Chevalier darum auch aus unsern gewöhnlichen Zirkeln wegbleiben, ich beredete ihn aber, sie nach wie vor zu besuchen, und an einem Morgen kam er glühend, freudetrunken, bezaubert von der Anmuth und den Reizen der Fräulein von B., die den Abend vorher zum ersten Mal auf dem Ball erschienen war, zu mir.

188

Ich erschrak über mich selbst, als mir die Entdeckung, daß der Chevalier nun wirklich lieben würde, wie ein Dolch durch das Herz fuhr. Doch faßte ich mich, ließ ihn reden, ließ ihn in den folgenden Tagen alle Wechsel von Glück und Unglück, die einen jungen Liebhaber treffen können, vor meinen Augen durchgehen; ich wurde es gewohnt, seine Vertraute zu sein, und ich fing an, meinem Sohne zu rathen, ihn zu belächeln oder zu bedauern, wenn er mit der Sitte haderte, die ihn zwang, trotz seiner französischen Zuversicht etwas deutsche Behutsamkeit in seine Leidenschaft zu bringen.

Seit ich seine Liebe kannte, hatte ich mich nicht überwinden können, unsere Gesellschaften wieder zu besuchen. Jetzt fühlte ich, daß ich diese Schwachheit mit unerbittlicher Strenge aus meinem Herzen reißen mußte. Ich überzeugte mich bald, daß Auguste von B. der ernstlichen Huldigung des Chevaliers nicht werth war. Es schmerzte mich, und ich lächelte darüber. Die arme an Mutterstatt Angenommene kämpfte unter den Menschen mit bitterer Laune und weinte insgeheim Thränen so heiß als im achtzehnten Jahre –

Damals wüthete der amerikanische Krieg. Es ging die Rede, der König von Frankreich würde den Insurgenten mit Truppen beistehen. Der Chevalier sagte, wenn das geschähe, so müßte die Sache der Rebellen die gerechte sein, denn seine Landsleute würden ihr unfehlbar den Sieg verschaffen. Man zog ihn auf, fragte ihn, ob er sich mit einschiffen wollte; er beantwortete den Scherz mit der phantastischen Bravour, die im Munde seiner Landsleute außerhalb des Schlachtfeldes oft zweideutig klingen kann.

189

Eines Abends trat er zu einer ungewöhnlichen Zeit in mein Zimmer. Er hatte Papiere in der Hand, seine Augen funkelten. Meine zärtliche, meine gütige Freundin, rief er, lieben Sie Ihren Louis! Vergessen Sie ihn nie – in zwei Tagen reise ich nach Brest ab, mein Vater hat mir eine Stelle unter den Truppen verschafft, die sich dort einschiffen.

Ach, *jetzt* sah ich nur meinen Sohn in ihm! Vor mir stand die blasse, schon leblose Gestalt seiner Mutter, wie sie den weinenden Jüngling auf mich anwies. Schnell drängten sich die zwei seitdem verflossenen Jahre in meiner Vorstellung zusammen. Nun schied er von mir, so ganz verändert, so viel liebenswürdiger, so viel reifer zu tausendfacher Gefahr. Ich ließ meinen Thränen freien Lauf. Ihn hatte seine jugendliche Phantasie schon ganz zum Helden umgeschaffen. Und Auguste? fragte ich endlich, lächelnd unter meinem Schmerze, um sein heroisches Geschwätz zu unterbrechen. – Auguste! rief er, hielt inne; Thränen drangen aus seinen Augen, er beugte sich über meine Hand: O meine Mutter, indem ich freudig meine Laufbahn antrete, fühle ich nur den Schmerz, *Sie* zu verlassen; gegen diesen ist alles Andere Thorheit, Posse! Meine Lorbern lege ich einst meiner Mutter zu Füßen, oder – falle ich in dem Kampfe, so werden diese gütigen Augen allein um mich weinen.

190

Und so war es auch!

Der liebenswürdige Thor eilte nach Brest. Ehe der Krieg beendet war, erhielt ich diesen Brief in französischer Sprache von einer unbekanntenen Hand:

›Am 17. August 1782 früh um acht Uhr rückten unsere Truppen aus. Der Kampf war hitzig, der Sieg blieb unser; unter vielen tapfern Männern fiel der Chevalier de ***, der acht Tage vorher von unserm braven General auf dem Schlachtfelde zum Capitain ernannt worden war. Er starb zwei Stunden nach dem Gefechte. Vor seinem Tode befahl er mir, den obigen Zeilen, die er mit schon starrer Hand geschrieben hatte, diese Nachricht hinzuzusetzen. – *Labourdaie*, Feldchirurgus.‹

Oben stand von des Chevaliers Hand, fast unleserlich:

›*Adieu, meine geliebteste Mutter. Ihr Louis.*‹

Er hatte mehr schreiben wollen – *stirbt*, vermuthlich, wie ein noch angefangener Buchstabe zeigte.

Ihr werdet nun begreifen, warum ich nicht mehr mündlich erzählen wollte. Nach dem dreißigsten Jahre sind die Leidenschaften nicht mehr Spiel, nicht mehr Sommergewitter, nach welchem der Himmel schöner lacht. Sie sind Orkane im Spätjahre, schütteln gewaltig die letzten Blätter von den Zweigen, zerschlagen die letzten Blumen, und die gebleichte Sonne kämpft fortan vergebens, der erstarrenden Natur aufzuhelfen.

191

Wie Sie zurückkamen, mein guter Karl, beweinte ich meine Jugend, mein unnütz verflossenes Leben, meinen Gatten, dem ich vielleicht Alles war, was er verlangte, bedurfte, ohne daß ich es fühlte, ohne daß es mich

befriedigte, der mich so wenig verstanden hatte, mir so wenig sein wollte oder konnte; nur die sterbende Hand jenes guten, heroischen Schwärmers hatte mir das einzige Zeugniß hinterlassen, daß mein Dasein nicht ganz ohne Werth für Andere gewesen war.

War es Plan bei Ihnen, mich nach und nach in das thätige Leben zu ziehen? Verdankte ich die theilnehmende Güte, mit der Sie mich aufzuheitern suchten, die bescheidene Achtung, mit welcher Sie meinen Rath und Beistand verlangten, nur dem Mitleiden, das Ihnen meine gehaltlose Existenz einflößte?

Mit Sehnsucht hatte ich in Ihnen einem Wesen entgegengesehen, an dem ich meine Schuld gegen Natur und Gefühl, die beide mein leeres, egoistisches Leben verdammt, abtragen könnte, ohne mein ewig seiner Jahre vergessendes Herz von Neuem in Gefahr zu bringen. Aber auch mit reuiger Scham hatte ich Sie empfangen: ich fühlte, Karl, daß ich es war, die Sie in zarter Jugend in die Welt hinausgetrieben, daß um meinetwillen nicht väterliche Sorgfalt, nicht mütterliche Liebe Sie erzogen hatten, sondern ›*die Zeit und das ewige Schicksal.*‹

Wie Sie nun kamen! Wie ich, da Sie mich zum ersten Male als Mutter begrüßten, zum ersten Male ohne schwankende Bitterkeit daran dachte, daß die Jahre der Jugend dahinwären; wie Jeder, der Sie sah, mir zu solch einem Sohne Glück wünschte; wie ich bald mich zu jung fühlte, weil ich, Ihre wahre Mutter zu sein, nicht alt genug war, und Sie mir jedes nähere Band des Herzens theuer machten; wie Sie Ihre Gertrude liebten und ich Ihre Vertraute ward –

Mein Sohn, da lernte ich meine Bestimmung erkennen. Das gefährliche Spiel des Gefühls, als der arme, schwärmende Chevalier mich Mutter nannte, und das sanfte Bewußtsein, womit ich von Ihnen diese liebe Benennung empfing – oft stellte ich diese beiden Empfindungen zusammen; Schamröthe und Dank gegen Sie wechselten bei mir ab: aber je mehr ich Sie sah, je mehr ich erkannte, daß ich Ihnen werth, nützlich war, desto heiterer blickte ich in die Zukunft, und die Wolken meiner Vergangenheit klärten sich mir auf. Noch mehr ward ihr finsterer Eindruck verwischt, als Feldberg zurückkam; seine Empfindung für mich schien in der langen Reihe von Jahren nur entwickelt, gereift worden zu sein, seine Freundschaft knüpfte den Zeitpunkt meiner sorglosen Jugend an meine jetzige, nun nicht mehr verlorne Existenz – –«

Karl las noch, als Frau von Helm plötzlich neben ihm stand; sie hielt ihren Enkel auf dem Arme, haschte ihrem Sohne die Blätter aus der Hand und rief mit heiterer Rührung: »Genug, und schon mehr als genug! Ich wollte Eures und meines Gefühles schonen, indem ich Euch meine Leiden und Irrthümer in diesen Blättern erzählte; mein Glück, nützlich zu sein, wo ich es darf und muß, leset Ihr in meinen Augen, hört es von meinem Munde – –«

Karl war aufgesprungen und hielt seiner Mutter Hand in der seinen; Gertrude umfaßte sie mit inniger Zärtlichkeit – Feldberg, auf dessen Gesicht während des Lesens Ernst, Rührung, Nachdenken abgewechselt hatten, unterbrach jetzt Amalien – »Amalie«, rief er »knüpfte ich die Tage Ihrer ersten Jugend an den gegenwärtigen Zeitpunkt – o so lassen Sie uns den Irrthum des Schicksals das in dem trüben Zwischenraume uns trennte, wieder gut machen! Einst, Amalie, hoffte ich, Ihnen das Glück meiner früheren Jahre verdanken zu dürfen – schenken Sie meinem Alter die Seligkeit, die mir ein Leben noch wünschenswerth machen kann, das noch nie durch Gegenliebe verschönt wurde –«

Er hatte bittend ihre Hand ergriffen. »Feldberg«, sagte sie, – »wollen Sie mich wieder aus dem Hafen treiben, wo dies Herz allein Ruhe findet? Kommen Sie in diesen Kreis« – sie zog ihn zu sich, vereinigte ihres Sohnes Hand mit der seinen, drückte Beide an ihre Brust, schlang ihren einen Arm um Gertruden und ihr Kind, und unter Thränen der freudigsten Rührung fuhr sie fort – »So – Freund, Bruder, Sohn! – so in Eurer Mitte, kann dies weiche, liebende, unweise Herz ohne Furcht das Alter herannahen lassen – die Jahre werden mein Haar bleichen, aber Eure Liebe gibt mir eine bessere, eine ewige Jugend zurück.«

Der Traum des Lebens

Ein Märchen

Es war einmal ein guter König und eine gute Königin, die ihr Lebelang Alles nur nach reiflicher Überlegung gethan hatten. Da war denn im Ganzen nicht sehr viel gethan worden; es hatte sie aber doch so beschäftigt, daß sie Beide sich erst spät heiratheten. Beide wünschten sich Kinder, aber es kamen keine. Man befragte alle Feen und gelobte sich allen Heiligen; die helfen aber immer nur, wo sie können, und dieses Mal konnten sie nicht. Wie das gute Ehepaar sah, daß Alles vergeblich war, nahm es ein kleines, allerliebstes, jähriges Bübchen, das keine Ältern und einen hübschen, berühmten Namen hatte, an Kindesstatt an. Alexis war kaum gewohnt, seine Pflegeältern Papa und Mama zu nennen, so ward die Pflegmama schwanger, und es stellte sich zur rechten Zeit, und ohne Feen und Heilige, ein niedliches Mädchen ein, das Aline genannt wurde. Alexis Lage war nun freilich ein Bischen zweideutig geworden; seine Pflegeältern hatten ihn aber herzlich lieb, und nachdem sie das Ding reiflich überlegt hatten, setzten sie es unter einander unwiderruflich fest, daß Alexis und Aline ein Paar werden sollten. Nichts war natürlicher, leichter, sicherer, und so das Interesse ihrer beiden Lieblinge verbunden. Der Entschluß war kaum bestimmt, so wurden beide liebe Leutchen krank und sahen sich bald genöthigt, ohne viel Überlegung Anstalt zum Abschied aus dieser Welt zu machen. Es that ihnen sehr Leid, aber es waren gute liebe Liebe, die gegen eine von jeher vorausgesehene Sache sich weiter nicht sträubten. Alexis und Aline zu verlassen war ihnen das Bitterste und ihr Schicksal die einzige Sorge. Wie sich ihnen also der Tod nahte, ergriffen sie den einzigen Weg, auf den sie trauten: sie empfahlen das kleine Brautpaar zweien Feen, die von jeher Freunde ihrer Familie waren; sie banden ihnen ihre eheliche Verbindung, das liebste Ziel aller ihrer Wünsche, auf das dringendste ein und schieden dann mit so gutem Anstand von hinnen, wie es sich unter solchen Umständen nur immer denken läßt.

Das Erstaunen über die Feen und Zauberer hab' ich vorhergesehen, da meine Geschichte bis dahin und auch vielleicht in Zukunft nichts enthalten wird, was mich nach Dsinistan, oder an den Ganges, oder irgend wohin versetzte, wo ich den Vortheil der weiten Entfernung hätte. Ich kann nicht

helfen. Ein armer Erzähler ist übel dran. Hat er's mit erfahrenen Zuhörern zu thun, so finden sie nichts Neues; sagt er ihnen Etwas, das sie nicht wissen, so scheint es ihnen unglaublich. Freilich gibt es heut zu Tage keine so treuherzigen Menschen mehr, die an Feen und Zauberer glaubten; aber warum die Dinge in der Welt noch eben so gehen als in der Zeit, da es noch welche gab, das sagt uns Niemand. Meine Geschichte beweist, daß diese überirdischen Wesen ihre Macht nach wie vor an uns üben; wir glauben es nur nicht mehr, oder nennen sie anders. Meine beiden guten Eheleute glaubten sie, kannten sie und empfahlen Alexis und Aline den Feen *Tausendschön* und *Zeitlose*. Die Erste war die älteste und mächtigste der beiden Damen. Ihr ging es, wie dem berühmten Mäoniden und ärger. Nicht nur sieben, sondern zehn und hundert Städte und Völker hätten sich um ihren Ursprung streiten können; aber nicht wie bei dem Sänger der ewig wahren Natur beneidete jedes Zeitalter der Nachwelt den Ort, der sie gebar, sondern so sehr jedes jauchzte, sie zu besitzen, so wenig rühmte man sich, sie besessen zu haben. Ihre jungen Schüler wurden hingerissen von dem Glanz, der ihr Wesen umgab, aber die Zeit veränderte grausam die Ansicht ihrer Verehrer; sie schien alt und lächerlich Denen, die lange unter ihrem Schutze gelebt hatten. Sie war mächtig und versprach immer mehr, als sie hielt; aber in die Länge ward ihr Dienst herzlich lästig. Übrigens lag ihre frühere Geschichte im Dunkel. Die Menschheit des Kindesalters schien sie nicht recht gekannt zu haben. Aus ihrem Ansehen ward indeß Niemand klug. Wer ihr so große Macht verliehen, wußte kein Mensch, aber eine Zeit des Lebens war ihr jeder Sterbliche unterthan.

Mit *Zeitlose* war es anders und wunderbarer. Jeder, der sie sah, glaubte sie sonst schon gesehen zu haben; wer etwas Schönes, Rührendes beschreiben wollte, meinte, es sähe ihr ähnlich. Ihre Schönheit war mehr, als Zauber und Jugend, ihr Liebreiz mehr, als der Frühling des Lebens verleiht. Man hielt sie oft für Psychens Schwester und hätte sie oft für Psyche selbst, mit Feenwürde bekleidet, gehalten, hätte sie je um Liebe geliebt. Aber sie liebte nur, weil sie wohlthat.

Diese beiden mächtigen Feen folgten des guten Königs und der guten Königin Ruf und eilten zu den verwaisten Kleinen. Ihre erste Sorge ging dahin, sich über den Plan zu verständigen, der bei der Erziehung ihrer Zöglinge zu befolgen sein würde. Die Eine wie die Andere mochte wol eine gewisse Ahnung haben, daß sie ein bischen sehr verschieden über diesen Gegenstand denken würden. Als wohlgezogene Feen wünschten sie aber doch die Verschiedenheit ihrer Meinung mit Anstand zu äußern,

und so währte es denn ziemlich lange, ehe der Hauptpunkt berührt ward. Endlich fühlte Zeitlose, daß es eine unrühmliche Art sei, seinen Gegnern so den Vortheil abzulauern; sie nahm also die erste Gelegenheit wahr, wo sie sich mit ihrer Schwesterfee allein befand, um den kitzlichen Punkt zu berühren. Alexis hatte einen Augenblick sein Spiel verlassen und lehnte sich vertraulich an ihre Knie, indeß sie Aline auf ihrem Schoos hielt. Der Knabe hatte geweint, daß jetzt die guten Ältern, wie seine Bonne ihm sagte, nicht mehr mit ihm spielen, ihm nicht mehr Zuckerbrot geben sollen. Zeitlose streichelte beschwichtigend sein Lockenhaar, und theilnehmend wie ein Mensch, wehmüthig wie eine Mutter, blickte sie auf die lächelnde Aline. Tausendschön saß an einem Tisch und übersah eine Karte des kleinen Königreichs. Nachdem sie eine rednerische Stellung angenommen, rief sie: Ein schönes Gebiet! ein rundes Gebiet! Mein Prinz, Sie werden Ihr Volk beglücken; Sie werden das Beispiel der Fürsten, der Gatten, der Väter sein. – Alexis, der schon wieder an sein Spiel gelaufen war, ließ seinen Kreisel einen Augenblick allein brummen, hielt, die Peitsche in der Hand, erstaunt inne, und sagte mit einem komischen Spott: das hat mir mein Hofmeister noch nie gesagt; aber meinerwegen! Ich will froh sein, wenn die andern Jungen von mir lernen wollen. Allons, Kameraden! Brummkreisel ins Feld! schrie er über den Balcon den Kindern zu, die vor dem Schloß im Grase spielten, schnellte den Kreisel hinunter und flog zur Thür hinaus, ihn unten zu empfangen. Welch eine schöne Mischung in dem lebhaften Gemüthe durch zärtliche Empfindungen entstehen wird! lispelte Tausendschön und legte die Landkarten zusammen. – Theures Mädchen, lieben Sie Ihren kleinen Ingenu auch recht zärtlich? wendete sie sich zu Alinen, die unbefangen mit Zeitlosen's Perlenhalsband spielte. – Wenn er mich nicht plagt, – antwortete das Kind; und auch dann; denn er meint's nicht bö. – O holde Weiblichkeit, rief Tausendschön aus und heftete einen angestrengt gefühlvollen Blick auf Alinen. – Gutes Mädchen, sagte Zeitlose leise, denke immer so; Alexis, meine Kleine, meint es nicht bö, und wenn er groß ist, wird er Dir's danken, daß Du ihm verzeihst.

Zeitlose hielt dies für den rechten Zeitpunkt, von Geschäften zu reden, und fing sanft, wie Jemand, der Streit erwartet, die Unterhandlung an: Aber hier ist's nöthig, um den Zweck unserer guten entschlafenen Freunde zu erfüllen, daß wir schnell für die glückliche Zukunft der holden Kinder sorgen. Da Tausendschön politisch schwieg, fuhr Zeitlose fort: Und um dessentwillen, meine Schwester, ist die gute Erziehung der beiden

Kinder unsre nächste Pflicht. Durch sie wird die Absicht der zärtlichen Ältern wenigstens vorbereitet. Tausendschön schwieg noch immer. Wollen wir uns nicht in die Kleinen theilen? Sie führen Alexis an Ihren Hof, wo glänzende Thaten, Muth und Künste wetteifernd um Ihren Beifall buhlen; dort bilde er sich zum Manne; ich nehme meine Aline auf meine Insel, ich hoffe, sie so zu erziehen, daß sie ihrem Schicksal einstens gewachsen ist.

138 Tausendschön hatte mit einem halbmitleidigen Lächeln zugehört. Nun, und der Plan des königlichen Älternpaars? fragte sie in dem Ton, der eine dumme Antwort erwartet. – Ich hoffe, daß ihn die jungen Leute stets aus Ehrfurcht gegen ihr Andenken befolgen würden; aber so, wie wir sie bilden wollen, können, müssen sie in zehn Jahren gestimmt und würdig sein, einander zu lieben. – Tausendschön lachte beleidigend laut. Nun wahrlich, in diesem Plan, meine gute Schwester, weht die Herbstluft Ihrer Insel im gemäßigten Klima. Sie wollen ein paar zarte Wesen, die Natur und Schicksal für einander bestimmt hat, trennen; Beiden den Sporn zum Schönen, den Genuß der Kindheit, die Blüte des Lebens, eine reine, kindliche, einzige Liebe rauben; sie sollen frostig, als hätte ein Alltagsentschluß über sie gewaltet, im gehörigen Alter dem Befehl ihrer Ältern gehorchen –! So ging es eine lange Weile fort: Zeitlose stritt mit Festigkeit und Güte, Tausendschön ward über ihrem eigenen Eifer blind, und wie die Gründe ihr fehlten, führte sie ihren Feenrang und ihre Oberherrschaft an. Jetzt sagte Zeitlose mit einer Thräne im stillen, denkenden Auge: Gut, meine Schwester, der Obermacht muß ich weichen; doch gestehen Sie mir eine Bedingung zu: wenn die jungen Leute sich Ihrer Führung widersetzen, ihren eignen Weg gehen wollen, so bleib' es mir überlassen, sie zu Ihrem Willen zurückzuführen. – Sie sind sehr gütig, meine hülfreiche Freundin, antwortete Tausendschön spöttisch; diese Bedingung kann ich wol ohne Gefahr mit einem Feenworte versiegeln. Zeitlose ging zu Alinen und drückte sie mit Innigkeit an ihr Herz; sie rief Alexis zu sich, sah ihm forschend in das lebhaftes Auge, legte die Hand unter sein üppiges, rundes Kinn und sagte: Werde ein Mann! – Ja, das versteht sich! rief er mit einem Luftsprung und lief zu seinem Spiel zurück. Zeitlose stieg in ihren Wagen, von zwei weißen Schwänen gezogen, und schwamm traurig durch die Luft.

Nun hatte Fee Tausendschön das Reich allein. Mit unnachahmlicher Thätigkeit arbeitete sie den Erziehungsplan für ihre Zöglinge aus. Alles war auf Gefühl und Liebe gegründet; keine Pflicht, keine Strafe, nur Er-

munterung, nur Lohn. Die beiden Kinder waren unzertrennlich. Der Befehl, der Alinens Hofmeisterin und Alexis' Mentor am ernstesten eingeschärft wurde, war: die holden Geschöpfe von ihrer gegenseitigen Bestimmung, von dem Glück einer reinen Liebe, von der Seligkeit der Unschuld täglich zu unterhalten. Alles, was die Kinder umgab, athmete Liebe und Freude; das Schloß ward mit lauter lachenden Farben ausgemalt, die Gärten in einen Lustwald verwandelt. Des alten Königs schöne viereckige, zackige, schneckenförmige Taxusbäume mußten Thränenweiden Platz machen, seine zierlichen Buchenwände Myrtenhecken; sein stattliches Hühnerhaus ward in eine Voliere verwandelt, und in seinem Marstalle machten alle ehrenvesten Holsteiner kleinen Polakchen Platz, von denen Alexis ohne Lebensgefahr auf den goldnen Sand geworfen werden konnte. Doch auch ernstere Gedanken hatte Tausendschön zu erwecken gesucht. Am Ende des Gartens, neben einem murmelnden Bach, unter hohen Buchen stand eine ernste Rotunde auf neun schwarzmarmornen Säulen; um sie her blühten Rosen, das Sinnbild der Jugend und Vergänglichkeit! In der Mitte stand ein Amor von weißem Marmor auf einem Altar von Lazurstein und hielt einen eben gehaschten Schmetterling bei den Flügeln. Tausendschön nannte diesen Platz den Tempel der seelenvollen Liebe. Wenn sich Alexis und Aline um ein Butterbrot gestritten, und die Kleine weinend sich in das Recht des Stärkern ergeben hatte, oder wenn der selbstsüchtige Knabe, von ihren hülflosen Thränen gerührt, ihr einmal ein kleines Opfer gebracht hatte, so führte Tausendschön die Kinder in diesen Tempel und sagte ihnen viele schöne, gefühlvolle, moralische Dinge, die seitdem in unsern Erziehungsbüchern noch viel weitläufiger auseinandergesetzt sind. Aline hörte sie verlegen an und versprach, bei der schließlichen Aufforderung, stets so fromm zu sein, alles Gute. Aber dann gibst Du mir auch so einen allerliebsten Hampelmann, liebe liebe Tausendschön! rief sie am Ende schmeichelnd und zeigte auf den Amor. Das hatte die Fee nicht bewerkstelligen wollen; sie war also ein bischen verwirrt, und um abzulenken rief sie Alexis zu sich, der sich indeß geübt hatte, die Stufen des Tempels herabzuspringen. Ohne herbeizukommen, lief er um den Tempel herum und schrie ihr zu: Hör', Tante Fee, wenn man Gitter um das Ding machen läßt, so wird's ein prächtiges Taubenhaus. Tausendschön seufzte; ihre für Alexis bestimmte moralische Ermahnung ward unterdrückt, und sie hoffte von der Zukunft, daß sie diesen Naturmenschen Seele einhauchen sollte.

139

140

Die Zukunft betrog sie auch nicht. Aline und Alexis hörten so oft, daß sie die Liebe für einander geschaffen habe; man machte ihnen ein sogar bequemes Bild vom Glück ihres Lebens; alle ihre Tritte und Schritte waren so gezirkelt, geleitet und berechnet, daß des Knaben wilder Übermuth und Alinens sanfte Nachgiebigkeit bald weichlicher Träumerei und schwärmerischer Empfindung Platz machten. Nun war Tausendschön zufrieden! Aline säte die Kresse in ihrem Gärtchen in Gestalt eines A. Alexis brachte Alinen ein mühselig erobertes Vogelnest. Sie schnitt ihre Kresse ab, um sie ihn aufs Butterbrod zu geben; er ließ seine Spazen fliegen, weil sie ihre Sklaverei beweinte. Unter so einer gefühlvollen Leitung schlichen die Kinderjahre dahin. Aline blühte zart und schwächlich, Alexis schlank und blondlockig. Jetzt sah Tausendschön ihre Pläne reifen. Nun noch ein Jahr, dachte sie, so krönt Hymen diese reinen, kindlichen Herzen! Dann Hand in Hand, mit der Ägide der keuschen Freuden einer glücklichen Ehe geschützt, führ' ich sie in die Welt, und nun sollen sie die Menschen kennen lernen, denn keine Verführung kann ihnen mehr gefährlich sein. Und dann, an Geist als Mann, von Herzen noch immer ein Kind, kehrt mein Zögling an seiner Aline Hand in sein väterliches Haus zurück! O kalte, pedantische Zeitlose! so einen Rosenpfad hieltst Du für den Weg zum Verderben?

141

Tausendschöns Plan war so consequent; die Natur, das Schicksal arbeiteten ihr so in die Hände, daß er früher reifte, als sie es selbst dachte. Alles, was das junge Paar umgab, schien Tausendschöns Wünschen zuvorzukommen. Alinens Hofmeisterin und Alexis' Mentor hatten sich oft über die Uneinigkeit ihrer Zöglinge entzweit; doch seit diese dem Ruf eines süßern Gefühls Gehör gaben, schienen auch ihre Aufseher allen Zwiespalt zu vergessen. Wie die Vögel auf den schwankenden Zweigen, wie die fleckigen Lämmer im Blument Teppich der Wiese folgten auch sie dem süßen Ruf der Natur, gingen ihren zarten Untergebenen mit zärtlichem Beispiel woran, und die gute Tausendschön wußte nicht schnell genug ein ländliches Fest zu veranstalten, um das Bündniß dieser beiden Herzen, das plötzlich sehr nothwendig geworden war, zu feiern. Alexis und Aline fanden das Fest allerliebste; sie wichen dem Brautpaar nicht von der Seite, sahen es mit der sonderbarsten Neugierde an, und sich dann, eins das andere mit nassen, zärtlichen Augen, und dann wieder das Brautpaar.

Die Fee war nicht sehr aufgeweckt bei dem ländlichen Feste, doch sah sie der Augensprache der beiden jungen Verliebten mit inniger Freude zu. Gegen das Ende des feierlichen Tages verloren sich Beide in den monder-

142

hellten Garten, Beide irrten sehnsuchsvoll umher und trafen unerwartet am Tempel der »seelenvollen Liebe« zusammen. Arm in Arm sanken sie auf seine Stufen, zärtliche Seufzer und halbe Worte drückten den Wunsch aus, an der Stelle der Neuvermählten zu sein. Der Himmel weiß, wie schnell Tausendschöns Plan gereift wäre; eine Täuschung, eine kindliche Täuschung unterbrach Alinens Trunkenheit. Ihr nasses Auge fiel unwillkürlich auf den lazurnen Altar der monдумstralten Rotunde: plötzlich schien der Schmetterling der Hand des lieblichen Amors zu entschlüpfen. Er flog in kleinen Kreisen über Alinens Haar, und Aline glaubte, ein leiser Seufzer steige aus des Liebesgottes marmorner Brust. Sanft wehrte Aline ihres jungen Geliebten kühne Liebkosungen ab; er ward ungestümer, als eine leise Stimme ihm zurief: Werde erst ein Mann! – Ihn schauderte. Die Stimme hatte er schon einmal gehört; aber wo? und so tief drang noch keine Stimme in sein Herz. Still folgte er der entfliehenden Aline in die Säle des Schlosses. Von der Zeit an sah Tausendschön sehr deutlich, daß die schöne Knospe der Liebe bis zur Entwicklung gereift sei. Zwar wollte sie den Liebenden durch manche Unterredung, wo ein unbefangener Zuhörer verlegen gewesen wäre, ob er die Unschuld der Fee oder die des zärtlichen Paares am meisten bewundern sollte, die Zeit ihrer seligen Erwartungen noch verlängern; aber wer vermöchte den Augenblick des Lebens zu verzögern, wann die schaffende Kraft in Thätigkeit aufersteht? Alexis und Aline erkannten den Zweck ihrer gefühlvollen Erziehung, und ihre Vereinigung war ihr einziger Wunsch.

143

Im Grunde verlangte Tausendschön selbst darnach, ihrem Werke die Krone aufzusetzen. Bis dahin hatte sie eine Gradation in die Empfindung ihrer Zöglinge zu bringen gewußt; allmählig sah sie aber nichts vor sich als eine gefährliche Wiederholung der himmlischen Melodien, wengleich mit einigen Variationen; oder die Natur konnte ihrer Feerei den Possen spielen, die letzte Stufe der Liebe ohne ihre Ausrechnung zu ersteigen, und – welch' ein tiefer Sturz wär' das für ein so rein empfindendes Herz geworden!

Die Anstalten zur Hochzeitsfeier wurden gemacht. Wer könnte ein Fest beschreiben, bei dem alle Kunst der Feerei zu Hülfe gerufen ward, um es im blühenden Lenze, in der schönsten Gegend der Liebe zu feiern! Alle Kinder Florens, die, dem Tanze der Horen folgend, jede Jahreszeit schmücken, standen als Schwestern, in einer Stunde geboren, gedrängt neben einander. Der Krokus, der vom ersten Stral der Sonne aufsprößt, versteckte sein glühendes Haupt an der stolzen Narcisse, die nur von

Phöbus heißerm Stral geboren wird. Die Rose beschattete die stolze Aster, und das Veilchen stand bescheiden neben der sanften Zeitlose, die leicht und luftig den Frühling begrüßt und, das letzte Kind Florens, den scheidenden Herbst noch verschönert. So lächelte Alles im Haine, so lud jeder Rasensitz zum Genuß ein; Früchte und Blüten prangten an den Bäumen, die Vögel schienen die Zeit der Liebe nur heute mit der Zeit des Gesanges zu vereinen, die ganze Natur feierte Hymens und Amors Fest.

Von Wonne überströmt, genossen Alexis und Aline nur sich in all diesem Zauber. Der Tag verstrich, der Abend sammelte die blühende Jugend des Festes auf einem grünen Rasen, wo die Mädchen unter zierlichen Tänzen Alinen mit Blumenketten an Alexis fesselten und das Glück ihrer reinen, mit ihnen von der Kindheit zur Jugendblüte aufgesproßten Liebe sangen. Die Ketten waren von Rosen und Myrten geflochten, Rosen und Myrten bildeten den Kranz, den jetzt das schönste Mädchen des Reigens Alinen auf das Haupt drücken wollte. Doch plötzlich zog ein weißer Schwan in feierlichem Zug aus dem nahen Rosengebüsch hervor. Er hielt eine Krone von Zeitlosen gewunden im Schnabel und ließ sie im Fluge sanft auf Alinens blonde Locken herabfallen. Erstaunt sahen die Mädchen dem enteilenden Vogel nach, als der Kranz, den sie eben auf Alexis' Haupt setzen wollten, zerrissen aus ihrer Hand fiel; eine leise Stimme lispelte zugleich ihm ins Ohr: Werde erst ein Mann! und ein dunkler Schmetterling flog vor seiner Stirne vorbei auf einen nahestehenden Lorberbaum.

Die frohe Jugend ward bestürzt, Aline ging zu Alexis; und Beide umarmten sich mit einem Ausdruck, der seelenvoller war als Alles, was sie heute empfunden. Fee Tausendschön machte ein so wunderliches Gesicht, als vernehme sie mehr in der Spielerei, wie daraus hervorkam; sie rief die jungen Leute zu einem geistreichen Spiel auf, und der räthselhafte Auftritt ward vergessen.

Nun begannen die Honigmonate der Ehe, – die gemeinen Menschen nennen es Flitterwochen, und haben wenigstens in der Abkürzung des Zeitmaßes ziemlich recht. Unser junges Ehepaar liebte sich unendlich: man weiß nicht recht warum, denn es blieb Alles beim Alten; was höchstens Neues dazugekommen war, hätte bei den gefühlvollen Zöglingen der seelenvollen Tausendschön wenigstens nicht so viel Unterschied machen sollen. Dennoch rechtfertigten die Zöglinge ihre Freiheit von sinnlichen Genüssen, denn nach wenig Wochen fing ihnen an die Zeit erschrecklich lang zu werden. Alexis wagte es endlich und drang in die Fee Tausendschön, sie nun in die Welt einzuführen, ihn Erfahrungen sammeln

zu lassen, und dann als Vater seines Volkes, als Muster seiner Unterthanen heimzukehren. Das war so groß und so schön, daß Fee Tausendschön ihren eignen Widerwillen, das holde Paar aus seinem Kindheitsparadies zu reißen, beinahe überwunden fühlte. Sie wollte schon Reisegeräthschaft, Reisepersonal, Reisejournal zurichten, als Aline hoch erröthete und Alexis einen Freudensprung that, dann Aline sich zierlich Tausendschön an den Busen warf, und Alexis ihr stürmisch zu Füßen fiel. Kurz und gut, es war geschehen, wovon das Gegentheil sehr sonderbar gewesen wäre. – Die Reise wurde verschoben, Aline nähte Kinderzeug, Alexis zimmerte eine Wiege von Sandelholz und flocht einen Rollwagen von Bambusrohr, die Fee zog Ziegen auf mit Kandelzucker und isländischem Moos; denn so schön das Tableau einer jungen, ihr Kind nährenden Mutter ist, so sollte doch die zarte Aline das nicht selbst wagen. Es mußten also ausdrücklich Ziegen dazu gebildet werden, die Mutterliebe zu ersetzen. Einige Zeitlang ging das herrlich; man freute sich den ganzen Tag auf das Ende des neunten Monats. Aline ward so häuslich, daß sie große weiße Schürzen trug, Alexis so hausväterlich, daß er seiner Frau den Arbeitskorb nachschleppte; aber die Freude ließ sich lange erwarten, Aline konnte nicht mehr mit Alexis herumlaufen, fahren, reiten; er konnte es nicht länger aushalten immer neben ihr zu sitzen, um ihr die Maschen zählen zu helfen oder Garn abzuwickeln; er lief endlich allein ins Holz, auf die Jagd, zum Fischfang und sehnte sich nach dem Zeitpunkt, wo er endlich die Welt sehen sollte.

146

An einem Morgen sah ihm Aline so ängstlich nach, wie er davonlief! Was siehst Du so betrübt aus, Aline? fragte er gutherzig. – Mir träumte, ich sei mit Dir auf einer Wiese, antwortete das sanfte Weibchen, und suchte Blumen; um uns wuchsen lauter Zeitlosen, so still und so freundlich; aber wir achteten sie nicht. Sieh dort fremde Blumen, sagtest Du, und liefst auf einen Grund zu; da standen sie bunt und prächtig; Du verlorst Dich in den hohen Blumen, Du sankst ein in ihnen, sie wogten über Dir. Alexis, nimm keinen Schaden auf der Jagd! – Sei nicht kindisch, Weibchen, rief Alexis altklug, und küßte sie nach Herkommen; in Blumen ist noch kein Mensch versunken. Warum kamst Du mir nicht nach? dann hättest Du's gesehen. – Ach, Alexis, ich – Nun? – Ich pflückte Zeitlosen, und unter ihnen fand ich ein schönes, lächelndes Kind. – Sie verbarg erröthend ihr Gesicht auf seine Schulter, er drückte sie bewegt an sein Herz und ging sinnend von ihr aufs Holz zu.

147

Schon war er lange umhergelaufen, als er sich müde und voll Langweile über das zwecklose Herumtreiben auf das Gras warf. Plötzlich ward es ihm wunderbar warm ums Herz; rund umher in Ästen tönte eine sanfte, sehnsuchtsvolle, einfache Melodie, die mehr Sinn als Ton hatte – sie war wie das erste bittende Lallen eines Kindes; rundumher aus dem Grase hoben Zeitlosen ihre unschuldigen Köpfchen empor und glänzten im Sonnenschein. Aline, Aline! rief Alexis ahnend und bang und flog durch den Wald aufs Haus zu, und wie er in ihr Zimmer trat, dufteten ihm Blumen entgegen, und die Luft schien neues Leben zu athmen – und Aline, auf ihr Lager gestützt, reichte ihm mit Freudethränen ihre neugeborne Tochter entgegen.

Tausendschön stand wol daneben und sagte sehr schöne und passende Sachen, aber dieses Mal war Regel und Auslegung vergeblich und unnöthig; die Natur sprach laut, und Harmonie tönte aus dem Herzen der jungen Ältern zurück.

Das ging denn auch vorüber. Alexis erinnerte die Fee an seine Ausbildung und seine Pflichten; die Fee war von dem Kindergeschrei so müde, daß sie im Ernst darauf bedacht war, die Erziehung ihres Zöglings nun im Geräusch der Welt zu vollenden. Die Abreise ward bestimmt.

148 Aline war Alles recht; sie spielte nur mit ihrem Kinde, und schmückte es mit Blumen, und ließ die Fee beschließen, was ihr gut däuchte. Man reiste also ab und begab sich in eine berühmte Stadt, wo Alexis an der Hand der Liebe in den Tempel der Wissenschaften eingeführt werden sollte. In diesem Ort war wirklich ein großer Tempel, der so heilig war, daß er selbst von seinen Gegnern verehrt wurde; denn eine unerklärliche Scheu bändigte selbst Die, welche an keines seiner Wunder glaubten. Den Priestern des Tempels ging es ebenso. Bei ihrer Weihe entstand in ihnen ein sonderbares Gefühl von Zweifel an der Macht ihrer Gottheit, von Haß gegen ihre Mitbrüder, und die Macht ihrer Gottheit trieb sie doch täglich, Wunder zu thun und hassend in inniger Verbrüderung zu verharren. Ja, der Zauber war so groß, daß sie sich Einer dem Andern ihre Schüler entrissen, daß sie Einer des Andern Weihe bezweifelten, und selbst oft nicht begreifen konnten, worin denn die Macht ihrer Gottheit bestehe, indeß sie doch täglich ihren Einfluß fühlten. Alexis ward als ein Königssohn, als Schützling einer großen Fee, die genaue Freundin ihrer Gottheit war, mit Auszeichnung empfangen. Der junge Neophyte ward die Zierde des Tempels, der Stolz der Priester, Aline ward Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Die alten Priester huldigten ihr, weil sie neben der

Allmacht ihrer Göttin noch einer andern erstgeborenen Macht unterthan waren, die jeden Lebenden, Priester oder nicht, zu den Füßen der Schönheit niederzieht; die jüngern fanden eine Gelegenheit, eine Menge ihrer schönsten Sätze neben Alinens Toilette, neben Alma's Wiege – Alma hieß das Töchterchen unserer nach Wissen umherreisenden Leuten – auszukramen. Tausendschön stand entzückt neben dem Tableau; die reizende Mutter, das blühende Kind, die Lehren der Weisheit! – Bald fanden sich auch einige der liebenswürdigsten Schüler ein, die, von Alinens Anblick und wahrscheinlich von der Priester Weisheit gleich gerührt, so eine schöne Gelegenheit, sich auszubilden, nicht versäumen wollten. Die Stunden verstrichen unter seelenvollen Gesprächen, tiefsinnigen Untersuchungen, man verglich sich Anfangs mit Aspasia und ihrer Toilettegesellschaft; bald fand man, Sokrates sei ein Werkeltagsmensch gewesen, Aspasia eine prosaische Schwester, die reine philosophische Poesie throne allein auf Alinens Sopha; nur die kleine Alma fand ihre Rechnung nicht bei dem erhabenen Zeitvertreib. Die Alltagsnatur arbeitete unpoetisch in ihr fort; sie schrie, wenn sie hungerte, schnitt ein Gesicht, wenn ihr eine Fliege über die Nase kroch, und unterbrach sogar öfters den erhabenen Schwung der Unterhaltung durch ein höchst gemeines Geschrei, von dem sich sogar eine höhere Bedeutsamkeit nicht abmerken ließ. Was war zu thun? Man mußte sie aus dem Zirkel dieser Weisheitsdürstigen ausschließen und ihren niedern Trieben überlassen. Anfangs schlich Aline bei einem Stillstand der erhabenen Verhandlungen wol noch hin, wo sie unter Blumen schlief oder auf dem Rasen spielte; Alexis, wenn er aus dem Hörsale der Weisheit oder aus der Gesellschaft ihrer Priesterinnen zurückkam, fragte noch zuweilen nach dem kleinen Naturmenschen; bald verdrängten sie aber die erhabene Lehre, die Feste der Priester, die heiligern Zusammenkünfte mit einzelnen Auserwählten. – Alma blieb sich selbst überlassen, sie ward wie durch Zauberkraft wunderbar groß, und unabhängig von jeder Pflege, floh sie aus innerm Antrieb den erhabenen Kreis der Geweihten; nur selten ging sie zur Mutter und reichte ihr mit tiefem, ernstem Blick einen kleinen Strauß von Zeitlosen hin. Welche dumme unpoetische Blume, rief einst ein junger Priester, der Lieblingslehrer ihrer Mutter, der mehr dem berühmten Fechter als dem fernzielenden Phöbus glich. – Alma sah ihn sinnend an und hob eine Tausendschön vom Boden auf, die Niemand bemerkt hatte; die ist für Dich, sagte sie plötzlich mit Gelächter und flog wie ein Vogel zur Thüre hinaus. Aline! das Kind hat Anlagen, es hat Geist, rief Tausendschön, entzückt über die Schmeichelei, die sie

149

150

in des Kindes Rede fand; wir wollen es bilden, wir wollen es an uns ziehen. Aline erröthete, der junge Priester meinte, sich selbst überlassen, bilde sich die Natur am besten aus, und Alma blieb unter ihren Blumen und auf ihrem Rasen allein.

151 Nach und nach äußerte sich der geheimnißvolle Einfluß der Göttin auch auf Alexis und Aline. Sie waren beinahe bis zur letzten Weihe vorgegedrungen; aber schon begannen sie gegen einander ebensoviel Streitsucht und Widerwillen zu empfinden, wie die Eingeweihten, ihre Vorbilder. Und das Sonderbarste war, daß der Hauptgegenstand des verhaßten Zaubers fast eben der war, welcher die Priester unter sich quälte. Alexis haßte Alinens Schüler und Lehrer, Aline verabscheute die schönen, zärtlichen, poetischen Seelen, aus deren Munde Alexis die Lehren der Meister noch erhabener vortragen hörte. Tausendschön mußte sich endlich in diesen ewigen Streit mischen. Aber es war, als wenn alle Zauberkräft dieser seelenvollen Fee in der Nähe des großen Tempels geschwächt worden wäre; Aline und Alexis stimmten gleichsam in nichts mehr überein, als, die schönen Reden der armen Fee abgeschmackt zu finden, und die arme Fee ward der Priesterweisheit, der zu Liebe sie ihre Zöglinge ihrem Kinderparadies entrissen hatte, endlich so müde, daß sie auf Ursachen dachte, sich und die jungen Leute aus der Galeere zu befreien. Ursachen fanden sich denn bald. Man weiß ja, wie bald wir armseligen Menschen Ursachen zu Dem finden, was wir gern thun; natürlich kann es einer Fee noch weniger daran fehlen. Tausendschön bedachte plötzlich, daß ihre und der Weisheit Zöglinge nun an der Theorie ihr Theil erworben hätten; daß es Zeit sei, die hohen Lehren unter verschiedenen Menschenclassen in Anwendung zu bringen. Alexis und Aline fanden seit langer Zeit zum ersten Male, daß Tausendschön etwas Kluges sage; sie kündigten ihren poetischen Freunden und Freundinnen sogleich ihre Abreise an, die Nachricht brachte nichts als einige glänzende Feste hervor; man sagte so viele tiefe, hohe, schöne Dinge, daß Keiner den Andern verstand, Jeder aber sich verwunderte, und so schied man ohne Leidwesen von einander.

152 Jetzt betrat das junge Ehepaar den Schauplatz einer großen, glänzenden Hauptstadt, in der alle Elemente des Guten und Bösen gemischt sind und wie im großen Weltall nach Vereinigung streben. Aline ward angebetet, Alexis ward bewundert; er gab sich diesem neuen Leben ganz hin. Sein Volk und seine Regentenpflichten machten ihm das Herz gar nicht schwer; sie lagen immer nur im Hintergrunde wie das Nachtquartier für einen Reisenden. Je mehr Weg Einer macht, je weiter kommt er: Er machte

denn auch einen weiten Weg! Weisheit hatte er bei den Priestern des großen Tempels gelernt; es wär' sehr gemein gewesen, die Thorheit nun bloß vom Hörensagen zu kennen. Er war treulich bemüht, sie bis auf den Grund anzuschauen. Aline ihrerseits fand in der Anwendung ihrer Kenntnisse auch wieder viel Genuß. Auch in der großen Stadt gab es Schüler der Weisheit, die aber noch um so viel liebenswürdiger waren, als sie die Sache nicht so handwerksmäßig, nicht so schulgerecht trieben. Sonderbar, daß die beiden Leute immer einerlei Zweck, einerlei Beschäftigung hatten, und doch täglich Eins mit des Andern Treiben unzufriedener wurde! Was Alexis bei allen Weibern bezauberte, fand er bei seiner Frau ärgerlich; was sie bei allen Männern entzückte, schien ihr bei Alexis unrecht, erregte ihr Misfallen, verleitete sie zu Vorwürfen. Tausendschön ward ganz irre in ihren Gedanken. Sie sah gar nicht ein, wie aus dem Allen endlich Regententugenden herauskommen sollten. Oft wollte sie es mit dem Rührenden versuchen, um die beiden Leute zu vereinigen; sie erinnerte sie an ihre Kinderjahre, an ihre Liebe – Aline erröthete, Alexis schenkte sich ungestüm Wein ein. Sie entwarf ein rührendes Gemälde vom häuslichen Glück, einem Kreis von Kindern, Pflichten, Unterthanen – Alexis zuckte die Achseln, Aline lispelte etwas von prosaischem Leben. Das machte Tausendschön's Galle rege; denn mit den Feen ist's eben wie mit allen andern Überirdischen, wovon wir armen Menschen schwatzen; wenn wir einer Gottheit recht viel Ehre angethan haben, haben wir ihr endlich doch nur unsere Eigenschaften, unsere Leiden und Freuden gegeben. Tausendschön war also böß, und weil sie eine Fee war, recht feenmäßig böß; sie erklärte ihren Zöglingen kurz und gut, sie sollten jetzt zu ihren väterlichen Fluren, zu der Wiege ihrer Kindheit zurückkehren, oder sie überließe sie ihrem Schicksal und verschlösse sich in ihren schönen Palast. Aline verschluckte ihre Thränen und schwieg, Alexis machte eine höhnische Reverenz und ging zur Thüre hinaus. Die Fee ließ ihren irdischen Schleier fallen, verschwand, und unsere Leutchen blieben nun allein, ihrer eignen Weisheit überlassen. –

153

Anfangs schien es ihnen herrlich zu bekommen; sie lebten sich einander fremd, jedes in seinem Kreise. Nur Alma war, seit Tausendschön verschwand, sonderbar unruhig und rührig. Sie ging vom Garten in die Zimmer, suchte in allen Winkeln des Gartens, brachte endlich Blumen von hohem, wunderbarem Wuchs, legte sie vor die Mutter und reichte sie dem Vater und fragte leise und ernst: Sind es die, die Du suchst? Aline sah die Blumen und erschrak; solche Blumen waren es, unter denen Alexis

154 einsank in ihrem Traum. Alexis rief voll Feuer: Wo fandest Du die Blumen, wo blühen sie? – Du kannst sie nicht pflücken, sagte das Kind; sie wachsen auf gefährlichem Boden; nur so ein kleines Kind kann dahin. Ich halte mich an die Zweige der Lilien, und klimme zum Haupt der Narcissen. – Ich will dahin, ich will dahin, rief Alexis, als trieb' ihn ein Zauber, und fort floh er und Alma mit Zephyrschnelle ihm nach. Aline blieb weinend zurück; sie dachte, ihr Traum gehe nun in Erfüllung. Ein schöner Mann, der ihr oft Gesellschaft leistete, kam und fand sie in Thränen; er versuchte lange, sie zu trösten, und wie es ihm endlich gelang, kam Alexis müde und ohne solche schöne Blumen nach Hause. Er fand Aline getröstet und ward böse, daß ein Anderer als er sie getröstet hatte; sie wurden sehr uneins, und endlich beschlossen sie, sich nie mehr zu sehen. Kaum war das Wort gesprochen, so rief Alma mit bangem Ton im Garten vor dem Saale: Vater! Mutter! Beide blickten zu den Fenstern hinaus auf den Rasen. Sie sind alle verblüht die Blumen; dort stehen die letzten, letzten! ich will sehen, ob ich sie auch pflücken kann. Das Kind streckte seine Ärmchen aus nach einem Grund, wo ein blendendes Licht auf ein smaragdnes Grün schien, das mit Zeitlosen durchblüht war; sie eilte dahin, und wie sie es betrat, wogte der Grund, und wallten die Blumen, und das Kind sank in die grünen Wogen, und sein erhabenes Haupt floß über dem Grün und verschwand dann. Aline war aus dem Saal in den Garten gestürzt, aber wie sie herauskam, war Alles verschwunden; sie erkannte den Weg nicht mehr, sie lief und rief: Alma! Alma! und die Luft schwirrte und rauschte: Alma! und leise rieselten Blüten von den Bäumen, und Aline fühlte sich wunderbar bewegt und beschämt. Sie wußte, Alma sei da, und fürchtete sich nicht mehr vor dem wogenden Grunde. Nun sehnte sie sich nach den Fluren ihrer Kindheit zurück, und es fiel ihr plötzlich ein, wie sie einst auf Zeitlosens Schoose gesessen und mit den
155 Perlen ihres Halsbandes gespielt und versprochen hätte, Alexis immer zu verzeihen. Ach, das war aber ein anderer Alexis! rief sie, nicht der, welcher jede Freude verwirft, die ich ihm anbiete, jeden Vorzug tadelt, den ich besitze, der mich nun verstößt und allein läßt! So ging sie fort und suchte den Rückweg in den Saal, aber sie fand ihn nicht; sie kam vom Gebüsch auf Wiesen und vom Hügel in ein Thal. Da war's Abend, und sie fand vor der Thür eines niedlichen Hauses ein junges Weib sitzen mit einem säugenden Kinde, ein Mann im Bauernkleide stand vor ihr und hielt dem Kind' eine Taube vor, mit ihr zu spielen. Aline grüßte sie und setzte sich neben sie. Es war ihr, als sei sie nun an ihre Herberge gekommen. Und

so war's auch. Die junge Frau reichte ihr das Kind und ging hin, ihm den Brei zu kochen. Der Mann stach Salatköpfe im Garten aus. Nachher nahm er den muntern Knaben Aline vom Arm und schickte sie an den Brunnen, den Salat zu waschen. So etwas war ihr Zeitlebens noch nicht vorgekommen, und es war ihr doch recht natürlich. Nur ganz still war sie in ihrem Gemüthe und in ihrem Wesen. Es däucht ihr, sie schliefe. Nach dem vielen Weinen von gestern, über Alexis' Fortteilen nach den fremden Blumen und seinen Zorn, ihre beschlossene Trennung und Alma's Verschwinden, dachte sie, sie träume einen sanften, schmerzstillenden Traum, und hoffte immer, endlich werde auch Alma im Traume vorkommen und ihr Blumen bringen, und dann wollte sie das Kind nicht wieder allein gehen lassen. Darum that sie leise, als wenn sie sich fürchtete, den Traum zu stören. Wie sie nun einmal auf die Wiese ging, um Gras zu schneiden für die milchweißen Kühe, blühten viele Zeitlosen da, und sie bückte sich und pflückte eine Handvoll und steckte sie an den Busen, sinnend, wo sie doch sonst schon die Blumen gesehen hätte? Da kam ein junger Mann im Jägerkleide her, der hielt einen Strauß von Tausendschön in der Hand und sagte: Nimm diese Blumen, sie sind schöner als die Deinen; sieh, wie die welken! Aline sah ihre Blümchen: die hingen ihr schon farbenlos am Busen, aber der Strauß Blumen widerstand ihr. – Behalte Deine Blumen, fremder Mann, sagte sie; ich will lieber meine verwelkten; mich däucht, es gab einst Blumen der Art! – Sie schwieg sinnend, ihr war, als müßte sie sich erinnern, wo sie die Blumen gesehen hatte. Der junge Mann warf seinen Strauß von Tausendschön hinweg und suchte Zeitlosen wie Aline; aber wenn er hingriff zu einer, verschwand sie, und es standen die steifen grünen Blätter da, die erst nach der Blume kommen und giftig sind. Aline ging täglich zur Arbeit auf die Wiese, in den Wald und in den Garten; und Abends nach der Arbeit kam der fremde Mann, und sie saßen zusammen und spielten mit den Kindern vom Hause und waren so froh wie sie. Aline glaubte nun beinahe, jetzt wache sie und das Leben bei den Priestern des Tempels und in der großen Stadt sei ein Traum gewesen; nur ihre Kindheit sei wahr, bis zu dem Tage, wo Alma geboren ward. Dann dachte sie traurig: wär' Alma doch auch wahr, und Alexis wie an dem Tage, da ich sie ihm in den Arm legte! Aber der fremde Mann sah sie dann so sanft an, und ihr war's oft, als hätte sie ihn einmal im Traume gesehen; sie besann sich, und wenn er sie Delia rief – denn Delia nannten sie die Leute im Hause – so schauderte sie oft, denn so hatte es getönt, wenn Alexis sie rief in den Tagen der Liebe.

156

157

Und es war auch Alexis, der Delia rief, aber sie erkannte ihn nicht, und er wußte nicht, daß es Aline war, die er Delia nannte.

Wie nämlich Alma hingeeilt war in den grünen Grund voll Zeitlosen und Aline ihr nach, ward es auf einmal dunkel um Alexis; er hörte rauhe Töne und tappte auf steilen Pfaden, bis er, oft an Säulen stoßend, an zackige Felsen sich haltend, in einem dichten Wald an das Licht kam. Da saß ein alter Jäger an einem Eichstamm und aß trocken Brot. Nun, Evander, mich dürstet schon lange, wo hast Du die Flasche? rief er ihm entgegen. Alexis erstaunte, eine Kürbisflasche an seinem Halse hängen zu sehen; aber er reichte sie dem Alten hin, und wie er ihm einen schweren Rehbock nach Hause geschleppt hatte, war's ihm in der kleinen Hütte, als sei das eben seine Heimath. Die Hunde sprangen froh an ihn hinauf wie an einen alten Bekannten, und wenn er Abends von der Jagd kam, sah er froh das kleine Dach unter den Buchen schimmern. Er mußte fleißig auf die Jagd, mußte Holz fällen und viel arbeiten, so, daß er müde war am Abend wie nie zuvor. Wenn er nun unter den hohen Eichen die schwere Axt führte und ausruhend durch die wogenden Wipfel hinauf sah in den blauen Himmel, und die Blätter sanft rauschten, indeß seine heiße Wange kein Lüftchen kühlte, da ward sein Herz sehnsuchtsvoll und schwer. Ach, in diese Einsamkeit hätte die Fee uns führen sollen, Alinen und mich! so müde vom Tagewerk an ein liebendes Herz! seufzte er in seinem Innern, und wenn er auf dem Anstand war, und ein fliehendes Reh durch das Gebüsch eilte, rief sein Herz: Alma! Alma! Ihm war's, als rausche Alma's Zephyritritt im Gebüsch. Da ward ihm die Einsamkeit lieb, wie ein Traum von entrissenen Geliebten, und sein Herz ward ernst, daß er gern den Alten pflegte, der oft matt war zur Jagd; und Abends, wenn die Flamme auf dem Herde knisterte und Alles still war, nur die Jagdhunde, die zu des Alten Füßen schliefen, im Träumen halblaut bellten oder schmeichelnd mit dem Schwanze wedelten, dann hörte er dem Alten gern zu, der vom Tode redete und ihm beschrieb, wie gern Der die Welt verlasse, der sich müde gearbeitet habe in ihr. Wenn der Alte dann einschlief mit dem heitern Wunsche, nun bald einzuschlummern ohne müdes Erwachen, da sah Alexis in den dunkeln Himmel voll blinkender Sterne, und ihm war's, als gäb' es nur das Grab oder der Liebe Arm, um Ruhe zu finden fürs Herz.

Da ging er einst weit durch den Wald, und unter den Büschen war ein heimlicher Ort, da sang ein bunter Vogel in schmetterndem Ton, Alexis hörte ihn nicht gern und riß Blumen ab, sie nach ihm zu werfen. Der

Vogel flog von der kahlen Gerte weg, ehe er die Blumen noch warf. Da behielt sie Alexis in der Hand und sann nach, wo er die fremden Blumen schon sonst gesehen hätte. So kam er auf die Wiese, wo Aline das frische Gras schneiden sollte für die milchweißen Kühe. Alexis ging zu ihr und kehrte zu ihr zurück, und im Walde unter dem Tempel der hohen Eichstämme dachte er nun: Aline, warum gleichst Du nicht ihr? und wenn der Alte vom Tode sprach am flackernden Feuer, dachte er voll Sehnsucht: o Delia, wie schrecklich wäre der Tod Dem, der Dich besäße! – Wenn sie aber zusammensaßen auf der Bank, den Abend nach der Arbeit, und Aline den Kindern Lieder sang vom Riesen im Vogelbauer und vom Kindlein, das den Löwen am Faden fortzog, dann sah er sie sinnig an. So ein Liedchen hörte er einst singen; ihm däuchte, er höre Alinen, wie sie Alma im Schoose wiegte, in den Zeiten der ersten Vaterfreude. Aber das schien ihm ein Traum, zu dem er eingeschlafen sei auf der Wiese voll Zeitlosen, eh' er aufsprang und Alinen fand mit der neugeborenen Tochter im Arm.

159

Eines Abends gingen sie an das Ufer des Stroms, und Alexis warf sein Netz von einem Felsen ins Wasser, indeß Aline mit den Kindern am Ufer Blumen las. Da kam ihnen gegenüber ein altes Weibchen am Strom her und suchte Binsen am abschüssigen Ufer, und eh' Aline noch aufsaß, glitt die Alte übers Ufer und sank. Aline hörte sie schreien; ihr Blick eilte auf Alexis, der in dem Augenblick vom Felsen hinab in den Strom sprang, um dem Weibchen zu helfen. Alexis! rief Delia, Alexis! denn jetzt hatte sie ihn erkannt, und sie stürzte sich ihm nach in den Strom, dessen gelber Kiesgrund freundlich glänzte im seichten Gewässer. Aline! tönte es aus den kleinen Wellen, meine Aline! und Alexis war verschwunden, und der Kiesgrund sank, und die Wellen schlugen auch über Alinens Haupt zusammen.

160

Wie sie sich wieder besann, saß sie in einem schönen großen Tempel, eine erhabene Harmonie füllte das hohe Gebäude, der letzte Ton wirbelte durch das Gewölbe, rauschte an die schlanken Säulen hinauf, kräuselte sich um die leichten Schwibbögen und schwirrte ersterbend an den dunkeln Fenstern. Aline ging gerührt und traurig nach Hause. Sie wußte nicht, wie sie dahin kam; Alles war ihr neu und nichts ihr fremd. Ihr Haus war hübsch, und sie hielt es in Ordnung; ihre Leute hatten sie lieb, und sie behandelte sie gut, mancher Arme sah dankbar sie an; aber von so vielen Leuten, die sie sah in großen Sälen und in prächtigen Häusern, konnte sie Niemand fragen nach Alma's fremden Blumen und Alexis'

Schicksal im Strom, und sie dachte doch nur an diese Dinge allein. Einmal war sie unter vielen Menschen, die ihr gern gefallen wollten; sie machten sie zur Königin des Festes, und wie ein Haufen schöner, junger Mädchen ihr einen Kranz von bunten Blumen im Reigentanz reichte, fiel ihr der Kranz von Zeitlosen ein, der aus dem Schnabel des hochfliegenden Schwans einst auf ihr Haupt sank. Mit nassen Augen wendete sie den Blick von dem bunten Kranz und den frohen Tänzern ab; da erblickte sie einen schönen jungen Mann, der sich traurig an einen Lorberbaum lehnte; ein kleiner Strauß von Zeitlosen stak an seiner Brust. O gib mir Deine Blumen, Fremdling! rief Aline; ich gebe Dir den bunten Kranz!

161

Der traurige Mann reichte ihr bereitwillig die Blumen, aber den Kranz nahm er nicht. »Ich habe keine bunten Blumen lieb«, sagte er sanft; »und keine Blume wie diese, die den Frühling überlebt.« Aline sah nun oft diesen Mann, er hieß Athenor und kam eben von dem Heere des Königs zurück, wo er tapfer gefochten hatte, von Feinden geehrt und von seinen Soldaten geliebt war. Wenn die Menge in freudenloser Lustigkeit tobte, saß Athenor neben Evadne – so nannten die Leute Alinen – und sie sprachen von vielen Dingen. Evadne hätte gern von Alexis gesprochen und hätte gern nach Alma gefragt, aber sie durfte es nie, ihr inneres Herz verbot es ihr; und Athenor hätte gern von Aline gesprochen, aber ihm versagte seine Zunge den Dienst, wenn er Aline nennen wollte. Denn Athenor, der tapfere Krieger war Alexis; aber er erkannte Alinen nicht und ward nicht von ihr erkannt. Wie er sich in den Strom stürzte, das alte Weibchen zu retten, verschwand der Zauber, der ihm Aline verbarg; er hörte ihre Stimme, die Alexis, Alexis! rief, und er antwortete: Aline, Aline! aber da schlugen die Wellen über sein Haupt, und wie er auftauchte aus dem Strom, sah er Rosse tummeln, und er schwang sich auf eins und eilte in die Reihen, die voll Wuth eindringen auf den Feind. Er lebte in Getümmel des Kriegs mit ernstem, verschlossenem Gemüthe; er sah Größe und Elend, Gefühle, die über die Menschheit erheben, Menschen, die unter die Menschheit sanken, um sich; er sehnte sich nach den Fluren seiner Kindheit, nach dem Lande, das einst sein Erbe war, und nach einem Herzen, das dem seinen Ruhe gab nach so vielem Kampfe. Er half Siege

162

erfechten, welche den Frieden herbeiführten, und erhielt den Lohn der Ehre an des Königs Thron. Aber leer blieb sein Herz. Er dachte den Traum seines Lebens durch und wünschte sich noch einmal so süß zu träumen als da, wo Aline, den Kranz von Zeitlosen auf den blonden Locken, ihn umarmte, und da sie ihm Alma hinreichte zum Vaterkuß; nur noch einmal

einen Abend still zu ruhen, wie damals, wann müde von Arbeit Delia ihn freundlich an der stillen Hütte empfing. – Wenn die Menschen um ihn her dann tanzten und lachten und im gemeinsamen Bemühen, lustig zu scheinen, einander verbargen, wie leer ihr Herz sei, ging er einsam durch die Wiese und dachte an den Traum seines Lebens. Da fand er einst einzelne Blumen, die er mühsam pflückte, und sie schienen ihm den Blumen seiner Träume zu gleichen; daher behielt er nur sie und die andern ließ er stehen. Wie aber Evadne sie von ihm erbat, vergaß er den Traum, und das Leben hatte wider eine Bedeutung für ihn; er erwachte mit dem Gedanken, am Ende des thätigen Tages sei sie da, und er neben ihr. Da lebten sie ein sonderbares Leben voll geheimnißvoller Zeichen, die beide verstanden und sich doch den Schlüssel verschwiegen. Denn Beide hatten einen Zweifel, was Alles von ihrem Traum Wahrheit sei oder Täuschung. An einem Abend fanden sie sich unter lärmend fröhlichen Menschen, mit denen sie theilnehmend sich gefreut hatten, und dann, glücklich, allein zu sein in der Stille, längs einem kleinen Bache hingingen im duftenden Hain. Durch das Gebüsch traten sie auf eine smaragdene Wiese, die von Zeitlosen durchblüht war. Ein zartes Mädchen eilte wie geflügelt darüber hin; ihr stolzer Hals hob sich schlank empor, ihr Blick drang tief in die Seele, ihr Mund lächelte himmlisch und seelenvoll wie einer Liebenden Mund. Evadne's Herz klopfte hoch auf, sie erinnerte sich ihres Traumes von Alma, Athenor sah Evadne entglühen und dachte mit einem Seufzer an seinen Traum von Aline. Süßes Mädchen, wo kommst Du her? fragte Aline und umarmte das Kind. – Aus den Armen meiner Amme, antwortete sie; ich schlief, bis die Blumen wieder blühten. Sieh die liebsten! sie grüßen Dich zuerst und lächeln noch zuletzt Dich an. – Komm mit uns, holdes Kind! sagte Athenor; wir wollen Dich pflegen. – Ich bedarf keine Pflege, aber ich bedarf Liebe: so lieb' ich Euch! und sie hüpfte mit zierlichen Füßchen und sang wunderbare Lieder, die klangen in Athenor's Ohr wie die Harmonie auf der Wiese am Tage, wo ihm Alma's Geburt träumte.

163

Nun war ihr Leben voll Wonne, denn Psyche, so hieß das wunderbare Kind, umwebte es mit einem Zauber von Liebe. Athenor's Sehnsucht nach einem Herzen, das ihn ertrüge und Milde ihm gäbe, war erfüllt; Evadne war nicht mehr allein; sie hätten immer mögen zusammenleben; lange aber wagte es Athenor nicht zu sagen, lange vermied es Evadne, wenn seine Lippen, von Liebe und Hoffnung bebend, es aussprechen wollten. Einst saßen sie im Abendstrale im Grase; es war ruhig in ihrer Seele wie

nach gelungener Arbeit; die Vögel sangen im Haine, schweigend segelte ein Schwanenpaar im silbernen Teiche. Psyche schlüpfte durch die Sträucher, pflückte farbige Blumen und wand Ketten davon, die stillen Schwäne zu bekränzen. Athenor senkte sein Gesicht Liebe flehend auf Evadne's Schoos. – O laß uns immer, immer so vereint leben! laß uns eins sein! sagte er leise und voll Sehnsucht. Noch nicht, noch nicht, rief Psyche – und mit flammendem Auge, hoch geröthet, wie von einer Gottheit belebt, flog sie aus dem Gebüsch auf sie zu – noch blühen die Blumen nicht alle, ihr zertratet sie zu sehr; aber bald, bald! Bis dahin will ich schlafen und will ruhen, denn das Warten ist dem Kinde zu schwer. Blaß und ermattet sank sie nieder in Evadne's Schoos, und Athenor stützte ihr Haupt, das herabhing wie das Haupt der Lilie, das der Gewitterregen traf. – Legt mich auf meine Blumen, laßt mich schlafen auf meinem Rasen! seufzte sie mit lieblichem Lächeln, und wie Evadne mit bangem Herzen sich umsah, blühten Zeitlosen dicht vor ihnen auf. Sanft legten sie Psyche darauf, und Psyche lächelte, wie Kinder im Schlafe thun. Evadne dachte an Alma, wie sie dahin floh in den smaragdenen Grund, der sie verschlang; Athenor dachte des dunkeln Schmetterlings, der über seine Stirn hinflatterte, wie der Schwan den Kranz sinken ließ auf Alinens blondlockiges Haupt. – »Jetzt sei ein Mann!« flüsterte es plötzlich in sein Ohr, und er sah Psyche bleicher werden und bleicher, und um sie her sproßten wunderbare Blumen hoch auf und immer höher; sie wölbten sich über sie, ihr holdes Gebild schimmerte durch sie, die bunten Häupter der Blumen neigten sich und wogten und spielten krause Schatten auf ihrer weißen Brust, bis sie ganz verdeckt war, versunken in die Blumen, verschwunden vor Athenor's ängstlichem Blick. Evadne hatte ihren Arm gelegt unter Psyche's schwer ruhendes Haupt; aber die Blumen hatten sie fortgedrängt, das geliebte Haupt war heruntergeglitten tiefer und tiefer, Evadne's Brust zerfloß in unendlichem Schmerz, denn der Blumenhügel war geschlossen und Psyche verschwunden. O Alma, meine Alma! drang plötzlich der Ton des Schmerzes aus ihrem bebenden Mund. – Aline, meine Aline, bist Du mir nah? rief Alexis und erkannte das Weib seiner Jugend, und Beide sanken einander in die Arme und weinten an des Andern Brust. Der Zauber ward gelöst, und die Vergangenheit hatte ihre Deutung erhalten; sie hatten einen Maßstab gefunden für den Werth des Lebens. Die beschränkte Menschheit hätte ihnen genügt, die engen Grenzen der Welt sie erfreut; nur an dem Blumenhügel, wo Alma versank, flehten sie die Mächte der Feenwelt an, sich noch einmal – einmal – in

ihr Schicksal zu mischen. Aber die Feen schwiegen, und je länger es dauerte, je klarer stand die verworrene Vergangenheit vor ihnen. Beschämt und wehmuthsvoll lächelte Aline, wenn ihr Alexis Tausendschön's Lehren wiederholte, und sagte: Sie meinte es gut! – Erröthend wünschte Alexis ihr dennoch zu danken, wenn ihn Aline an die Priesterinnen des großen Tempels erinnerte; denn sie war's doch, sagte er, die uns der falschen Göttin entführte. Aber an Alma's Blumenhügel saßen sie mit nassen Augen in der heiligsten Feier der Liebe und bestrebten sich die ersten Jahre ihrer Kindheit hell zu denken und Zeitlosens hohe, sanfte Gestalt, die ihnen immer näher zum Herzen trat, herzuzaubern mit der Inbrunst ihrer Wünsche.

166

Die Blumen waren verblüht, die Erde hatte geruht, und der Frühling kam wieder; da eilte Aline und Alexis zu Alma's Blumenbeet, um zu sehen, wie es keime und sprosse. Aber schon von weitem sahen sie den grünen Grund glänzen im Schein der goldnen Sonne; Blumen aller Zonen blühten im zarten Grase, auch Alma's Hügel war zu einem Meere von Blumen geworden; weiße Schwäne durchschnitten hoch oben die Luft, harmonisch tönte es in Sträuchen wie Alma's Kindergesang, Blüten und Früchte schmückten die Bäume. Alexis und Aline bebten, hielten sich fest umarmt und zitterten vor Entzücken, denn so lachte die Natur an der Feier ihrer Verbindung in den Tagen ihrer ersten Liebe. Plötzlich rauschte es in den Sträuchen: Alma, Alma hüpfte hervor, blühend, wie die Gegend umher, Engelsfreude im flammenden Blick; der wunderbare Ernst ihres Auges, der erhabene Zauber ihres Wesens war von Kinderanmuth verdrängt; sie flog in die Arme der freudetrunkenen Ältern, und mit rauschendem Fittig schwebten zwei weiße Schwäne hoch in der Luft; eine Kette von Rosen und Myrten sank aus ihren Schnäbeln und umschlang die drei glücklichen Menschen. Doch jetzt fühlte Aline noch ein paar liebende Arme, die sie umschlangen; sie blickte auf, und ein erhabenes Weib stand neben ihnen; ein Kranz von Zeitlosen durchflocht ihr Haar, und auf ihren Wangen glänzte eine Schönheit, die Jugend und Frühling überlebt. Liebe Amme, rief Alma mit kindlich bittendem Ton, laß mich nun bei ihnen; sie haben das Land ihrer Jugend gefunden, sie haben die Blumen gefunden, die im ersten Stral der Sonne entglühen und die den Herbst überleben. Und wie Alexis sich umsah, erkannte er des guten Königs Schloß, sein Volk, das sich versammelte, und Freudengeschrei ertönte: »Der Wille unsers guten Königs ist erfüllt! seine Kinder sind glücklich!«

167

Indeß öffnete sich die Thür des Schlosses; ein Weibchen trat heraus, ein bischen runzlich und dürr, aber bunt angethan, und ein großer Strauß von Tausendschön hatte vollkommen Platz unter ihrem Kinn. Mit male-rischer Stellung breitete sie die Arme empor und rief: Welche frohe Töne hört mein Ohr! Geschieht endlich, was mein ahnend Herz nie bezweifelte? Alexis, Aline, Kinder meiner Pflege, meiner Sorgfalt, sind meine Lehren endlich lebendig geworden in Euern Herzen? – Unter diesen Reden hatte sie sich der glücklichen Gruppe genähert; sie blieb stehen und übersah sie mit entzückten Blicken. Wie ihr Auge auf Zeitlose fiel, schnitt sie ein Gesicht, das aber bald von einem gutmüthigen Lächeln verwischt ward. Gute Schwester, nahm sie mitleidig das Wort, Ihre Hülfe blieb unnöthig; meine Erziehung hat sich bewährt; nur die erste reine Kinderliebe ist die Ägide der Tugend. Aber wie kommt ihr mir vor, meine Geliebten? es ist so etwas Ernstes, Altfränkisches, und die albernen Blumen – Mütterchen, rief Alma und hielt der Fee Tausendschön Hand zurück, die eben die Kette fassen wollte, die Ältern und Kind umschlang; Mütterchen, das sag' ich Dir, laß mir die Blumen. Welch' ein bizarrer Geschmack! nahm das bunte Weibchen von neuem das Wort. Ich versprech' Euch Tausendschön, Rosen und Myrten. – Die glücklichen Menschen wiesen das wohlgemeinte Anerbieten freundlich ab. Sie lebten beglückend und glücklich; schöne Geschwister spielten mit der kindlichen Alma, die Zeitlose blieb ihnen die Blume der Liebe; aber mit leichter Hand pflückten sie auch jede andre, die der belebende Stral der Sonne hervorrief zum Kranze ihres Glücks. –